Harald R. Wohlrapp

Philosophisches Seminar der
Universität Hamburg

ARGUMENTIEREN UND HANDELN

Entwurf einer dialektischen Intercognitionstheorie

Konstanzer Online-Publikations-System (KOPS)
URL: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-242793

Meinen Lehrern

PAUL FEYERABEND und PAUL LORENZEN

gewidmet.

VORWORT

Die vorliegende Schrift ist das Ergebnis siebenjährigen Nachdenkens über Dialektik und Methode; angeregt und blockiert insbesondere durch Studien in Wissenschaftstheorie, Logik, vor- und nachsokratischer Metaphysik, dialektischer Philosophie, sowie einiger Beschäftigung mit Einzelwissenschaften, namentlich der Linguistik, der Wirtschaftstheorie und der Psychologie.

Mein eigentliches und mir selber erst allmählich klar werdendes Bemühen dabei galt der (wahrhaftig unbescheidenen) Frage, auf welche Weise wir heute zu einer philosophischen Durchdringung unserer Welt und des Lebens, das die Menschen in ihr führen, kommen können. Denn daß diese Durchdringung nicht mehr in der Weise möglich ist, in der sie bis ca. Anfang des 19. Jhdts. den Philosophen erreichbar war - indem sie eben alles wichtige Wissen ihrer Zeit selber besaßen - , das wollte mir kein hinreichender Grund dafür sein, daß es damit überhaupt vorbei sein sollte. Wie könnten denn Menschen dann noch vernünftig leben?

Dieser Frage nachzugehen, bzw. eine Formulierung zu finden, in der sie sich, wie ich inzwischen glaube, stellen läßt - nämlich als Frage danach, was ein (gültiges) Argument sei - war mir möglich dank meiner Assistentur am Philosophischen Seminar der Universität Hamburg; und dank der Großzügigkeit und Toleranz, mit der mir die Lehrpersonen dieses Instituts die Freiheit einräumten, im Inhalt häufig, in der Form mitunter, vom Standard abzuweichen.

Jeder wird erkennen, daß der in dieser Schrift entwickelte Gedankengang nicht abgeschlossen ist, sondern gleichsam im Übergang fixiert wurde.
Die wichtigsten Fragen sind nicht in durchgearbeiteter Form dargelegt, sondern stehen wie Markierungspunkte an den entsprechenden Stellen.

Weil aber die bisherige Durchführung einige gewichtige Probleme neu formuliert und dabei neue Hinweise auf Bearbeitungsmöglichkeiten gibt; und weil insbesondere die Gesamtkonzeption selber als ein solcher Hinweis dienlich sein kann, deshalb unternehme ich es getrost, das Buch in dieser Form vorzulegen.

Hamburg, Jahreswende 1977/78

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung 4

I. Kapitel: NATÜRLICHES ARGUMENTIEREN

Erster Abschnitt: Der Begriff des Argumentierens

1.1. Die Idee der Wahrheit 10
1.2. Begriffsbestimmung 'Diskutieren' und 'Argumentieren' 15
1.3. Form und Inhalt beim Argumentieren 19

Zweiter Abschnitt: Erläuterung argumentationstheoretischer Grundbegriffe 24

2.1. Kontroverse 25
2.2. Argumente 26
2.3. Thesen 27
2.4. Begründung 31
2.5. Einwände 36
2.6. Position, intra- und interpositionelles Argumentieren 39
2.7. Argumentationsschritt 44

Dritter Abschnitt: Die Problematik einer Argumentationstheorie 46

3.1. Ausgleich der Positionen im Kompromiß 47
3.2. Die ideale Sprechsituation 54
3.3. Idealisierung der Argumentationskompetenz 58
3.4. Argumentative Einführung argumentationstheoretischer Begriffe 61

II. Kapitel: THEORIE DES WISSENSCHAFTLICHEN ARGUMENTIERENS

Erster Abschnitt: Wissenschaftstheorie als Theorie wissenschaftlichen Argumentierens 69

Zweiter Abschnitt: Kritizismus als Theorie wissenschaftschaftlichen Argumentierens

2.1. Die Historizität der Kritik 74
2.2. Poppers ursprüngliche Auffassung vom wissenschaftlichen Argumentieren 77
2.3. Die Modifikationen durch die historistische Wende.. 83
2.4. Die Kontroversen zwischen den Protagonisten des Historizismus 87
2.5. Kuhns Beitrag 92
2.6. Lakatos' Beitrag 96
2.7. Feyerabends Beitrag 104
2.8. Das Inkommensurabilitätsproblem und die Lösung des Gordischen Knotens 108
2.9. Der Beitrag des Kritizismus zu einer Theorie des wissenschaftlichen Argumentierens 120

Dritter Abschnitt: Konstruktivismus als Theorie wissenschaftlichen Argumentierens

3.1. Systematische und historische Lokalisierung 126
3.1.1. Konstitution als begründende Rekonstruktion 126
3.1.2. Drei Quellen, drei Bestandteile 129
3.2. Die konstruktivistische Auffassung von Argumentieren 132
3.2.1. Pragmatische und methodische Ordnung 133
3.2.2. Die "Kritisierbarkeit" der methodischen Schrittfolge 142
3.3. Das Problem des sicheren Anfangs 154
3.3.1. Kulturinvarianz 154
3.3.2. Das transzendentalpragmatische Argument 157
3.3.3. Der Rückgriff auf die Lebenspraxis 159

3.3.4. Identität des Begründenden und des zu Begründenden 161
3.4. Der Handlungsbegriff im Konstruktivismus 162
3.4.1. Der Handlungsbegriff in den Rekonstruktionen der Fundamente der Wissenschaften 162
3.4.2. Der Handlungsbegriff im Regelschritt 167
3.4.3. Der Handlungsbegriff im Kausalschritt 171
3.4.4 Der Handlungsbegriff im Finalschritt 182
3.5. Zusammenhang zwischen Argumentieren und Handeln ... 192
3.6. Der Beitrag des Kontruktivismus 194

III. Kapitel: THEORIE DES FORMTRANSZENDENTEN ARGUMENTIERENS

Erster Abschnitt: Kritik der Theorie des rationalen Argumentierens

1.1. Natürliches und wissenschaftliches Argumentieren .. 200
1.2. Die Grenzen des rationalen Argumentierens 203
1.3. Die Voraussetzungen des rationalen Argumentierens .. 207

Zweiter Abschnitt: Kritik der Theorie des rationalen Handelns

2.1. Die Verbindung zwischen rationalem Argumentieren und rationalem Handeln 214
2.2. Der natürliche Handlungsbegriff 218
2.3. Der rationalistische Handlungsbegriff 220

Dritter Abschnitt: Das Konzept formtranszendenten Argumentierens

3.1. Unterschied - Gegensatz - Widerspruch 226
3.2. Argumentieren als Überwinden der Widersprüche 233

Vierter Abschnitt: Der argumentativ-handelnde Zyklus des Bewußtwerdens

4.1. Charakterisierung des Weges des Bewußtwerdens 246
4.2. Anfang 253

4.3. Darstellung 255
4.4. Vorstellung 262
4.5. Handeln 268
4.6. Auswertung 274
4.7. Abgrenzungen zu Rationalismus, Voluntarismus und Fatalismus 279

IV. Kapitel: EIN BEISPIEL: JAN FOUDRAINES THERAPEUTISCHE MASSNAHMEN IN UPPER COTTAGE

Erster Abschnitt: Der Sinn dieses Beispiels 284

Zweiter Abschnitt: Einige Bemerkungen über die Geschichte der Psychiatrie 288

Dritter Abschnitt: Bericht über Foudraines Vorgehen 295

Vierter Abschnitt: Darstellung des Vorgehens als Handlungs - Forschungsprogramm 306

4.1. Erster Zyklus: Patienten aktivieren, Personal umaktivieren
4.1.1. Die Anfangsproblematik 307
4.1.2. Erste Phase: Erklärung und Kritik 311
4.1.3. Zweite Phase: Vorstellung und Begründung 327
4.1.4 Dritte Phase: Das Handeln 336
4.1.5. Vierte Phase: Die Auswertung 341
4.2. Zweiter Zyklus: Abbau der institutionalisierten Hierarchie 348
4.3. Dritter Zyklus: Abbau des Krankheitsverständnisses .. 353

Fünfter Abschnitt: Schlußbemerkung- Ob diese Handlungs- und Argumentationstheorie dialektisch ist? .. 355

Anmerkungen 357

Verzeichnis der zitierten Literatur 390

Einleitung:

Gemeint und gewollt ist vieles. Was ist richtig? Gibt es etwas, das in der schönen Vielfalt und im leidvollen Widerstreit sich zurecht durchsetzt? Ist es zu erkennen?

Die Frage nach wahrer Erkenntnis beschäftigt die Menschen (im Abendland) seit der griechischen Aufklärung. Es ist die Frage, die Sokrates in mannigfaltigen Variationen stellt. Und die von ihm geführten Gespräche, soweit wir in Platons frühen Dialogen einen Eindruck davon bekommen, gelten zugleich als die früheste Antwort auf die Frage: Die Wahrheit liegt dabei im Prozeß der Auflösung der Festigkeit von Positionen des Meinens und Wollens im argumentierenden Gespräch.
Mit der Systematisierung inhaltlichen Wissens, spätestens seit Aristoteles, geht die Wahrheitsfrage in die Frage nach der Begründung einzelner Behauptungen über und führt zur zunehmenden Spezialisierung und Ausgliederung von Themen aus der Philosophie in besondere Wissenschaften. Sofern es dabei um empirische Gegenstände geht, suchte man eine mit der jeweiligen Sache "übereinstimmende" Ansicht zu gewinnen.
Die allgemeine Fassung der Frage erlebte dann wieder eine Blüte in der mittelalterlichen Philosophie, die sie als das Problem der Erkennbarkeit Gottes bearbeitete. Das Gefragte überschritt in jedem Fall die Frage, die aber darüber nicht resignierte, sondern glänzende Synthesen von Scharfsinn und Frömmigkeit hervorbrachte.
Mit Anbruch der Neuzeit wird die Frage wieder säkularisiert und in Gestalt der (damals noch nicht so genannten) Erkenntnistheorie zum Grundthema der Philosophie gemacht. Kants Kritiken stellen zweifellos den Höhepunkt dieser Bemühungen dar. Die dort gegebene Antwort besagt im Kern,

daß wahre Erkenntnis möglich ist, insofern das Subjekt über Formen verfügt, die allgemein menschlicher Besitz seien. Die Begründung dieser Formen (mithilfe der transzendentalen Deduktion) und die Begründung der Beziehung der Formen aufs Material (mithilfe der Urteilskraft) blieben offene Stellen.
Hegels dialektische Philosophie setzt an der Kritik dieser Lücken ein und verwirft die einschränkende Voraussetzung in der Fragestellung: Für die Wahrheit gebe es keine abstrakt-allgemeinen Kriterien. Wahrheit sei die konkrete Überwindung der Unwahrheit, welche im Widerspruch auftrete. Die Wirklichkeit, insofern sie sich als der Prozeß der Überwindung der Widersprüche begreifen lasse, sei die Gestalt der Wahrheit.
Für die Vervollständigung dieser Einsicht um die Gesichtspunkte, daß erstens in dieser Überwindung das menschliche Subjekt praktisch tätig sei, und zweitens, daß es von gesellschaftlichen Verhältnissen geprägt sei, und daß drittens die handelnde Überwindung der gesellschaftlichen Widersprüche kein kontinuierlicher Prozeß sondern eine Abfolge diskontinuierlicher Umwälzungen sei, sind Feuerbach und Marx zu nennen. Dieser Strang führt weiter zu den sozialen Auseinandersetzungen und der Soziologie als theoretischem Reflex derselben.
Dies ist das eine Ende der philosophischen Fragestellung im vorigen Jahrhundert. Das andere Ende ist die sprunghafte Entwicklung, die seit der Jahrhundertmitte die Naturwissenschaften und die technische Realisierung ihrer Ergebnisse durchmachten. Hierdurch wurde das erkenntnistheoretische Fragen zum Schweigen gebracht, und seit Comte, besonders aber dann in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, als Wissenschaftstheorie neu begonnen. Dabei findet gegenüber der alten Erkenntnistheorie, neben technischen Verbesserungen der logischen Ausdrucksmittel, eine entscheidende Modifikation statt: nicht mehr ob und wie

wahre Erkenntnis möglich sei, wurde gefragt, sondern es wurde zunächst einmal anerkannt, daß sie ja stattfand, nämlich in den exakten Wissenschaften und daß deren Ergebnisse unleugbar, weil in der großen Industrie verwirklicht, waren. Es wird also nicht mehr die Möglichkeit, sondern die Wirklichkeit von Erkenntnis untersucht; und zwar hinsichtlich allgemeiner Kriterien, die deren Wahrheit verbürgen sollten und nach Möglichkeit auch auf Erkenntnisbemühungen anderer Gegenstandsbereiche übertragen werden könnten.
Die Wissenschaftstheorie hat den Platz der Erkenntnistheorie innerhalb der philosophischen Tradition beansprucht und, wie mir scheint, hat sie damit Recht gehabt. Sie versuchte auf allgemeinem Niveau das zu formulieren, was, die Widersprüche überwindend, sich wirklich als Wissen durchsetzte; und zwar versuchte sie das in Gestalt von Kriterien auszudrücken, nach denen sich wahre Erkenntnis von bloßer Meinung unterscheiden ließe. Die Aspekte, daß, die Wahrheit zu erkennen, auch ein Handeln sei, und daß man damit nicht kontinuierlich, sondern diskontinuierlich vorankäme, blieben zunächst ausgespart, sind aber durch die jüngsten Entwicklungen der Wissenschaftstheorie (im Konstruktivismus und in der historistischen Wende des kritischen Rationalismus) berücksichtigt. Und seither ist auch die Frage wieder offen, was Erkenntnis sei, und es ist nicht zu sehen, wie sie als Wissenschaftstheoretische beantwortet werden könnte.

Nun gibt es seit cirka 2o Jahren eine theoretische Beschäftigung mit einer generellen Theorie der Argumentation, als deren Beginn ich die Publikation der Bücher von Toulmin[1)] und Perelman[2)] ansehe. Diese Entwicklung läßt sich verstehen als ein erneutes, verallgemeinerndes Wiederaufgreifen der Frage nach der Wahrheit, wobei man sich der Beschränkungen, die aus den Rationalitätsvorstellungen

der maßgeblichen Wissenschaften (Physik und Mathematik) resp. der daran orientierten Wissenschaftstheorie erwachsen waren, zu entledigen gedachte. Der Beginn dieser Argumentationstheorie liegt, so gesehen, in der Auffassung, daß Wahrheit doch mehr sei, als die von der Wissenschaftstheorie erfaßten Kriterien. Die mittlerweile angelaufene Rezeption dieses Beginns und die jetzt rasch zunehmende Beschäftigung mit solch einer generellen Theorie des Argementierens, dürften sich aus den Auflösungserscheinungen des ursprünglichen wissenschaftstheoretischen Programms[3] verstehen lassen.

Man wird aufgrund dieser Skizze erkennen, welche Bedeutung ich einer Theorie des Argumentierens beilegen möchte: Wissenschaft ist, so kann man heute sagen, nicht per se ein Prozeß, in dem wahre Erkenntnis vorankommt, sondern muß als ein solcher noch eigens aufgewiesen werden. Wissenschaftstheorie wäre damit Teil ein umfassenderen Disziplin, in der diejenigen Eigenschaften, die die Rationalität der Wissenschaft konstituieren, zusammen mit den Handlungs- und Denkweisen reflektiert werden, in denen Menschen heute etwas als wahr zu erkennen versuchen. Als diese Disziplin könnte man die Argumentationstheorie auffassen.

Sie faßt die bisherigen Schwerpunkte der Entwicklung der Wahrheitsfrage zusammen, stellt allgemein die Frage nach der Wahrheit, berücksichtigt, daß es Menschen sind, zwischen denen die Frage im konkreten Fall gestellt und beantwortet wird. Soweit ist sie bislang als Theorie rationalen Argumentierens gekommen; wobei sie insbesondere bemüht ist, die größte Einschränkung der Wissenschaftstheorie nämlich die Beschränktheit der Rationalitätskriterien auf deskriptive Aussagen, zu überwinden. Wenn es gelänge, der Argumentationstheorie Gesichtspunkte einzuverleiben, unter denen Erkennen und Handeln einheitlich begriffen werden können und der Prozeß des auf Wahrheit

gerichteten Argumentierens nicht unbedingt als kontinuierlich konzipiert gesehen werden muß, dann könnte eine solche Disziplin als umfassende Wahrheitstheorie auftreten.

Sie wäre damit auch wieder am Anfang angekommen: Daß nämlich die Wahrheit im Prozeß des Argumentierens läge. Und sie wäre auf einer höheren Stufe dorthin zurückgekehrt: Die Argumentationstheorie wäre einerseits Theorie des argumentierenden Gesprächs. Andererseits, in dem sie alle dabei verwendeten Gesichtspunkte und Verfahrensweisen nicht voraussetzt, weil sie nämlich nicht positive, inhaltliche Theorie ist, sondern sich selber in der Argumentation immer wieder zur Disposition stellt, wäre sie zugleich Teil des Argumentierens selber.
Zu einer so verstandenen, allgemeinen philosophischen Argumentationstheorie möchte ich in der folgenden Schrift einige Vorarbeiten leisten.

Die Arbeit enthält vier Kapitel. Im ersten Kapitel bemühe ich mich, ausgehend von dem im Alltag ständig geübten "natürlichen" Argumentieren, um Grundbegriffe und -überlegungen, die übergreifende Formulierungen zum Argumentieren im täglichen Leben, in der Wissenschaft und darüber hinaus, gestatten.
Im zweiten Kapitel wird unter dem Gesichtspunkt 'Wissenschaftstheorie als Theorie der wissenschaftlichen Argumentation' ein Vergleich zwischen kritisch-rationaler und konstruktivistischer Wissenschaftstheorie durchgeführt. Dabei ergibt sich für mich, daß beide Ansätze, allein genommen, unvollständig sind, daß sie aber gerade derjenigen Elemente ermangeln, die der jeweils andere Ansatz als Charakteristika enthält. Im Kritischen Rationalismus sind das die Historizität des Argumentierens und die Konzipierung inkommensurabler Positionen. Und im Konstruktivismus

sind es die Praxis beim wissenschaftlichen Vorgehen und der methodische Aufbau der Position.
Im dritten Kapitel versuche ich die gewonnenen Gesichtspunkte mit den zu Beginn formulierten zu einem Konzept formtranszendierenden Argumentierens, bei dem Argumentieren und Handeln einen ineinander verschränkten Prozeß bilden, zusammenzufügen.
Im vierten Kapitel schließlich soll an einem Beispiel - ein Stückchen Wissenschaftsgeschichte der neueren Psychiatrie - demonstriert werden, wie dies Konzept arbeiten könnte.

I. Kapitel NATÜRLICHES ARGUMENTIEREN

1. Der Begriff des Argumentierens

1.1. Die Idee der Wahrheit

"Dem unbefangenen Menschen wird die Wahrheit immer ein großes Wort bleiben und das Herz höher schlagen lassen." So steht es in Michelets Nachschrift von Hegels "Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie"[4].
Natürlich ist die philosophische Situation heute verändert. Der sprachkritisch Gebildete getraut sich das große Wort kaum in den Mund zu nehmen, hat er doch mit der kleinen Version - dem Begriff der Wahrheit einer Aussage - schon genug Schwierigkeiten. Es liegt in dieser Zurückhaltung, außer Bescheidenheit und/oder Skepsis auch das Vorurteil, daß, die Aussagenwahrheit zu klären, die Voraussetzung des sinnvollen Redens über alles Weitere sei; daß man erst darauf aufbauend ggf. nachforschen könnte, ob es einen weiterreichenden Begriff von Wahrheit gebe. Dies nenne ich deshalb ein "Vorurteil", weil es nicht in einer als wahr nachgewiesenen Aussage formulierbar ist.
Dies Vorurteil ist jung, etwas über ein halbes Jahrhundert lang beherrscht es die Geistesgeschichte. Das ist wenig gegen die mehrtausendjahre alte Vermutung, daß die Wahrheit des Ganzen zu begreifen sei (das, worauf sich das "große Wort" bezieht) und daß sie insofern dann auch in Teilen (wie der Wahrheit von Aussagesätzen) erkannt werde; und ebenso umgekehrt. Daß es hier keine Voraussetzungen gebe, die von dem, was dann darauf gesetzt werden soll, ganz abgetrennt wären. Wie der Löffel, den man erst haben müßte, um den Brei zu essen. (Oder die Mathe-

matik, um eine physikalische Hypothese aufzustellen).
Nun ist aber die Berufung auf die unterschiedlich lange Zeit, in der das eine gegolten hat und das andere gilt, kein starkes Argument. Und deshalb sollte man es nicht in Anspruch nehmen. Man braucht es aber auch gar nicht. Es reicht, zu sehen, das die moderne Zurückhaltung gegenüber "der Wahrheit" auf einem Vorurteil beruht. Dem sich nicht anzuschließen nicht allein Sache des "unbefangenen Menschen" ist. Sondern ebensosehr des durch und durch befangenen, skrupolösen, der nichts gelten lassen will, als was er genau formulieren kann und aufgrund von feststehenden Kriterien als diesen Kriterien entsprechend feststellt.

Wie mir scheint, ist Hegels starker Satz immer noch richtig. Ein intuitives Bewußtsein, daß es "die Wahrheit" gebe, äußert sich immer, wo Menschen die Entzweiungen, das Leiden am Vergangenen und Gegenwärtigen und die Sorge vor dem Kommenden nicht für das letzte Wort halten - wo in Gestalt von Traum, Glaube, Liebe, Hoffnung, die Idee aufglüht, daß das Leben schön und voll und ganz sein könnte, daß man in sich ergänzender Übereinstimmung mit dem je Verschiedenen in der Welt und bei den anderen Menschen wäre; und die Not, sich ständig abgrenzen und sichern zu müssen, als ein unvollkommener und zu überwindener Zustand gilt.
Ich möchte, um nicht ständig von der Wahrheit in Anführungszeichen schreiben zu müssen, über solche Hinweise, als über die 'Idee der Wahrheit' oder eben auch 'die Wahrheit' reden. Wichtig für das Verständnis des Folgenden ist nun, daß ich diese Idee an keiner Stelle systematisch behaupte, bzw. unterstelle, daß der Satz 'Es gibt die Wahrheit' oder '... die allgemeine Überwindung der Entzweiung' oder dergl. etwa als wahr erwiesen wäre.
Der Sinn dieser Formulierung ist vielmehr eine Erinnerung, auf die ich mich im Fortgang des Gedankens hin und wieder

beziehe. Wen das an nichts erinnert, der ist dadurch nicht vom Verständnis ausgeschlossen. Auch die Begriffsbestimmungen, die auf diese Idee Bezug nehmen, sind für einen Skeptiker zwar an dieser Stelle (an der über die"Richtung" des Argumentierens geredet wird) leer, aber dadurch nicht sinnlos, weil ja immer noch prüfbare Verfahrensvorschläge da sind. Dahinter steht die Überzeugung, daß das angemessene Reden über die Wahrheit nicht das Behaupten und Argumentieren sei, sondern das erinnernde Vergegenwärtigen dessen, was geschieht. Welches daher, wenn es unerwünscht ist, ebenso unterbleiben kann (insbesondere dann, wenn das, was da erinnernd zu vergegenwärtigen wäre, tatsächlich gegenwärtig ist).

Viel weniger verbreitet, jedenfalls unter den heutigen Menschen unseres Kulturkreises, dürfte die Ausprägung der Idee der Wahrheit als eines Weges sein, den man gehen und auf dem man vorankommen könnte. Das war zu anderen Zeiten anders[5] und ist bis heute in anderen Kulturen anders[6]. Mir scheint dies daran zu liegen, daß die Vorstellungen davon, was ein Weg im Zusammenhang mit der Wahrheit sein könnte, vom Vorgehen der Wissenschaften geleitet sind. Und dieses Vorgehen ist nach üblichem Verständnis "methodisch". Das besagt in der hier wichtigen Hinsicht, daß ein Weg da ist, der zu einem Ziel führt, der selber aber etwas anderes ist als dies Ziel und von dem auf eine, von Weg und Ziel unabhängige, Weise feststeht, daß er zum Ziel führt. Daß die Wissenschaften mit diesem Verständnis an einer wichtigen Stelle - nämlich wo es um die Bestimmung dessen geht, was ein "Fortschritt" sei - nicht auskommen, davon wird in dieser Arbeit ausführlich die Rede sein. Hier ist zunächst zu konstatieren, daß das methodische Vorgehen, bei dem man Eines hat und dann damit ein Anderes tun kann, in den Wissenschaften angesiedelt wird. Und daß die Wissenschaften allgemein als die Wege gelten, die, wenn nicht

zur Wahrheit, so doch zur Wahrheit über diesen oder jenen Gegenstand führen oder doch wenigstens zu einer Annäherung daran.
Teilt man diese Auffassung, so hat man einen Begriff von einem Weg "zur Wahrheit", der dann deshalb, weil auf ihm nie an ein Ende zu kommen wäre, auch als Weg "der Wahrheit" aufgefaßt werden kann.
Doch dies ist meist schon Suggestion der Apologeten der Wissenschaftsgläubigkeit, also einer Auffassung, die die Wahrheitsidee als in den Wissenschaften realisiert oder realisierbar zufriedenstellen möchte. Ohne darüber zu raisonnieren, was dies zu tun bedeuten würde, möchte ich es als den"Weg des Verstandes" bezeichnen. Mit dem Verstand voranzukommen, besagt, zu wissen wo man jeweils hinkommen will, und zu wissen, inwiefern man dort auch tatsächlich hinkommt. Der Weg des Verstandes ist der Weg des als allgemeingültig ausgewiesenen Wissens. Und dieser ist es, der heute in unserem Kulturkreis die Vorstellung vom Annähern an die Wahrheit prägt.
Der "unbefangene Mensch", um ihn noch einmal heranzuziehen, scheint aber mittlerweile den Verheißungen der Wissenschaft reservierter gegenüberzustehen. Zu offenkundig ist inzwischen, daß die dort eingeschlagenen Wege zwar ins Unausdenkbare führen, aber insbesondere eben auch ins unausdenkbar Üble[7]. Besonders seit der Befürchtung einer bevorstehenden allgemeinen ökologischen Krise[8] haben die Wissenschaften zunehmend den Glanz eingebüßt, den sie bei ihrer Entfaltung im vorigen Jahrhundert erworben hatten.
Damit geht auch die Vorstellung verloren, daß es einen Weg gebe, der zur Wahrheit führe. Und dies ist kein Schade, insofern der Weg des Verstandes für die wichtigsten Dinge keine Antwort ist (er ist nicht der Weg, sondern die Befestigung des Weges zur/der Wahrheit).

Man muß sich wohl zunächst ganz von solchen methodischen Vorstellungen lösen, um hier weiter zu kommen und zu bemerken, daß es noch etwas anderes gibt. Etwas, das ich, der bei Nicolaus von Cusanus erstmals systematisch dargelegten Unterscheidung entsprechend[9], den "Weg der Vernunft" nennen möchte. Das Besondere an den damit verbundenen Vorstellungen ist das eigentümliche Verhältnis des Weges zu dem Ziel, zu dem er führen soll. Weil dies Verhältnis einiges von der Art der Überlegungen hat, die ich unten als "formtranszendentierendes Argumentieren" zu explizieren versuche, möchte ich es kurz charakterisieren:

Üblicherweise hat ein Weg einen Anfang und führt zu einem Ziel. Man kann ihn gehen, weil er zum Ziel führt - "the long way to Tipperary", dessen Ziel "the sweetest girl I know" ist. Oder man kann ihn gehen, weil der Vollzug ein Genuß ist - der Eifel-Rundwanderweg Nr. 6, inklusive Trimm-Dich-Pfad. Im ersten Fall ist der Weg gleichgültig bis lästig: Wenn er doch schon zurückgelegt wäre. Im zweiten Fall enthält erkeinen Fortschritt. Man kann, bei weniger Muße, die Kurzversion 6a (ausgeschildert mit F.E., 'Für Eilige') gehen.
Die Eigenart des Weges, der hier gemeint ist, besteht darin, daß er keinen Anfang hat. Wenn man ihn zu gehen beginnt, bemerkt man, daß er immer schon begonnen hat. Und daß er kein Ziel im Sinne von Ende hat. Für das Verhältnis zwischen Weg und Ziel ist der Vergleich mit einem Pilgerpfad nicht unnütz: Er macht den Gehenden empfänglich für die Bedeutung des Heiligtums, zu dem er führt. Glaubt man, es käme auf das Heiligtum allein an, dann kann man ebensogut eine Straße dorthin bauen. Nach Delphi führt heute eine vierspurige Asphalttrasse und die Szenerie im Tempelhain - Shorts und Bierdosen - lehrt ganz eindrucksvolle Dinge über das Verhältnis Weg - Ziel. Glaubt man, weil

man ungläubig ist, es käme allein auf den Weg an - so die europäischen und amerikanischen Tramps, die auf den Pilgerpfaden in Nepal Wanderungen machen - dann ist das Heiligtum nichts weiter als eine Sehenswürdigkeit, herausgehoben allenfalls als Wendemarke.
Der Weg der Vernunft ist wohl von der Art des Pilgerpfads, nur daß er, wie gesagt, keinen Anfang hat und daß er an jeder Stelle das Ziel hat (möglicherweise gilt aber für den Weg des richtigen Pilgers auch beides).

Nun sind ja das nur Bilder. Läßt sich das darin Ausgedrückte auf die Idee der Wahrheit beziehen? Und wird dabei vielleicht eher einsichtig, daß das mehr als Traum oder Flucht ist? Sicherlich gibt es (und zwar beim unbefangenen Menschen häufiger als beim befangenen, der immer schon die Gefahren kennt und Rücksichten nimmt) stets Versuche, zu überschreiten, was man ist, hat und weiß und Übereinstimmungen auch neben und gar gegen "besseres" Wissen anzustreben. In jedem Versuch, problematische Entzweiungen zu überwinden, indem man den Rahmen, in welchem die Entzweiung problematisch ist, überschreitet, äußert sich - wenn auch vereinzelt und meist ohne Bewußtsein davon, was dort getan wird - ein intuitives Vorgehen gemäß den "Weg der Vernunft". Manchmal gelingen solche Versuche. Worin könnte ihre Besonderheit liegen. Man sollte vernünftig sein, meint fast jeder. Aber wie?

1.2. Begriffsbestimmung 'Diskutieren' und Argumentieren'

Menschen in unserem Kulturkreis sind gewöhnt und auch mehr oder weniger geübt, bei Meinungsverschiedenheiten oder problematischen Entscheidungen zu diskutieren. Das für das Diskutieren relevante Verhältnis möchte ich 'Kontroverse' nennen. Eine Kontroverse liegt vor, wenn über

die Bestimmung irgendeiner beliebigen Sache zwischen irgendwelchen daran Beteiligten Differenzen auftreten. Das Wort 'Bestimmung' soll sowohl normative als auch deskriptive Bedeutung haben. Eine Sache anders bestimmen als jemand anders soll also sowohl heißen können: wollen, daß sie anders sei, als auch meinen (oder wissen), daß sie anders sei.

Kontroversen und das Bemühen, sie diskutierend zu beheben kommen auf Schritt und Tritt im täglichen Leben vor. Exemplarisch: Am Biertisch, auf dem Markt, in der Kindererziehung, in Freundschaften, Ehen. Ebenfalls (ob das nun tägliches Leben ist oder nicht) kommen sie in Politik und Wissenschaft ständig vor.

Fragt man, was über exemplarisches Bestimmen hinaus, unter Diskutieren zu verstehen sei, dann kommt es für eine Antwort darauf an, was der Fragende für wichtig hält. Ferner auch: was diejenigen, die diskutieren, und deren Handlungsweise ja dann bestimmt werden soll ('bestimmt' im obigen Sinne), für wichtig halten. Hier ist natürlich als Antwort vielerlei möglich. Und jedenfalls wird dabei einerseits zuzusehen sein, was getan wird oder werden soll, andererseits woraufhin es zu tun wäre. Man könnte z.B. antworten, Diskutieren sei sprachliche Auseinandersetzung zur freiwilligen Übereinstimmung über den kontroversen Gegenstand; oder es sei der Versuch herauszufinden, wer Recht hat; oder der Versuch, wechselseitig gegeneinander Recht zu haben; oder: Recht zu behalten... Es dürfte einleuchten, daß je nachdem, worauf man sich hier einläßt, die Beurteilung sämtlicher Kontroversen, ihrer Ergebnisse und ihrer Vergeblichkeiten, bereits ein kleines bißchen bestimmt sind. Wenn etwa jemand meint, Diskutieren sei so etwas wie 'Aufeinandereinreden um Recht zu behalten', dann liegt es auf der Hand, daß dieser Tätigkeit kein besonderer, die Menschen zu Recht verbindender Sinn beigemessen wird. Doch könnte sich das möglicherweise

korrigieren lassen, wenn nun diese Bestimmung ihrerseits diskutiert würde.

Ich möchte in dieser Schrift Diskutieren als den Standardversuch der Annäherung an die Wahrheitsidee auffassen und insofern dann auch 'Argumentieren' nennen. Man könnte in ähnlicher Zielrichtung zwei Aspekte unterscheiden, nämlich "Diskutieren" als das Zerlegen der Kontroverse und "Argumentieren" als das Darlegen dessen, was man für das Wahre hält. Letztlich ist das aber dasselbe. Und insofern sich nicht aufgrund feststehender Kriterien entscheiden läßt, wieweit in einer Diskussion den Beteiligten bewußt ist, daß sie die Wahrheit suchen, deshalb ist der Sprachgebrauch für diese Arbeit auch beinahe gleich. Ich rede bevorzugt dann von 'Argumentieren', wenn ich den Aspekt betone, daß m.E. die entsprechende Handlungsweise auf die Wahrheit abzielt. Soweit zunächst der Aspektunterschied.
Ich denke, daß diese Bestimmung noch nicht restriktiv ist, weil die Formulierung des Wahrheitsideals es ja auch nicht ist. Hat man überhaupt etwas gewonnen mit dieser Bestimmung? Immerhin ist Diskutieren danach ein Weg, auf dem es ein Weiterkommen gibt, welches darin besteht, daß Kontroversen unter Berücksichtigung aller Teile der Sache überwunden werden. Abgekürzt: daß sie "allgemein" überwunden werden. Zum zweiten hat man gewonnen, daß im Zuge einer näheren Bestimmung dessen, was Diskutieren ist, auch die Wahrheitsidee näher bestimmt wird.

Fragt man, was Diskutieren ist, so ist das die gleiche Frage, wie, wovon es sich unterscheidet, sich unterscheiden soll und wovon es unterschieden wird und werden soll. Das sind recht verschiedene Dinge, wie man sich an Parallelbeispielen klarmachen kann: Daß die

Sonne scheint wird als "schönes Wetter" vom bedeckten Himmel unterschieden. Dem Bauern, der Regen braucht, ist das schon eins, weshalb soll er es unterscheiden. Noch gleichgültiger scheint es dem Wetter zu sein. Die schwarzen und die weißen Kinder in den US-Südstaaten unterscheiden sich, sollen sich - wenn es nach den weißen Eltern geht - auch unterscheiden; möglichst weitgehend: etwa als Besucher einer Schule, mindestens als Mitglieder einer Klasse. Nach der Gesetzgebung sollen sie sich in diesen Hinsichten nicht unterscheiden.

Was das Diskutieren angeht, haben wir den Theoretiker und die Diskutierenden. Der Theoretiker kann (und muß unbedingt) selber Diskutierender sein; das ändert nichts daran, daß sich ein Verhältnis ergibt zwischen der Sache und ihrer Theorie. In der Theorie wird bestimmt, wie das Diskutieren sich von anderen Dingen unterscheidet. Nach der üblichen Meinung unterscheidet es sich erheblich von anderen Weisen des Behandelns von Kontroversen: Von Zwang[10] und von Betrug[11]. Zwang liegt vor, wenn andere an der Kontroverse Beteiligte "von außen" bewegt werden, ihre differierende Bestimmung des Gegenstandes aufzugeben. Betrug liegt vor, wenn sie "von innen" bewegt sind, aber diese innere Bewegung von außen erzeugt wird.
Diese Antworten sind ja auch nur intuitiv. Aber jeder weiß aufgrund von Beispielen aus der Lebenserfahrung, daß eine unter Drohung oder Gewalt erreichte Aufhebung einer Kontroverse etwas anderes und Schlechteres ist als eine durch Diskussion überwundene: die Kontroverse ist ja nicht behoben, sondern bloß beendet. Und wer weiß wie lange. Meistens solange, bis der Gezwungene sich stark genug fühlt, Paroli zu bieten. Im Falle des

Betrugs ist es ähnlich. Die Kontroverse scheint hier behoben, und wird umso schärfer ausbrechen, wenn der Betrogene aufmerksam wird. Was Zwang und Betrug genauer sind, das ist wiederum nur genauer zu bestimmen, wenn man genauer bestimmt, was Diskutieren ist. Allgemeiner formuliert: Wovon sich Diskutieren unterscheidet, das ist im gleichen Maße anzugeben, wie wir angeben können, was Diskutieren ist. Das Diskutieren bestimmt sich über das, was es nicht ist. Und insofern wir dieses nicht genau kennen, wissen wir nicht genau, was Diskutieren ist.

1.3. Form und Inhalt beim Argumentieren

Man braucht auch gar nicht zuerst zu überlegen, was Diskutieren sei. Man kann ruhig zuerst diskutieren, und dann darüber überlegen. Weniger provokant: Diese Frage tritt ja in einer Situation auf, in denen es Diskussionen gibt. Und es gibt bei denen, die diskutieren, immer Bemühungen auszugrenzen, was nicht dazugehören soll, weil es für den Weg der Willkür - also des Übergehens von Beteiligten durch Zwang oder Betrug - geeignet ist.

Um auszudrücken, was dabei gemacht wird, möchte ich zwischen der "Form" und dem "Inhalt" von Handlungsweisen unterscheiden. Über die Form redet man, wenn man sagt, welche Invarianzen in dieser Handlungsweise vorkommen. Beim Diskutieren sind das z.B. Sprachregeln, Höflichkeitsfloskeln, das Befolgen von Tagesordnungen, das Einhalten von Rednerlisten usw. Jede derartige Invarianz ist eine Form, alle Formen, die zusammengenommen das Diskutieren ausmachen, sollen auch "die Form" des Diskutierens genannt werden dürfen.
Über den Inhalt redet man, wenn man sagt, worauf es bei Handlungsweisen ankommt. Beim Diskutieren ist das

offensichtlich - insofern diskutiert man ja - von Beteiligten zu Beteiligten verschieden. Jeder hat "seinen" Inhalt, u.U. läßt sich bei einem einzelnen Diskussionsbeitrag von einem Inhalt reden. U.U. gelingt es, über die Inhalte einer ganzen Diskussion etwas zu sagen, das soll dann - analog zur Rede von Form - als über "den" Inhalt gehend aufgefaßt werden.
(Der Sinn dieser Redeweisen ist das alte metaphysische Prinzip des Verhältnisses von Teil und Ganzem[12]. Doch ist ein Rekurs darauf nicht systematisch ~~möglich~~ nötig. Auf die Problematik meiner gesamten Begriffsbildung gehe ich explizit im Punkt I.3. ein.)

"Der" Inhalt des Diskutierens überhaupt ist die Wahrheitsidee. Über die Form des Diskutierens müßte sich immerhin sagen lassen, daß sie dem Inhalt adäquat sein soll. Der Versuch, das Diskutieren allein über den Inhalt von etwas anderem, ihm zuwiderlaufenden abzugrenzen, wird nicht viel nützen, weil - auch das lehrt die Lebenserfahrung - jeder leichthin in Anspruch nehmen wird, es ginge ihm um die Wahrheit; oder die Berücksichtigung aller Beteiligten ("das Gemeinwohl", wie es gern genannt wird).
Auf diese Weise wird der Versuch, das Diskutieren zu bestimmen, wesentlich zum Versuch, Formen zu finden, die dem Diskutieren nicht von außen auferlegt sind, sondern die sich im Diskutieren von selber bilden, insofern die Diskutierenden die Wahrheit anstreben.
Im Hinblick darauf, daß derartige spontane Formgebung teils beobachtet, teils angenommen werden kann, soll das Argumentieren in dieser ersten Betrachtungsebene "Natürliches Argumentieren" (von nasci) heißen und durch diesen Aspekt vom reflektierten Argumentieren in der Wissenschaft und im darüber hinausgehenden Denken unterschieden sein.

Eine genauere Bestimmung dieses Argumentierens müßte sichtbar machen, wie Argumentationsformen beschaffen sind, die, vom Inhalt bestimmt und ihn bestimmend, mit ihm übereinstimmen. Man könnte zunächst annehmen, daß solch eine Bestimmung eine "Theorie" der Argumentation wäre (also eine Gruppe von geordneten Sätzen, aus denen hervorgeht, was Argumentieren vor anderen Dingen auszeichnet); und daß die entsprechenden Formen "Kriterien" des Argumentierens wären.

Wenn, was bislang stillschweigend unterstellt werden konnte, Argumentieren als sprachliche Handlungsweise aufgefaßt wird, wir uns aber auch eine nichtsprachlichhandelnde Annäherung an die Wahrheit vorstellen können, dann ist offenbar das Argumentieren selber eine Form der Annäherung (neben anderen). Nach üblichem Verständnis - welches sich darin zeigt, daß Diskutieren eine bei Kontroversen ohne weiteres eingeschlagene Handlungsweise ist: gleich kommt die Frage 'Warum?' oder 'Warum nicht?' - ist es nicht nur irgendeine, sondern es ist die systematisch erste Form. Weitere Formen ergeben sich, wenn man nun, entsprechend dem Gegenstand und den näheren Umständen der Kontroverse, für nützlich hält, Sprachregeln zu etablieren, Rednerlisten zu führen usw.
Diese Formen sind später, insofern sie selber diskutierend etabliert werden. Alle spezielleren Regeln, die eingeführt werden, werden in einer Reihenfolge eingeführt, insofern immer unter Berücksichtigung der bisher etablierten Regeln darüber argumentiert wird. So entsteht eine Folge in den Argumentationsformen.

Allgemeiner Grund für die Fortsetzung der Folge ist es immer, daß das durch die bisher gültigen Formen exilierte "Andere" - das sind die Äußerungen von willkürlicher

Kontroversenbehebung - sich nun auch in diesen Formen aufzuhalten imstande ist. Weil nun dies so ist, weil die Willkür ebenso in Formen sich arrangieren kann wie es das Bemühen um die Wahrheit tut, deshalb stehen wir beim Versuch der Aufstellung einer Theorie der Argumentation immer in einer Situation, die selber durch das Suchen der Wahrheit in bestimmten Formen gekennzeichnet ist.
Insofern die Diskutierenden etwas anderes für wichtig halten können als die Theoretiker und insofern die Argumentationssituation sich ändert, so daß die Formen anders eingesetzt werden können, ist jeder Versuch der Bildung einer Theorie der Argumentation selber eine Argumentation. Ich möchte hier von'Metaargumentation' reden. Wichtig ist, daß Argumentation und Metaargumentation zwar unterschieden werden können, aber ebensowohl einheitlich sind, d.h. unter gleiche Oberbegriffe fallen. Insbesondere fällt jeder Ausdruck unter die Gegenstände, für die der andere ein Oberbegriff ist. Und jedenfalls gibt es in der Metaargumentation keine Mittel - wie von vornherein feststehende Kriterien - die es in der Argumentation nicht gäbe.

In dieser Einheit von Argumentation und Metaargumentation innerhalb der sukzessiven Formen des Argumentierens,die zugeschnitten auf die besondere Kontroverse, deren Gegenstand und deren Beteiligte, hervorgebracht und korrigiert werden, zeigt sich das, was sich als der Weg zur Annäherung an die Wahrheit auffassen läßt; wenn man die Tatsache des gewohnheitsmäßigen Diskutierens in der Weise beurteilt, wie ich es hier getan habe.
Die Reihe der Formen würde es sukzessive ermöglichen, den besonderen Inhalt, also die Überwindung der bestimmten Kontroverse, gemäß dem allgemeinen Inhalt, dem Überwinden der Kontroverse überhaupt, zu bestimmen.

Dieser Weg schreitet also immer in Formen voran, ohne daß es dabei jemals um die Form allein ginge.

Es ist nun zu fragen, wie dieser Weg genauer bestimmt werden kann. Die Bestimmung wäre eine genauere Charakterisierung jener Einheit aus Argumentation und Metaargumentation, insbesondere dahingehend, ob sich irgendwelche Argumentationsformen für jede Argumentation als verbindlich etablieren lassen und dahingehend, ob sich allgemeine Kriterien finden lassen, zur Entscheidung darüber, wann eine bisher verbindliche Argumentationsform um eine weitere Form zu ergänzen ist. Und damit: ob, wenn das nicht nötig ist, eine infragestehende Allgemeinheit der Überwindung der Kontroverse sich aus dem Weg, den die Argumentation genommen hat, allein entscheiden läßt.
Nach der üblichen Überzeugung wird in der Wissenschaft in einer Weise argumentiert, in der Entscheidungen über Kontroversen allein aus der Argumentation möglich sind. Und jedenfalls werden letztlich die Erfolge wissenschaftlicher Tätigkeit darin gesehen, daß Kontroversen darüber, wie die zu erkennenden Gegenstände beschaffen seien, zu Erkenntnissen führen, die zweckdienliches Handeln im Gegenstand möglich machen.

Eine allgemeine Theorie der Argumentation in der hier skizzierten Absicht müßte jedenfalls mit den Verfahren, die das spezifisch wissenschaftliche Beheben von Kontroversen auszeichnet, verträglich sein. Sie müßte also mindestens das formulieren, was allem besonderen Erkenntnissuchen - in so verschiedenen Bereichen wie Chemie und Kriminalistik - gemeinsam ist; und darüber hinaus auch Hinweise enthalten, wie die im natürlichen Argumentieren vorkommenden Korrekturen von Formenreihen entsprechend dem Einzelfall damit zu vereinigen wären.

Eine derartige Argumentationstheorie hätte demnach zwei Aufgaben:

a) Eine Systematik von Argumentationskriterien, d.i. von Argumentationsformen, die allem sinnvollen Argumentieren zugrundeliegen

b) Eine Historie von Argumentationskriterien, aus der deutlich wird, wie aus dem Argumentieren unter allgemeinen Kriterien das Argumentieren unter bestimmten Formen entstehen kann - und zwar entsprechend dem allgemeinen Inhalt des Argumentierens sowie dem besonderen Inhalt der Kontroverse

2. Erläuterung argumentationstheoretischer Grundbegriffe

In diesem Abschnitt sollen die in der Arbeit ständig auftretenden argumentationstheoretischen Begriffe erläutert werden. Diese Begriffe sind im Prinzip sämtlich Bezeichnungen für Gesichtspunkte, die beim Bedenken dessen, was eine Kontroverse und was deren Überwindung ist, ins Auge fallen.
Ich werde mich bei der Erläuterung auf kleine, eigens konstruierte Modellargumentationen beziehen, die Kontroversen und deren gesprächsweise Behandlung formulieren, welche m.E. im Alltag der (um Rationalität bemühten) Menschen unserer Zeit tatsächlich vorkommen. Die Erläuterung der Begriffe besteht im wesentlichen in interpretierenden Hinweisen auf diese Modellargumentationen, wobei darin Formen aufgezeigt werden.
Es ist ganz in Ordnung, wenn der Leser diese Modell-

argumentationen - sowie auch meine in der ganzen Arbeit immer wieder vorkommenden Alltagsbeispiele - banal findet. Sie sollen so banal sein, wie der Alltag ist. Wenn er nicht begriffen wird. D.h. wenn man nicht sehen kann, wie hier auf eine unmittelbare, unartikulierte Weise der Weg der Wahrheit, die Überwindung der Entzweiung, ständig neu stattfindet.
Wenn das Unternehmen einer philosophischen Argumentationstheorie etwas taugen soll, dann muß es jedenfalls die im alltäglichen Bemühen um Rationalität enthaltenen Strukturen als Formen erkennen können, in denen der Weg der Annäherung an die Wahrheit gesucht wird. Andernfalls wird solch eine Theorie ein Wolkenkuckucksheim abgehobener Gedanken sein.

2.1. Kontroverse

Der systematische Anfang dieser Überlegung, das hatte ich schon im vorigen Abschnitt hervorgehoben, soll der Begriff der Kontroverse sein. Ich halte diesen Einsatz für geeigneter als etwa die Aufstellung eines Vokabulars zum Artikulieren innerer Zustände wie Wollen, Sollen usw.[13] oder die Angabe der Bedingungen einer idealen Sprechsituation[14]. Der Grund ist, daß die Kontroverse der systematische Ort ist, an dem das Argumentieren beginnt und an dem also alles das, was eine Argumentationstheorie formulieren kann, von selber beansprucht wird.
Die Kontroverse ist ein Verhältnis zwischen Subjekten, bzw. Beteiligten, die Subjekte werden wollen, welches auf eine Veränderung hindrängt. Wenn man in der Argumentationstheorie über dieses Verhältnis zu sprechen beginnt, dann kann es gelingen, mit den eingebrachten Begriffen und Überlegungen nicht irgendetwas vorzubringen, das der Kontroverse (nur) äußerlich wäre,

und das zu akzeptieren, die Beteiligten sich noch eigens interessieren müßten, sondern vielmehr das, was dort ohnehin geschieht, ins Bewußtsein zu heben.
Die an der Kontroverse Beteiligten sollen 'Kontrahenten' heißen. Wer in einer Kontroverse Kontrahent ist, das steht nicht fest. Oft weiß man es nicht genau, weil derartige Verhältnisse sich entwickeln und irgendjemand oder irgendetwas in der Situation, in der die Kontroverse stattfindet, hereingerissen wird und damit zum Kontrahenten wird.

2.2. Argumente

Alle Äußerungen, die in der Kontroverse getan werden, und/oder die von Kontrahenten auf die Kontroverse bezogen werden können, sollen 'Argumente' heißen. Argumente müssen nicht vollständige Sätze oder Satzmengen sein[15]. Es können halbe Sätze und weniger sein, wenn sie nur von den Kontrahenten in ihrem Bezug auf die Kontroverse eindeutig verstanden werden.
Die bisherigen Wörter werden jetzt an einer ersten Modellargumentation veranschaulicht.

Modellargumentation 1: Rauchen versus Nichtrauchen

Heiner: Du rauchst ja schon wieder!

Sibylle: Na und?

Heiner: Hör mal, wir haben doch schon oft genug darüber gesprochen. Rauchen ist schädlich. Teuer ist es auch. Das ist doch eigentlich heller Wahnsinn: Da gibst Du 3oo Mark im Monat aus; und nachher hast Du Lungenkrebs.

Dieser Dialog ist die Artikulation einer Kontroverse. Man sollte nicht übersehen, daß, stellt man sich die entsprechende Situation vor, sehr vieles mehr (Stimmführung, Geschwindigkeit und Lautstärke des Redens, Gesten, Körperbewegungen) zur Artikulation der Kontroverse gehört. In dieser und den folgenden Erläuterungen beschränke ich mich auf die Aspekte, die in einem schriftlichen Protokoll erhalten bleiben. Das ist nicht weiter störend, insofern auch diesen Aspekten das hier Wichtige (Aufweis von Formen des Argumentierens) gezeigt werden kann. Es ist aber, und dies sei hier im Hinblick auf die unten vorgebrachte Kritik an der Theorie des rationalen Argumentierens hervorgehoben, so aufgezeigt, daß dabei die Kontroverse nicht auf diesen (schrift-)sprachlichen Aspekt reduziert wird.

Alle Sätze und Halbsätze im obigen Dialog sind Argumente. Wiederum soll es nicht nötig sein, "Einheiten" für Argumente festzulegen (z.B. ganze Sätze oder Hauptsätze, oder Sätze, die einen weil-Anschluß enthalten). Der ganze Beitrag von Heiner kann auch als "ein Argument" aufgefaßt werden.

2.3. Thesen

Argumente, die als besondere Äußerungen nicht nur im Hinblick auf die ganze Kontroverse, sondern in Bezug auf ganz besondere Argumente des Kontrahenten - seien sie explizit geäußert oder seien sie nur erwartet - gesetzt werden, sollen 'Thesen' heißen. Die entsprechende Äußerung des Kontrahenten heiße 'Gegenthese', als Oberbegriff will ich auch 'kontroverse Thesen' verwenden. In einem Dialog etwas als These zu identifizieren oder vorzubringen beinhaltet damit immer eine Identifikation

eines Arguments des Kontrahenten als Gegenthese. Oftmals ist in Dialogen nicht ohne weiteres klar, was die kontroversen Thesen sind und man verbringt eine enorme Zeit damit, sie zu bestimmen. Dies ist kein leicht abstellbares Hindernis und wäre etwa mit genauem Sprechen aus der Welt geschafft, sondern es hängt mit der Tatsache der Kontroverse zusammen. Es ist durchaus sinnvoll, das ganze Argumentieren nur als ein Herstellen des genauen Verständnisses der Kontroverse aufzufassen. Darauf werde ich unten zu sprechen kommen.

Hinsichtlich der Äußerungen in der Modellargumentation 1 möchte ich annehmen, es sei Sibylles These, daß sie rauchen will und Heiners Gegenthese, daß sie "eigentlich" nicht rauchen will, oder, wie wir uns dann üblicherweise ausdrücken: daß sie nicht rauchen "soll". Die sprachliche Form, in der Heiner seine These äußert, ist die Feststellung 'Du rauchst ja schon wieder'. Daß sich das offenbar von der Formulierung 'Du sollst nicht rauchen!' unterscheidet, macht diese Zuordnung nicht schon verkehrt. Solch eine Zuordnung hinsichtlich der argumentativen Funktion, eben das Auffassen einer Äußerung "als Argument" ist noch allgemeiner als eine Zuordnung hinsichtlich der pragmatischen Funktion (Auffassen einer Äußerung als Handlung) oder hinsichtlich der semantischen (Auffassen einer Äußerung als Zeichen für eine Bedeutung) oder der syntaktischen Funktion (Auffassen einer Äußerung als Figur in einem grammatischen Kalkül[16]).
Noch weniger offensichtlich ist es, die Äußerung von Sibylle - 'Na und?' - als eine Gegenthese, nämlich die These, daß sie doch rauchen wolle, zu interpretieren. Syntaktisch liegt eine Art Kürzel für einen Fragesatz vor. Semantisch gesehen dürfte es sich um eine Frage nach den Konsequenzen handeln, die aus der Feststellung 'Du rauchst ja schon wieder' zu ziehen wären. Man kann sich

überlegen, daß diese Frage nach den Konsequenzen, pragmatisch betrachtet, nicht als Frage gemeint ist: Die Konsequenzen sind ja beiden Rednern bekannt. Deshalb ist hier in der Entgegensetzung, die in der Frage nach einer Selbstverständlichkeit liegt, eine Entgegensetzung im Hinblick auf den Inhalt zu vermuten.

Üblicherweise werden Thesen in normative und deskriptive unterschieden. Pragmatisch formuliert: In Aufforderungen oder Vorschläge auf der einen und in Behauptungen auf der anderen Seite. Intuitiv scheint der Unterschied leicht verständlich. Eine normative These artikuliert, daß etwas so oder so (verändert) werden soll, eine deskriptive, daß etwas so oder so ist. In der Modelldiskussion läßt sich Heiners Erwiderung zerlegen in die normative These 'Hör mal!' (Sie hört also bislang nicht?) und die deskriptive 'Wir haben schon oft darüber gesprochen...'

Die Bedeutung dieses Unterschiedes soll darin liegen, daß deskriptive Thesen begründbar wären, normative aber nicht; oder wenigstens, daß die Begründung deskriptiver Thesen machbar wäre (und von den Wissenschaften gemacht wird), die Begründung normativer Thesen aber nicht. Merkwürdigerweise hakt es hier mit der pragmatischen Betrachtung, insofern die Begründung einer Behauptung darin bestehen soll, daß der behauptete Satz als wahr erwiesen wird. (Und weil das bei Aufforderung oder Vorschlag nicht machbar wäre, deshalb läge dort der Fall anders).
Nun ist auch mit ganz natürlichem Alltagsverstand einzusehen, daß das Behaupten eines Satzes eine Handlung ist und daß die Begründung einer derartigen Behauptung durchaus nicht im Nachweis der Wahrheit dieses Satzes liegt (jedenfalls nicht im Nachweis der "kleinen Wahrheit"). Das wird sofort klar, wenn man sich entsprechende

Situationen vorstellt, z.B. würde jemand bei einem Begräbnis beginnen, die Nachrichten zu referieren, die er vorher im Radio gehört hat.
Pragmatisch betrachtet ist sowohl das Behaupten wie auch das Vorschlagen sprachliches Handeln. Da es in einem bestimmten Augenblick vollzogen wird, muß es als Teil der dabei vorliegenden Situation begründet werden.
Man kann sich das natürlich so zurechtlegen, daß man spezielle Normen für das Aktualisieren von Sprechhandlungen eruiert und das Begründen der Sprechhandlung gemäß solchen Normen fordert. Damit hat man die Problematik, die sich daraus ergibt, daß Sprechen nicht allein normengeleitetes Handeln ist, sondern immer Teil einer besonderen Situation ist, nicht behoben.
Immerhin kann man meinen, damit ließe sich der Sinn dieses Verständnisses der Unterscheidung normativ-deskriptiv bewahren. Dem ist aber, soweit ich sehe, nicht so.
Denn genauer besehen kommen in der Begründung jedes deskriptiven Satzes normative Sätze vor (mindestens: Definitionen der Wörter) und in der Begründung jedes normativen Satzes kommen deskriptive Sätze vor (nämlich Hinweise auf die Situation, in der man ihn äußert).
Die Unterscheidung besteht dann wohl eigentlich darin, daß man beim Behaupten eines deskriptiven Satzes Normen als anerkannt unterstellt, beim Vorbringen eines normativen Satzes jedoch für mindestens eine Norm die Anerkennung erst begehrt.
Natürlich ist, wenn die Unterscheidung so gefaßt wird, das Argumentieren um Behauptungen keineswegs leichter als das um Vorschläge. Denn erstens ist die Unterstellung nicht per se richtig und zweitens, wenn sie richtig ist, ist die Überprüfung, ob die Regel korrekt angewendet wurde, nicht etwa eine einfache Subsumption.

Aus diesen Überlegungen heraus ist der Unterschied zwischen normativen und deskriptiven Thesen argumentationstheoretisch weniger relevant. Relevant ist stattdessen der Unterschied, ob das Verständnis einer Sache (das sich in einem ganzen Komplex von definierenden und vermutenden Sätzen und von Sätzen, die Erfahrenes formulieren, artikuliert), davon eine bestimmte These ein Teil ist, so bleiben soll wie es ist oder ob es – wenn ja, wie? – abgeändert werden soll. Dazu unten.

Für die Handlung des Äußerns einer These soll der Ausdruck 'These Setzen' oder einfach 'Setzen' stehen. Der Ausdruck 'eine These setzen' ist dann ein Prädikat, das, insofern in Kontroversen interpretierend bestimmt wird, welche Äußerungen als welche Thesen anzusehen sind, mindestens 3-stellig ist. Im Hinblick auf die Modellargumentation kann man z.B. sagen: Sibylle setzt mit 'na und?' die These, daß sie rauchen will.

2.4. Begründung

Eine Begründung ist ein Argument, mit dem ein Kontrahent seine These mit einem anderen Aspekt der Kontroverse in Verbindung bringt. Eine Begründung zu geben, weist darauf hin, daß man den Gegenstand der Kontroverse nicht etwa nur soweit im Blick hat, wie er in der These aufgewiesen ist, sondern daß sich die These aus einer weiteren Übersicht (nun mehr bestehend aus These und Begründung) ergibt. Dies bietet dem Opponenten die Möglichkeit, den Sinn der These eher zu akzeptieren und damit: diese vielleicht für richtig zu halten und zu übernehmen; womit die Kontroverse überwunden wäre.

Eine Begründung für eine These T besteht aus (mindestens)

einer Voraussetzung V - das ist jener "andere Aspekt" - und einer Übergangsform $v \Rightarrow t$, deren Bedeutung darin besteht, daß je ein Aspekt an V und an T als invariant zusammengehörig aufgefaßt werden, so daß man von V zu T übergehen kann.
Die Zeichen v und t symbolisieren also Eigenschaften an V und T, die situationsinvariant vorliegen. Von V als von v zu sprechen, bedeutet also: davon in einer bestimmten eingeschränkten Weise zu sprechen, so, daß die entsprechende Äußerung (sei sie z.B. ein Satz) in beliebigen Situationen vertreten werden kann. In der Übergangsform $v \Rightarrow t$ wird also über V und T situationsinvariant derart gesprochen, daß von V zu T übergegangen werden kann.
'Kann'. Ob der Kontrahent das auch findet, das steht noch dahin.
Die Form ist es, was dem Übergang die Sicherheit gibt. Und diese Sicherheit: situationsinvariant und damit immer vor der besonderen Situation, in der der Übergang zu vollziehen wäre, zu wissen, daß und wo man ankommt, ist es, was die Verbindlichkeit des Übergangs ausmacht. Eine Verbindlichkeit, die nach der Auffassung des rationalen Argumentierens, die mögliche Allgemeingültigkeit einer These ausmacht.

Betrachten wir zur Illustration nochmals die Modellargumentation 1. Als Voraussetzung, auf die Heiner zurückgreift, können wir das Argument finden: 'Rauchen ist schädlich und teuer'. Eine Übergangsform, die diese Voraussetzung mit der These verbände, ist nicht explizit vorhanden.
Und zwar deshalb nicht, weil sie für selbstverständlich gehalten wird. Selbstverständliches wird nicht geäußert. Wer Selbstverständliches zu verstehen gibt, der macht sich verdächtig, daß es ihm gar nicht selbstverständlich ist.

Beim Argumentieren wird immer ein allgemeines Hintergrundwissen als selbstverständlich unterstellt, bzw. das Argumentieren besteht geradezu darin, die kontroversen Thesen mit dem für selbstverständlich gehaltenen - und auch für den Kontrahenten selbstverständlichen - Hintergrundwissen zu vermitteln. Natürlich unterscheiden sich die Kontrahenten dennoch ein gutes Stück weit in dem, was sie für selbstverständlich halten (dazu unten bei der Erläuterung des Ausdrucks 'Position'). Versucht man, die als selbstverständlich unterstellte Übergangsform zu artikulieren, kommt man etwa auf folgendes: 'Wenn eine Handlungsweise schädlich und teuer ist, soll man sie lassen'. Dieser Satz wäre insofern eine Übergangsform, als darin "dies aktuelle Rauchen" der Sibylle als eine bestimmte Handlungsweise aufgefaßt wird. Ebenso das von Heiner erwünschte "dies aktuelle Rauchen Unterlassen". Das soll veranschaulichen, inwiefern die Übergangsform die Verbindung zwischen zwei besonderen Handlungen, nämlich der aktuellen und der erwünschten, formuliert.

Das Begründen besteht demnach aus zwei Teiloperationen, nämlich dem Voraussetzen von V und dem Übergehen (ich will auch 'Ableiten' schreiben) gemäß der Form $v \Rightarrow t$. Symbolisch sieht die Grundform der Begründung dann so aus:

$$\frac{\begin{matrix} v \\ v \Rightarrow t \end{matrix}}{t}$$

Im aktuellen Argumentieren wird meistens umgekehrt vorgegangen. Nur sehr routinierte Redner mit viel Überblick über die Kontroverse und deren Gegenstand nennen erst ihre Voraussetzungen, lassen sich diese vom Kontrahenten

bestätigen und leiten dann ab. Als rhetorisches Verfahren läßt sich damit, wie man schon in Platons Dialogen studieren kann, erhebliche Furore machen, weil der Kontrahent oftmals nicht absieht, wohin die Reise geht. Systematisch gesehen geht dennoch die Begründung stets von der Voraussetzung und der Übergangsform hin zur These. Über diesen "Richtungsaspekt" wird noch zu sprechen sein.

Voraussetzung und Ableitung sind Argumente, die sich auf die These beziehen, sind aber selber nicht per se Thesen. Das ist erst der Fall, wenn der Kontrahent seinerseits etwas dagegen vorbringt. Dann kann beides These werden und ist damit ggf. weiter zu begründen, indem wieder jeweils Voraussetzungen und Übergangsformen dazu genommen werden.
Dabei entstehen dann aus der Grundform der Begründung ganze Felder von Argumenten, die als Voraussetzungen oder als Voraussetzungen zu Voraussetzungen oder zu Übergangsformen usw. und als Übergangsformen mit der These und mit den danach zu Thesen gewordenen Argumenten verbunden sind.[17)]

Mit der Begründung äußert ein Kontrahent, in welcher Weise eine These mit seiner weiteren Sicht des Gegenstandes der Kontroverse zusammenhängt. Fragt man sich, von welcher Bedeutung das für seinen Gegner sein soll, dann gelangt man wieder zu der Frage nach allgemeinen oder kontrahenteninvarianten Argumentationsformen. Sie läßt sich nun, ausgehend von der Erläuterung der Operation Begründen, in folgenden zwei Fragen reformulieren:

A) Gibt es allgemeine Voraussetzungen (Voraussetzungen, die nicht weiter begründet zu werden brauchen)?

B) Gibt es allgemeine Übergangsformen (dito: nicht weiter begründungsbedürftige oder gar -fähige)?

Kandidaten für allgemeine Voraussetzungen werden heute - nachdem niemand mehr ernsthaft an ein "evidentes" Wissen denkt - in den Wissenschaften vermutet; und zwar je nachdem, welcher wissenschaftstheoretischen Strömung man zuneigt, entweder in den obersten oder den untersten theoretischen Sätzen (also: entweder in Axiomen oder in Daten), mitunter auch in beidem. Diese "Vermutung" rekurriert aber letztlich auf Einschätzungen, die nicht selbstverständlich sind, weshalb sie auch für eine philosophische Theorie des Argumentierens nicht unterstellt werden müssen. Die Frage unter A) bleibt daher zunächst offen.

Zu B): Kandidaten für allgemeingültige Übergangsformen sind alle Sorten gesicherten Wissens über Zusammenhänge jeder Art. Kurz: Jeder Satz der Form a → b, bei dem a und b in der oben angegebenen Weise Aspekte von A und B sind. Insbesondere gehört dazu das Wissen, das "formal" genannt wird, also das Wissen über Gegenstände, die nicht als Formen von Dingen eingeführt werden, sondern die aufgrund von Regeln konstituiert sind und dann als Formen auf Gegenstände bezogen werden können (Logik und Mathematik).
Bei diesem Wissen entstehen an zwei Stellen Probleme, die ihre Verwendung in wirklichen Argumentationen jedenfalls der fraglichen Selbstverständlichkeit entheben. Erstens beim Bezug der formalen Gegenstände auf die Argumente. Beispiel: "Die Zeichenreihe $(A \rightarrow B) \wedge \neg B < \neg A$ ist eine in einem Kalkül ableitbare Figur. Nun gut, aber was hat das mit meinem Argument zu tun? Ich höre, daß Sie diese Zeichenreihe eine "Aussage-" oder "Schlußform" nennen. Das ist Ihnen unbenommen, ist aber nicht mehr als verbale Suggestion. Denn wenn Sie die Komposition des entsprechenden formalen Spiels betrachten, so hat das mit Aussagen oder Argumenten nichts zu tun."

Zweitens beim Bezug einer bestimmten Form a =>b auf das Material in den Argumenten. Daß dort Typen A und B realisiert sind, ist ja nicht per se klar, sondern bedarf einer besonderen Erkenntnisleistung, die seit Kant "Urteilskraft" heißt.

Diese beiden Bedenken sind im Prinzip immer anzubringen. Damit fällt die Antwort auf die Frage, ob es allgemeingültige Begründungen gebe, vorläufig negativ aus. Und damit hängt die Gültigkeit der Begründung bzw. die Funktion einer bestimmten Begründung in einer bestimmten Kontroverse davon ab, ob der Kontrahent sie akzeptiert, oder ob er einen Einwand dagegen vorbringt.

2.5. Einwände

Einwände sind Gegenthesen, insofern sie "später" sind als diejenigen Argumente, auf die sie sich beziehen und/ oder auf die sie bezogen werden (von "Gegenthese" zu reden, beinhaltet noch keine Reihenfolge des Auftretens).

Es soll zwischen "bezweifelnden" und "bestreitenden" Einwänden unterschieden werden. Ein bezweifelnder Einwand, kurz: ein Zweifel, ist ein Argument, mit dem aufgefordert wird, die These in weiteren Zusammenhang mit dem kontroversen Gegenstand zu setzen. Das geschieht, indem entweder ohne Einbringen eigener Gesichtspunkte dazu aufgefordert wird - dies ist dann die Aufforderung, die These zu begründen - oder indem ein eigener Gesichtspunkt eingebracht wird, verbunden mit der Aufforderung, dessen Zusammenhang mit der These aufzuzeigen (Beispiel: Sie haben in Ihrer These aber folgendes ... nicht berücksichtigt?).
Ein bestreitender Einwand ist ein Argument, das, in die

Argumentation des Kontrahenten genommen, einen Widerspruch ergibt. Solch eine These ist u.U. sogar aus den Argumenten, die der Kontrahent selber gebracht hat, zu formulieren.

Meistens ergibt sich eine solche Möglichkeit durch die Eigenschaft, daß die in der Begründung vorgebrachte Übergangsform nicht richtig eingesetzt wird, daß sie zu mehr hergenommen wird, als sie hergibt oder daß sie mehr hergibt, als ihrem Benutzer lieb ist.
Der erste Fall besagt genauer besehen, daß

A) Die abgeleitete These T nicht Aktualisierung des Typs t ist, der im Sukzedens der Übergangsform vorkommt, oder daß

B) die beanspruchte Voraussetzung V nicht Aktualisierung des Typs v ist, der im Antezedens der Übergangsform steht.

(A) läuft darauf hinaus, daß ein Widerspruch zu der abgeleiteten These T dadurch konstruiert wird, daß die entsprechende richtige These T' nach der gleichen Übergangsform abgeleitet wird.

(B) läuft auf den Hinweis hinaus, daß gar nicht, wie vorgegeben, die Übergangsform Ü, sondern irgendeine andere, Ü', verwendet worden ist.

Einwände, die in dieser Weise die Ableitung bestreiten, sollen auch 'formale Einwände' heißen.
Es kann auch sein, daß der Kontrahent eine Ableitung nicht versteht, d.h. keinen Fehler in ihr aufweisen kann, aber dennoch nicht in der Lage ist, sie zu akzeptieren. Das Verstehen einer Ableitung ist grundsätzlich am Ende nicht durch theoretische Argumente zu erreichen, sondern nur durch Tun. Ableiten ist eben kein "Setzen", sondern, metaphorisch gesagt, ein Gehen. Und um Gehen (besser) zu

verstehen, muß man gehen[18)].
Der bestreitende Einwand beruht auf dem Konstatieren eines Widerspruchs, der bezweifelnde auf dem Konstatieren einer "Lücke" in der Sicht des kontroversen Gegenstandes.
Man kann sich nun leicht überlegen, daß in der Argumentation irgendwo angefangen bzw. aufgehört werden muß, um zu einer Entscheidung zu kommen. Die dann gemachten Anfänge sind natürlich Voraussetzungen. Doch insofern jede Voraussetzung wieder zur These gemacht werden kann, sind die in einer Argumentation zur Begründung einer These vorgebrachten Voraussetzungen niemals die "wirklichen" Anfänge. Anders gesagt: Man weiß, daß, insofern jede Voraussetzung auf ein Hintergrundwissen zurückgreift, welches niemals völlig expliziert werden kann, keine je gegebene Begründung vollständig ist. Ob es überhaupt solche Voll- oder Letztbegründungen geben kann ist m.E. ganz gleichgültig. Wichtig ist, daß bei jeder gegebenen Begründung hinter den expliziten Voraussetzungen implizite liegen. Diese Einsicht hat nämlich zur Konsequenz, daß kein kontrahenteninvariantes Unterscheidungskriterium zwischen 'Begründung' und 'lückenhafter Begründung' mehr vorhanden ist: Die Bestimmung eines möglichen Kriteriums für Vollständigkeit rekurriert auf den einwendenden Kontrahenten.

Es soll nun nochmals die Verwendung der erläuterten Begriffe veranschaulicht werden. Dazu betrachte man die folgende Fortsetzung der Modellargumentation 1:

Modellargumentation 2: Sollen und Wollen

Sibylle: Du hast leicht reden. Wie soll ich das denn machen, einfach aufhören zu rauchen? Hab ich schon oft versucht. Es geht nicht.

Heiner: Wieso geht das nicht? Andere Leute hören doch auch mit Rauchen auf. Los, reiß Dich am Riemen. Wo ein Wille ist, ist ein Weg.

Sibylle: Das ist wieder so eine typisch männliche Kraftmeierei. Und nichts dahinter. Guck Dich doch selber an. Seit Wochen willst Du weniger essen, weil Du Dich zu dick findest. Und was tust Du?

Der erste Beitrag von Sibylle enthält einen bezweifelnden Einwand gegen Heiners Begründung dafür, daß sie nicht rauchen soll. Dieser Grund sei nicht hinreichend: Sich derartiges zu sagen, ergebe noch keinen Übergang auf Nichtrauchen (Wollen?). Zur Bekräftigung setzt sie einen bestreitenden Einwand hinzu: 'Das geht nicht', den sie begründet mit 'Ich habe es oft versucht'. Heiners Antwort läßt sich dann als ein Bestreiten des (induktionsartigen) Übergangs von 'Ich habe es oft - vergeblich - versucht' auf 'es geht nicht' auffassen. Und zwar mit der These 'Wo ein Wille ist, ist ein Weg'. Diese These ist offenbar nur eingeschränkt gemeint, nämlich als 'Wo ein Wille ist, das Rauchen aufzuhören, da schafft man es auch'; und wird begründet damit, daß andere gewollt und aufgehört hätten. Der Einwand von Sibylle zeigt ihm, daß er mit seiner Übergangsform mehr erlaubt hat als ihm lieb ist: Zusammen mit einem Hinweis auf seinen eignen weglosen Willen konstruiert sie ihm einen Widerspruch zu seinem Argument, daß man könne, wenn man nur wolle.

2.6. Position, intra- und interpositionelles Argumentieren

Die Reihe der Argumente, die ausgehend von der Eröffnung der Kontroverse durch wechselweises Vorbringen von Thesen und Gegenthesen in Form von Einwänden zu den Thesen des

Kontrahenten und von Begründungen zu den eigenen Thesen, vorgebracht wird und die nach vorn offen ist, soll 'Position' heißen. Beim Argumentieren entwickelt jeder Kontrahent seine Position in Auseinandersetzung mit der sich entwickelnden Gegenposition des Kontrahenten. Insofern der Gegenstand der Kontroverse keine Angelegenheit ist, über die man eine Übersicht hätte, kann man nicht wissen, was ein bestimmter Kontrahent vorbringen wird. Somit ist der Ausdruck 'Position' immer bezogen auf eine Gegenposition, ebenso wie das beim Begriff 'These' gemeint war.
Dennoch ist nicht bloß vom Kontrahenten abhängig, was jemand in einer bestimmten Kontroverse zur Sache vorzubringen hat. Man "weiß", welche Position man hat. Daß man zu diesem oder jenem Einwand,den man noch nicht gehört hat, sich etwas einfallen lassen muß, das zeigt, daß man auch entwicklungsbereit ist.

Um diese Zwiespältigkeit systematisch ausdrücken zu können, unterscheide ich zwischen intra- und interpositionellem Argumentieren.
Intrapositionelles Argumentieren dient dazu, die Position für Adepten, Sympathisanten, Unentschlossene und für ihre Vertreter selber begreiflich zu machen. Es besteht darin, das, was man zu einer Kontroverse meint und zu tun pflegt oder zu tun vorhat, in einem möglichst geschlossenen Band oder Zopf ("Kette" ist keine gute Metapher, weil hier immer mehreres zugleich und ineinander verwoben zu bedenken ist) von Argumenten zusammenzustellen. Solch ein Band zeigt dann, wie man von wenigen sehr allgemeinen Voraussetzungen ausgehend, durch gewisse wohl bestimmte Übergangsformen, sukzessive Argumente ableiten kann, mit denen man alles am kontroversen Gegenstand, das man eine Berücksichtigung für wert hält, in Zusammenhang bringt.

Beim intrapositionellen Argumentieren werden alle Einwände als Zweifel aufgefaßt, also als Hinweise auf noch bestehende Unvollständigkeit der Sicht; auch dann, wenn sie in Gestalt von Widerreden auftreten. Intrapositionelles Argumentieren stellt also die Position nicht zur Disposition, sondern sucht sie zu vervollständigen.

Interpositionelles Argumentieren vollzieht sich zwischen Positionen bzw. Anhängern von Positionen, die bei irgendeiner Situation mit einem zu ihrer Position gehörenden Argument kontrovers werden. (Es steht also auch nicht situationsinvariant fest, welche Positionen kontrovers sind) Der Weg, auf dem in der interpositionellen Argumentation die Wahrheit gesucht wird, besteht darin: Man versucht sich gegenseitig zu zeigen, daß der kontroverse Gegenstand nach der Sicht der eigenen, und nicht nach der Sicht der Gegenposition bestimmt werden soll. Hier dienen Einwände dazu, Widersprüche aufzuweisen.

Entsprechend sollen dann auch inter- von intrapositionellen Widersprüchen unterschieden werden. In beiden Fällen treffen Gegenthesen aufeinander, die, nach übereinstimmender Meinung der Kontrahenten, mit $\wedge$ zusammengestellt, von der logischen Form $\alpha \wedge \neg \alpha$ wären.
Im Fall des intrapositionellen Widerspruchs nimmt der Argumentierende seine Gegenthese aus der Position des Kontrahenten - sei es, daß sie explizit darin vorkommt, sei es, daß sie mit Hilfe von darin vorkommenden Übergangsformen ableitbar ist, oder daß sie sonstwie aus dieser Position erschlossen werden kann.
Im Fall des interpositionellen Widerspruchs wird die Gegenthese aus der eigenen Position genommen.

Beim intrapositionellen Argumentieren entwickelt sich die Position durch Füllen der - in den Einwänden bekannt

gewordenen - Lücken. Das geht so vonstatten, daß weitere Voraussetzungen oder Übergangsformen zur Position hinzugenommen werden. Hier ist also das Prinzip der Positionsentwicklung die Vollständigkeit (dazu, dies Prinzip zu befolgen, braucht man nicht zu glauben, daß Vollständigkeit erreichbar wäre).
Beim interpositionellen Argumentieren entwickelt sich die Position dadurch, daß man die Widersprüche ausräumt. Hier ist das Prinzip der Positionsentwicklung die Konsistenz.

Das Ausräumen von Widersprüchen kann auf verschiedene Weisen geschehen.

A) Man kann gegen den Einwand seinerseits einen Einwand vorbringen, der den Einwand des Kontrahenten entkräftet.

B) Man kann seine These einschränken oder differenzieren. Dies ist der Fall, wenn man aufgrund des Einwandes feststellt, daß man zuviel vertreten hat. Wenn dabei keine weitere These aus der Position ebenfalls eingeschränkt werden muß - soweit, daß sie nun gegen die vordem dagegen vorgebrachte Gegenthese auch nicht mehr hält - dann ist ein solcher Schritt eine Festigung der Position. Entsteht aber durch das Einschränken der These an anderer Stelle der Position ein Widerspruch, dann müßte der nun auf eine der hier angegebenen Weisen ausgeräumt werden.

C) Man kann die These überhaupt aufgeben. Soweit davon die Position betroffen ist, gilt das unter B) Gesagte.

D) Man kann den Einwand "umformen", so daß er in die eigene Position, womöglich als Teil einer Begründung,

> die der Kontrahent verlangt hat, paßt. Das Umformen besteht darin, daß man bei der vorgelegten These durch irgendeinen Zusatz oder eine Verschärfung die Form verändert; z.B. so, daß sie nicht mehr Einwand sein muß, sondern für die eigene Position bzw. gegen die Gegenposition nutzbar ist.

Diese Strategie des Umformens ist der eigentliche Kern des wirklichen Argumentierens. Sie fällt mitunter sehr überraschend aus. Einen Eindruck davon bekommt man durch das letzte Argument der Sibylle in der Modellargumentation 2. Außerdem kann man daran sehen, daß durch dies Umformen die Position sich entwickelt, weil der zum Grund gemachte Einwand meistens nicht Grund für die gleiche These ist, gegen die sich gerade der Einwand richtete. Im obigen Argument fungiert der umgeformte Einwand als Begründung für ein anderes Argument, das auch bereits zu Sibylles Position gehört (wie man an der Formulierung 'Wieder so eine typisch männliche Kraftmeierei' sehen kann): die These, daß Heiner in typisch männlicher Manier Kraft vortäuscht und fordert, wo keine ist.

Diese Strategie unter D) behandelt den Einwand so, daß das wie eine Variante des intrapositionellen Argumentierens aussieht: die Position vervollständigt sich dabei aus dem, was die Gegenposition ihr in ihren Einwänden an Gesichtspunkten liefert.
Ich möchte darauf hier nicht weiter eingehen, aber immerhin hinweisen, daß diese Operation des "Umformens" von Argumenten - also von irgendwelchen Äußerungen, mit denen man konfrontiert ist, derartig, daß sie die eigene Position bestärken - eine zentrale Rolle für dieses ganze Konzept spielt.

Damit sind die für mich wichtigen Möglichkeiten des Ausräumens von Widersprüchen beschrieben. Systematisch

ergibt sich daraus folgendes: Ebenso wie zunächst kein allgemeines Kriterium für die Gültigkeit einer These (qua vollständiger Begründung) gefunden werden kann, so findet sich auch keines für Ungültigkeit (qua auftretender Widerspruch). Ebenso wie es theoretisch immer die Möglichkeit weiterer Einwände gegen Gründe gibt, so gibt es auch theoretisch immer die Möglichkeit des Ausräumens von Einwänden.

2.7. Argumentationsschritt

Eine Position entwickelt sich dadurch, daß der sie Vertretende zu seinen bisherigen Argumenten ein "neues" Argument hinzufügt. Ein neues Argument ist eines, das aus der Position, wie sie bisher geäußert ist, nicht formal ableitbar ist. Neue Argumente werden in die Argumentation eingebracht, wenn man Einwände auszuräumen hat. Es kann sich also um neue Voraussetzungen, neue Übergangsformen oder um Neufassungen bereits vorgebrachter Thesen handeln.
Das Äußern eines neuen Arguments ist die Konsequenz aus einem unbefriedigenden Verhältnis zwischen dem, was jemand bisher als seine Position vorgelegt hat, dem Gegenstand, über dessen Bestimmung diskutiert wird, und dem Einwand, den der Kontrahent soeben gebracht hat. Insofern das neue Argument über dieses Verhältnis in argumentierender Weise hinauskommen möchte, nenne ich es einen 'Argumentationsschritt'.

An einem Argumentationsschritt lassen sich drei Aspekte unterscheiden:

1. Darin versteht der Argumentierende das genannte Verhältnis zwischen seiner Position, dem Gegenstand und dem Einwand des Kontrahenten.

2. Er hält den Mangel als von ihm selber, nämlich durch eine Erweiterung seiner Position, behebbar.
3. Er entwickelt mit dem Argumentationsschritt seine Position unter Berücksichtigung des Gegenstands der Kontroverse und des Einwands des Kontrahenten weiter; und bringt, weil dies Ausräumen eine Gegenthese gegen den Kontrahenten ist, dessen Position in eine Lage wie die unter 1. charakterisierte.

Die ersten beiden Aspekte nenne ich die "theoretischen", den dritten den "praktischen". Wenn die Argumentation nun weiter geht, werden, falls der Kontrahent ein neues Argument vorbringt, an dessen Schritt auch diese drei Aspekte aufweisbar sein. Der erste theoretische Aspekt wird dann das, was der praktische Aspekt des Vorredners brachte, aus der Sicht der kontroversen Positionen reformulieren: d.h. darin wird ausgedrückt, wie weit, von dieser Position aus gesehen, tatsächlich eine "Berücksichtigung" der Beteiligten vollzogen wurde.

Nun läßt sich in intuitiver Rede sagen, daß, wenn eine solche Berücksichtigung anerkannt wird, der Argumentationsschritt (für den sie anerkannt wird), ein "Fortschritt" in der Argumentation ist. Ein Fortschritt nämlich hinsichtlich einer Annäherung an die Wahrheit bzw. die Überwindung der Kontroverse.
Die Frage nach allgemeinen Kriterien für eine Theorie des Argumentierens wäre dann zu reformulieren als Frage nach möglichen Kriterien für einen Argumentationsfortschritt.

Damit sind die hauptsächlichen Begriffe und Überlegungen zur Formulierung dieses Entwurfs beisammen und ich möchte nun die Frage stellen, ob und wie sie selbst gerechtfertigt werden können.

3. Die Problematik einer Argumentationstheorie

Anläßlich der Unterscheidung zwischen intra- und interpositioneller Argumentation waren Vollständigkeit und Widerspruchsfreiheit als deren Prinzipien angegeben worden. Man könnte ja daran denken, diese Prinzipien zu allgemeinen, positionsinvarianten Kriterien für die Argumentation auszuarbeiten. Bislang scheitert das daran, daß, im zweiten Fall, beim Auftreten eines Widerspruchs, nur eines invariant feststeht: daß sich irgendetwas in der Argumentationsstellung ändern muß; daß also mindestens eine Position einen Entwicklungsschritt tun soll. Welche, das ist offen. Und selbstverständlich meint jede Position spontan, es sei die andere, die sich hier als verkehrt erweise. Im ersten Fall, bei Auftreten einer Lücke, ergibt sich sogar, daß zunächst nicht einmal eine positionsunabhängige Definition von Lücke da ist.

Natürlich ist dies als Resultat nicht befriedigend, denn es legt die Folgerung nahe, daß die in Argumentationen erreichbaren Ergebnisse stets nur relativ zu den besonderen Kontrahenten gelten, die argumentieren. Dann wäre einerseits die Wahrheitsidee in einem enttäuschenden Sinne uminterpretiert: Eine solche relative Wahrheit dürfte dem unbefangenen Menschen nicht das Herz höher schlagen lassen; eher schon könnte sie ihn am Eigensinn des Denkens verzweifeln lassen. Andererseits gibt es aber auf dem Weg des Verstandes, den Wissenschaften, ein ganz illustres Feld von Errungenschaften, durch welche die Argumentationsresultate verbindlich sind: nämlich nicht nur für die je Argumentierenden, sondern, wie sich in der experimentierenden und Resultate verwertenden Praxis zeigt, verbindlich auch für den Gegenstand, insofern er sich an das "hält", was man über ihn herausgefunden hat.

Was die Möglichkeiten dieses wissenschaftlichen Argumentierens angeht, sollen sie Gegenstand des zweiten Teiles dieser Arbeit sein.
Es ist aber auch im Alltag so, daß mit dem natürlichen Argumentieren immer wieder verbindliche Vermittlung zwischen den Positionen erreicht wird. Zwar zerbricht diese auch immer wieder, hat aber doch selbst darin noch seinen Bestand und einen Boden, der für neuere Vermittlungsversuche geeignet ist. Deshalb redete ich oben vom Alltag als einem allgemeinen Medium von Vernunft und Verstand.

3.1. Ausgleich der Positionen im Kompromiß

Im Alltag werden Kontroversen, soweit sie überwunden werden, auf eine Weise überwunden, die üblicherweise 'Kompromiß' heißt. Der Kompromiß ist ein Ausgleich der Positionen so, daß sie hinsichtlich der Situation, in der sie kontrovers wurden, nicht mehr kontrovers sind (über weiteres wird - zum Glück - nichts gefordert). Kompromisse gibt es nicht nur bei Entscheidungen über normative Thesen, sondern bei allen Thesen, zu deren Entscheidung keine positionsinvarianten Verfahrensweisen da sind (also auch bei Einschätzungen, Erwartungen, usw.).

Das Verfahren, einen Kompromiß zu bilden[19], beruht darauf, daß

A) die Positionen nur <u>in ihren jeweiligen Zuständen</u> aufgefaßt werden. Ob sie bislang eine Entwicklung durchgemacht haben und ob sie im weiteren eine machen, das ist hier gleichgültig. Sie sollen nur einen Schritt - nämlich den Ausgleich - tun können. Dies hat zur Folge, daß zum einen die Kontroverse

begrenzt gehalten werden kann (die Positionsentwicklung ist gewöhnlich auch eine Ausdehnung der Kontroverse, ein Übergreifen auf andere Thesen). Zum anderen sind die als Gründe und Einwände beigebrachten Argumente hier nicht mehr hintereinander geordnet, sondern stehen nebeneinander.

B) Die Voraussetzungen, deren Gegensätzlichkeit die Kontroverse ausmacht, werden als verschiedene Quantitäten gleicher Qualitäten angesehen. Das gilt insbesondere für vorausgesetzte Werte oder Ziele: daß sie anzustreben seien, unterscheidet die Positionen nicht, sondern in welcher Kombination: wie sehr bei einer bestimmten Situation welches Ziel verfolgt werden soll, das macht die Kontroverse aus. Beispiel: Bei einer Kontroverse um einen Autobahnneubau geht es nicht um verschiedene Ziele oder Werte, sondern um die gleichen in verschiedener Quantitätenkombination (natürlich: Flüssigkeit des Verkehrs und Schutz der Umwelt. Wer wollte das nicht. Die Autobahnbefürworter nehmen dann in Anspruch, daß die große Verbesserung des Verkehrsflusses die kleine Mehrbelastung der Umwelt aufwöge. Auf der anderen Seite siehts anders aus. Dem Verkehr scheint die Sache egal zu sein - die Unfallziffern zeigen seit Jahren die gleiche, langsam steigende Tendenz. Und "die Umwelt" hat ihr letztes Wort noch nicht gesprochen.)

Das Auffinden eines Kompromisses kann in drei Schritten systematisiert werden. Alle drei sind einigermaßen wohlunterschiedene Argumentationsarten.

1) Aufsuchen der von der Kontroverse betroffenen Voraussetzungen (Werte, Ziele, Grundüberzeugungen)

2) Bewerten der jeweiligen Betroffenheit der Voraus-

setzungen als Vor- und Nachteile

3) Optimierendes Abwägen verschiedener Vor- und Nachteilkombinationen

Zu 1) Das Aufsuchen von der Kontroverse betroffenen Voraussetzungen geschieht so, daß jede Position die Voraussetzungen vorlegt, mit denen sie in der Kontroverse beteiligt ist. Weil in dieser Argumentation (darin besteht die sog. Kompromißbereitschaft) die Positionen sich grundsätzlich anerkennen, deshalb werden die Voraussetzungen nicht selber weiter ausgeforscht und deshalb bringt man hierbei keine ganzen Bänder von Begründungen und Ableitungen gegeneinander vor, sondern lauter einzelne Gründe und Einwände (sog. Pros und Contras).
Gegenstand einer genaueren Erörterung ist dann lediglich das empirische Wissen, welches in Anspruch genommen wird, wenn behauptet wird, daß z.B. bei der Kontroverse über ein Verbot von Atomkraftwerken der Lebensstandard der Bevölkerung betroffen sei, sei es, weil die Lichter ausgingen, sei es weil eine globale radioaktive Verseuchung drohte. Oder daß die Freiheit und Menschenwürde betroffen wäre, weil eine immer schärfere Überwachung aller sich als nötig erweisen würde usw.
Solches Wissen ist, weil es sich dabei um komplexe und nicht um konstituierte Situationen handelt, auf zwiefache Weise unsicher: Einerseits ist es statistisch (es geht also gar nicht über Merkmalsänderungen in historischen Situationen, sondern über die Häufigkeit von Merkmalsänderungen in Versuchsreihen). Andererseits gilt es "ceteris paribus", obwohl das übrige sicherlich nicht gleich bleibt[20].

Zu 2) Das Bewerten der betroffenen Voraussetzungen besteht

darin, den Relationen zwischen den betroffenen Voraussetzungen und den sie betreffenden Konsequenzen einer Entscheidung Werte zuzuordnen. Das sind die "Vor"- und "Nachteile":
Z.B. die Freiheit, die Sie da meinen, und von der Sie behaupten, mit ihr wäre es bei voll ausgebauter Atomwirtschaft vorbei, das ist doch individuelle Willkür, die ist ohnehin nicht so wichtig. Ach was Sie nicht sagen! Mir ist sie aber wichtig.
Will man dies genauer machen, dann kann man Skalen zwischen ganz negativ (unbedingt zu meiden) und ganz positiv (unbedingt zu erhalten) anfertigen.

Zu 3) Das optimierende Abwägen besteht darin, daß verschiedene mögliche Kombinationen (positionsspezifischer) Vor- und Nachteile miteinander vergleichen werden. Dazu müssen die einzelnen Vor- und Nachteile als Quantitäten in Reihenfolgen gebracht werden; d.h. man muß, will man es genau haben, Präferenzlisten anfertigen.
Dadurch setzt man sich instand, nicht nur mit elementaren, sondern auch mit komplexen Vor- und Nachteilen operieren zu können.

Sämtliche Operationen, besonders das Voraussehen der Konsequenzen und das Optimieren der bewerteten Konsequenzen können mit formalen Mitteln eindrucksvoll präzisiert werden[21)]. Für die Argumentation ist das weniger wichtig, denn hier geht es darum, die Entscheidung über die Kontroverse zu zerlegen in Entscheidungen

- über die relevanten Werte
- über das Ausmaß, in dem Konsequenzen und Konsequenzen der Konsequenzen usw. relevant sind
- über Präferenzen bzw. Vor- und Nachteile.

Diese Entscheidungen werden normalerweise positionsintern

getroffen. Die Argumentation ist dennoch interpositionell und das aus gutem Grund: Man erfährt auf diese Weise vom Kontrahenten, womit er beteiligt ist und auch was er dementsprechend einsetzen wird. Und dies Wissen gehört zum Wichtigsten, was man über die Situation zu wissen hat.

Ist man mit dem Argumentieren durch diese drei Schritte hindurchgegangen, dann kann man sich daran begeben, als Entscheidung eine Bestimmung des kontroversen Gegenstandes zu suchen, bei der die Durchschnitte der positionsspezifischen Optima optimiert werden. Dies ist kein Schritt mehr zum Auffinden des Kompromisses, sondern dies ist eben der Kompromiß. Dazu, was eine derartige Optimierung der Durchschnitte ist, gibt es keine speziellen Argumente mehr, die über das bisher Gesagte hinausführten. Hier ist zu "verhandeln". Und zwar so, daß in der Entscheidung das "Machtverhältnis" der Positionen möglichst genau getroffen wird. Intuitiv gesagt: die mächtigere Position muß den kontroversen Gegenstand mehr gestalten als die schwächere. Das ist keineswegs ein simples Absegnen des Faktischen. Sondern dies Prinzip ergibt sich als rational, wenn wir bedenken, was "Macht" im Verhältnis zwischen Kontrahenten bedeutet: die Fähigkeit zu nutzen und/oder zu schaden.
Das wird ja ohnehin im zweiten Argumentationsschritt zutage treten: in der Entschiedenheit, mit der die Kontrahenten ihre Vorstellungen davon, wie weit ihre Ziele erreicht werden sollen, vorbringen (nämlich z.B. begleitet von Drohungen, also vom Ankündigen von Nachteilen für den Kontrahenten im Falle, er werde nicht genug berücksichtigt).

Ich möchte diese Bestimmung von 'optimaler Kompromiß' formulieren als: ein Kompromiß muß "macht-verhältnismäßig"

sein. Selbstverständlich ist das keine moralische Forderung. Eher wird man sie als unmoralisch empfinden. Sie ist aber wohl "a-moralisch" und zwar in folgendem Sinne: Wir stellen uns vor, daß ein geschickter Anhänger der Position P_1 in einer Argumentation einen Agenten der kontroversen Position P_2 davon überzeugt hat, daß die Entscheidung K ein optimaler Kompromiß ist. Haben nun die Anhänger von P_2 den Eindruck, daß sie, wenn sie sich darüber hinwegsetzten, z.B. wenn sie mit Gewalt vorgingen, mehr erreichen würden als ihnen in K zugebilligt worden ist, dann sind Ereignisse folgender Art zu erwarten: Man wird den Kompromiß uminterpretieren, mit lauter kleinen Übertretungen (für die es immer rationale Erklärungen gibt) durchlöchern und wenn sich ein Anlaß ergibt, wird man überhaupt losschlagen.
Das ist bei allen Verträgen, insbesondere um Waffenstillstände, Grenzziehungen usw. so. Es ist aber auch bei Abmachungen zur Regelung des täglichen Lebens so.

Was das lehrt: Nicht derjenige ist ein guter Verhandler, der für seine Position möglichst viel aushandelt. Denn wie gezeigt, ist es "zuviel" gewesen, dann hat man nichts davon oder vielmehr einen Haufen Ärger. Kurz: die Kontroverse ist nicht überwunden, sondern verdeckt[22)]. Solch ein Kompromiß ist aber nicht gut, sondern - und zwar positionsinvariant - schlecht. Ein guter Kompromiß ist ein genauer Kompromiß: einer, der das Machtverhältnis zwischen den Positionen möglichst genau trifft.

Damit ist das Vorgehen bei der Überwindung von Kontroversen in der natürlichen Argumentation für diesen Gedankengang hinreichend charakterisiert.
Auch wenn man diese Darstellung akzeptiert, kann man mit dem Kriterium der "Machtverhältnismäßigkeit", an dem sich die Argumentation schließlich als Prinzip zu

orientieren hätte, unzufrieden sein. Und zwar aus zwei Gründen. Zum einen kann man meinen, daß Machtverschiedenheit keine Rolle spielen sollte, daß man argumentieren soll, damit das, was in einer Kontroverse die Wahrheit wäre, gefunden wird; und nicht, daß der Mächtigere seinen Anteil bekomme.
Solch eine Unzufriedenheit wäre bedenklich. Und zwar nicht, weil sie, wie man immer hört "unrealistisch" ist, sondern weil sie die Mächtigkeit, mit der eine Position vertreten wird, von ihrer möglichen Wahrheit abtrennt. In Gedanken nur, in der Tat gelingt das nicht. Da setzt sich ja der Mächtige im allgemeinen durch (auf die Dauer ist ohnehin der Mächtige definiert als der sich Durchsetzende). Und damit wäre dann der Weltlauf das Unwahre und die Meinung des idealisierenden Theoretikers gegen ihn, die hätte Aussichten, die Wahrheit zu treffen. Sicher, solches Denken ist verbreitet.
Um ihm angemessen zu begegnen, wäre letztlich die Frage aufzuwerfen, ob die Wahrheitsidee als Zustand oder als Prozeß gesehen werden soll. Damit hätten wir die Kontroverse um Sein oder Werden, die in der abendländischen Philosophie in Gestalt der Positionen von Parmenides und Heraklit das erste Mal explizit artikuliert worden ist (und die in Hegels Dialektik überwunden ist).
Wäre akzeptiert, daß die Wahrheitsidee als Prozeß zu verstehen ist, dann müßte man, insofern sie nicht bloßer Traum ist, sich bemühen, sie in ihrer Durchsetzung in der Geschichte zu erblicken. Und damit wäre eine derartige Entgegensetzung von Wahrheit und Weltlauf unangebracht. Ich möchte das hier nicht weiter ausführen.
Man kann aber auch aus einem anderen Grunde wünschen, daß die Argumentation nicht von Macht und deren Ungleichheiten geprägt sein soll. Dieser Grund ergibt sich, wenn wir uns nochmals die Situation des geschickten Verhandlers vor Augen stellen, der den Agenten der Gegen-

position derart "einwickelt", daß der am Ende völlig überzeugt in einen schlechten Kompromiß einstimmt. Grob gesagt darf man vermuten, daß der Geschickte in der Argumentation mächtiger war: daß er besser sprach, daß er freundlich war, daß ihm lucide Darstellungen gelangen, er mehr Phantasie und Witz hatte usw. Und daß er alles dies ausgenutzt hat. Wäre ihm das irgend zu verwehren gewesen, dann wäre diese Verzerrung der Sprechsituation gegenüber der wirklichen Situation nicht aufgetreten[23].

Man kann die Bemühungen um Bestimmungen von Kriterien einer "idealen Sprechsituation" genau dahingehend verstehen, daß sie hier eine Abhilfe schaffen sollen.

3.2. Die ideale Sprechsituation

Es gibt mittlerweile verschiedene Versionen von Bestimmungen einer idealen Sprechsituation[24]. Ich möchte versuchen, das ihnen Gemeinsame herauszustellen und zu diskutieren. Der Gedankengang, der zu diesen Bestimmungen führt, läßt sich in vier Schritten einsehen:

1. Wir können Argumentieren als Sonderfall von Kommunikation auffassen. Kommunikation ist konstituiert durch Gemeinsamkeit von Normen, also von Sprachverwendungsregeln, Regeln für die wechselweise Behandlung usw. Soweit Kommunikationspartner sich gegenseitig als vollwertige Partner anerkennen, halten sie sich an diese Normen, um damit sich und den anderen als kommunizierend zu verstehen.
2. Wir alle haben Erfahrungen von mehr und von weniger gelingender Kommunikation. Überlegt man sich, was derartige Unterschiede ausmacht, dann kann man darauf kommen, daß die Kommunikation ermöglichenden

Normen nicht gleichermaßen bekannt waren oder nicht hinreichend beachtet wurden oder daß für neue oder außergewöhnliche Fälle noch gar keine Normen aufgestellt oder erkannt sind.

3. Die im Ergebnis verzerrte Argumentation wird dann als ein Sonderfall von weniger gelingender Kommunikation aufgefaßt, wobei die nachteiligen Effekte dadurch zustande kommen, daß es den Kontrahenten gelingt, Normen nicht gleichermaßen verbindlich zu befolgen. Und zwar sei es, weil einer stark genug ist, Normen zu mißachten, oder sei es, weil ein anderer zu unaufmerksam oder zu schwach ist, die Einhaltung durchzusetzen.

4. In der Konsequenz dieser Überlegung werden dann allgemeinere Normen aufgestellt, die einen "Rahmen" der Argumentationssituation so konstituieren, daß die Aufstellung und Einhaltung speziellerer Normen entsprechend dem Begriff von Kommunikation unter sich wechselseitig anerkennenden Subjekten gewährleistet ist.
   Dieser Rahmen ist die ideale Sprechsituation.

Die Unterschiede in den Konzeptionen der idealen Sprechsituation bestehen darin, daß teils mehr die Rechte normiert werden (bei Habermas: gleiches Recht, Sprechakte verschiedener Art zur Etablierung von Sprachregeln, zur Darstellung der eigenen Position usw. zu wählen) und teils mehr die Pflichten normiert werden (bei Kambartel: die Pflicht, unvoreingenommen zu sein, nichts zu sanktionieren, nicht zu überreden).

In allen Fällen ist die Bestimmung der idealen Sprechsituation nicht etwa eine empirische Behauptung wie 'Unter Einhaltung der Normen N_1 - N_n wird die Argumentation unverzerrt sein', weil der Begriff 'unverzerrt' ja nicht

schon hinreichend bestimmt ist, sondern erst durch die Normen der idealen Sprechsituation bestimmt werden soll. Andererseits ist diese Bestimmung auch keine Definition dessen, was unter der Unverzerrtheit verstanden werden soll[25]. Gemeint ist dies vielmehr als Ergebnis einer Reflexion auf das, was wir beim Argumentieren "eigentlich" tun. Solch eine Reflexion führt, wie stets so auch hier, dazu, eine Sache, die exemplarisch einigermaßen aufweisbar ist, begrifflich genauer zu bestimmen. In dieser Hinsicht sind solche Bemühungen gleich mit dem Vorgehen, durch welches in diesem Ansatz die Annäherung an das intuitive Wahrheitsideal zunehmend als das bestimmt werden soll, was wir beim Argumentieren eigentlich tun.

Es gibt aber zwei erhebliche Unterschiede, die ich in Gestalt zweier Einwände gegen das Konzept 'ideale Sprechsituation' ausführen möchte:

A) Auch ein Reflexionsergebnis ist nicht von einer besonderen Dignität, sondern ist etwas, das ein Theoretiker in einer Argumentation gegen Gegenthesen zu vertreten hat. Wenn ihm nun als Gegenthese eingewendet wird, daß man sich beim Argumentieren gar nicht "eigentlich" verständigen wolle, sondern daß man gegeneinander Recht behalten wolle, daß insofern auch nicht einfach derartige Rahmennormen als verbindlich deklariert werden könnten usw., so kann der Theoretiker zwar replizieren, der andere verstehe sich nicht richtig oder er habe den Sinn des Argumentierens nicht verstanden. Doch alles das ändert nichts daran, daß es sich bei solchen Bestimmungen darum handelt, was <u>ein Subjekt</u> durch Reflexion darauf, was es im Argumentieren zu erkennen vermag, und wie es sich und andere dabei verstehen kann, herausfindet.
Es geht also dabei um eine <u>nicht per se allgemeine</u> Vorstellung von Argumentieren. Würde das nämlich im Ernst vertreten[26], dann entstünde eine Argumentationssituation

von gleicher Struktur wie die, bei der jemand einem Ungläubigen den Anselmischen oder Cartesischen Gottesbeweis vorträgt. Der Beweisende tut im Grund nichts weiter als zu versichern: Aus meinem Begriff von Gott folgt, daß Gott existiert. Und der Kontrahent kann immer nur schulternzuckend erwidern, er besitze aber einen derartigen Begriff von Gott nicht.

Der Begriff von Argumentieren müßte als allgemeiner unterstellt werden können, damit man so sprechen könnte. In parallelen Fällen, (wie dem Gottesbeweis) ist das eine Petitio principii. Im Falle des Argumentierens ist es aber fast noch gravierender. Hier kann die Sache nicht nur nicht als allgemeine unterstellt werden, sondern man hätte zu zeigen wie sich solch ein Begriff von Argumentieren gerade erst als Argumentationsergebnis gewinnen läßt. Von daher ist es aber weniger sinnvoll, ein Ideal als allgemeine Unterstellung zu bestimmen. Sondern es müßte als etwas sich in der Argumentation selber Verallgemeinerndes formuliert werden. Das führt zum zweiten Einwand:

B) Die ideale Sprechsituation ist ein Ideal, das der Wirklichkeit des Argumentierens gegenübersteht, dem sich aber diese Wirklichkeit nicht systematisch annähern läßt. Manchmal können wir, so meint Habermas, im Rückblick erkennen, daß wir die ideale Sprechsituation verfehlt haben[27)]. Wenn es sich dabei um eine Selbstkritik handelt, dann wird man seinen Kontrahenten wahrscheinlich dazu bringen können, ein darauf hinauslaufendes Argument zu akzeptieren. Evtl. auch, wenn man einigermaßen global beklagt, daß man sich wechselweise nicht richtig anerkannt habe. Sobald es aber darauf hinausläuft, daß ein Kontrahent seinem Partner oder Gegner als Argument vorhält: "Dein Beitrag B verstößt gegen Norm N, ist

damit nicht ideal-sprechsituativ und somit ist Dein Argument nicht gültig", dann wird es anders sein: Nicht daß er den anderen nicht zum Akzeptieren "zwingen" könnte (leider kann man gerade das häufig beobachten) sondern er wird eine solche These nicht begründen können. Denn für die Begründung müßte auf allerlei subtile Einschätzung der Situation, Zuordnung von Äußerungen zu Normen usw. rekurriert werden, die man nur gemeinsam und nicht gegeneinander machen kann.
Kurz: Das Ideal ist von einer Art: daß die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit unüberbrückt bleibt.

Zudem ist im Konzept der idealen Sprechsituation ein bißchen störend, daß, wenn man das als Bestandteil eines Geltungskriteriums auffaßt, Argumentationsergebnisse nur insoweit gültig wären, als sie die ideale Sprechsituation aktualisieren. Damit wäre dann wohl wiedermal das Allermeiste in der Welt und in der Geschichte verkehrt[28]. (Ich will nicht meinen, daß das nicht sein "kann". Aber es wäre schade. Und zwar weniger für die Welt, als für den, der mit diesem Gedanken in ihr lebt.)
Schließlich ist zu bemerken, daß das Ideal ein Zustand zu sein scheint, nicht ein Prozeß: als Ideal ist ein Sprechsituationstyp bestimmt, nicht etwa eine Geschichte, eine Abfolge solcher Typen.

3.3. Idealisierung der Argumentationskompetenz

Mindestens einigen dieser Bedenken läßt sich abhelfen, indem man das Konzept der idealen Sprechsituation ein bißchen verändert.
Erinnern wir uns, daß die Bestimmungen mit der Fragestellung einsetzen, wie gewährleistet werden kann, daß jeder Kontrahent wirklich alles, was an Gesichtspunkten

zur Artikulation und Begründung seiner Position gehört, in die Argumentation einbringen kann. Unterschiede in der Kompetenz des Einbringens sollten dann durch Vorschreiben von Normen, also von Gleichförmigkeiten im Handeln, unwirksam gemacht werden.
Es ist sehr fraglich ob, wenn Normen inkraft sind, welche gleiche Rechte und gleiche Pflichten einräumen, die nachteiligen Auswirkungen der Kompetenzunterschiede bei den Kontrahenten aufgehoben werden können. Im Prinzip ist das immer eine Situation, die vergleichbar ist mit: Jeder hat das Recht, einen Daimler-Benz-Wagen mit einem 4,5 l-Motor zu fahren. Bloß haben die meisten die Mittel nicht. Und: Jeder hat die Pflicht, Steuern zu zahlen. Für manche ist das ein saurer Apfel, andere nutzen es aus, die im Steuerrecht vorhandenen Lücken auszuschöpfen und schließlich dabei zu gewinnen. Fazit: Immer hängt es noch von der Kompetenz der Leute ab, was sie aus Normen zu machen verstehen.

Als Konsequenz daraus könnte man nun daran denken, die Idealisierung der Handlungsweise Argumentieren nicht über die Unterstellung von Normen zur gegenseitigen Anerkennung zu machen, sondern über die Unterstellung universeller Kompetenz der Argumentierenden. Das sähe dann so aus: Was wir beim Argumentieren eigentlich wollen, ist das Ergebnis, das wir erzielen würden, wenn die Kontrahenten "idealkompetent" wären: Wenn keiner zu feige, zu schwach, zu phantasielos oder zu ignorant wäre, um in einer Argumentation seine Position so gut, attraktiv und stark wie möglich darzulegen. Wir nehmen also an, daß die Argumentation insofern Annäherung an die Wahrheit ist, als jedem Kontrahenten immer alle nur möglichen Gründe für seine eigene Position und Einwände gegen die kontroverse Position einfielen und er imstand wäre, sie auch entsprechend vorzubringen.

Diese Idealisierung hat den Vorteil, daß sie sich operationalisieren läßt, also daß sich angeben läßt, wie man sich dem Ideal nähern kann. Und dabei wird dann zugleich der Nachteil behoben, daß das Ideal ein Zustand ist: die ideale Dialogsituation wird zur idealen Dialoggeschichte. Das geschieht so, daß wir jedes bestimmte Ergebnis der Argumentation eines bestimmten Dialoges für revidierbar halten. Die Revision geschieht dadurch, daß in einem "Folgedialog" zur gleichen Kontroverse Gründe oder Einwände nachgeliefert werden, die im ursprünglichen Dialog, aufgrund der Besonderheit der Kontrahenten oder ihres verzerrten Verhältnisses zueinander, nicht gebracht wurden. Und dann ist das Ergebnis ggf. zu reformulieren. Und ist wiederum offen für einen Dialog, der auf diesem Folgedialog folgt und in welchem wieder neue, für die Kontroverse als relevant erachtete Gesichtspunkte eingebracht werden. So ist jedes Ergebnis einer Argumentation insofern "gültig", als es sich durch die ständig mögliche Iteration von Folgedialogen hindurch erhält[29)].

Allerdings tritt auch hierbei (als den Gang einer sich möglicherweise herstellenden Einsichtigkeit des Gedankens störend) das Ideal als Argument auf. In der Beurteilung nämlich, ob ein bestimmtes Argumentationsergebnis anerkannt werden soll, läßt sich ja nur sagen: Insofern es mit idealer Kompetenz erreicht worden ist. Dies Argument kann aber selber nicht als These vertreten werden.

Was diese Korrektur dennoch austrägt, versuche ich im folgenden Abschnitt an der Problematisierung meiner eigenen Terminologie zu demonstrieren.

3.4. Argumentative Bestimmung argumentationstheoretischer Begriffe

Im ganzen bisherigen Text und insbesondere in Abschnitt 2. sind, meist mit der größten Selbstverständlichkeit, Ausdrücke wie 'Situation', 'Gegenstand', 'Rede' insbesondere aber 'Argumentieren' und 'Handeln' gebraucht worden. Bekanntlich wird für die genaue terminologische Bestimmung gerade der letzten beiden Begriffe ein enormer theoretischer Aufwand betrieben. Und weil auch diese Arbeit ein Beitrag zu diesem Aufwand sein soll, könnte man dies Verfahren zirkulär finden.
Tatsächlich müßte für solch eine Vermutung übersehen werden, wie die Bestimmung der Begriffe voranschreitet: Indem neue Gesichtspunkte, Aspekte an der Sache, laufend mit in die bisherige Begriffsbestimmung aufgenommen werden. Das sind dann nicht etwa einfache Erweiterungen, sondern u.U. grundsätzliche Bedeutungsveränderungen. Störend könnte man dabei finden, daß das Wort, das Lautschema, immer das gleiche bleibt. Dies hat aber seinen Sinn darin, daß auf diese Weise die tatsächliche "Entwicklung" von Begriffen im natürlichen Argumentieren simuliert wird. Ich möchte diese Verfahrensweise nun kurz beschreiben.

Vorausgesetzt wird bei der Einführung eines Begriffs, daß irgendetwas damit von etwas anderem unterschieden werden kann. Das ist bei den Wörtern, die in der "Alltagssprache" vorkommen, der Fall. Man merkt das daran, daß sie in Sätzen verwendet werden, mit denen man sein Verständnis einer Sache artikuliert, Handlungen plant, Verständnisse kritisiert, Pläne diskutiert usw. Was sie unterscheiden, das ist durch diese alltagssprachliche Verwendung keineswegs gesichert. Ganz im Gegenteil, jedes Wort bedeutet fast für jeden etwas anderes. Das

kann man sehen, wenn man anderen (und sich selber) beim natürlichen Diskutieren zuhört.
Und deshalb ist hier mit dem Hinweis auf die Alltagssprache nicht irgendeine fiktive heile Verständigungsmöglichkeit in Anspruch genommen, die am Anfang "immer schon" da wäre oder die am Ende als "letzte Metasprache" für alle theoretischen Verwicklungen geradestehen müßte. Es ist nicht eine bestimmte Sprache oder Verständigungsmöglichkeit vorausgesetzt, sondern lediglich, daß irgendeine besteht. Das zeigt sich aber daran, daß eine Kontroverse auftritt.
Die Alltagssprache als das Reservoir auszugeben, aus dem wir für alles weitere schöpfen könnten, bei dem gar unsere wissenschaftlichen Definitionen beginnen könnten, geht an der Tatsache vorbei, daß die Argumentationen in Alltagssprache immer zugleich um die Sache und um die Verwendung des Wortes gehen. Was wir für den allgemeinen Beginn der wissenschaftlichen Verfahren haben, das ist nicht die alltägliche Sprache oder die Kompetenz, sie zu sprechen, sondern das ist natürliche Argumentieren.

Wenn die alltägliche Verwendung eines Begriffs unklar ist, dann kann man mit Beispielen und Gegenbeispielen klar machen, was man wovon unterscheiden will. Daß sich dies als Verfahren nicht sichern läßt, das sieht man an den subtilen Untersuchungen von Lorenz[30]. Wenn jemand anders diese Unterscheidung anders machen will, dann hat man keinen Grund mehr für die eigene. Gehen immerhin die Beispiele und Gegenbeispiele durch und geht man sodann über diese Reihen hinaus - dafür veranstaltet man die Einführung - dann stellt man u.U. fest, daß jetzt der andere das Wort anders verwendet als man selber.
Und nun hat man wieder keinen Grund, seine eigene Unterscheidung für richtiger, für besser, oder als hier auch noch durchzuhalten usw. einsichtig zu machen.

Die sich in der Sprachphilosophie und der elementaren Logik immer mehr durchsetzende konstruktivistische Prädikationstheorie löst dies Problem, indem sie in derartigen Dialogsituationen einen zum "Lehrer" macht. (Guck mal, da ist ein Kamel! Nein, ein Dromedar! Kinder wo denkt ihr hin: Das ist eine Baumaschine.) Diese "Lösung" besteht also darin, daß das Problem nicht zur Kenntnis genommen wird.
Das Problem, wenn es auftritt, besteht nämlich darin, daß es eine Kontroverse über den Gebrauch eines Prädikators gibt. Ich verstehe eine solche Kontroverse so, daß nach dem Leben, welches der Kontrahent führt, also danach, wie er sich orientiert, hier an dieser Stelle ein anderer Aspekt an der Sache wichtig ist.

Man kann solche Kontroversen überwinden, indem man differenziert und dann zeigt, wieso beide Recht und beide Unrecht haben und sich jedenfalls nicht in der Weise widersprechen, wie es den Anschein hat. Am obigen Beispiel könnte das so aussehen: Es ist ein Kamel, insofern ein Kamel ungefähr so groß und massig ist und das, was wir neulich im Zoo gesehen haben, das hatte auch ungefähr diese Farbe. Es ist kein Kamel, sondern ein Dromedar, weil ein Kamel zwei Höcker hat, dies Ding aber bloß einen. Und es ist kein Dromedar, sondern eine Baumaschine, weil der Höcker eine geschickt eingelassene Fahrerkanzel ist und im übrigen das Ding keine Beine, sondern Räder hat (und sich nicht automatisch, sondern heteromatisch bewegt).

Es ist nicht klar, daß damit die Kontroverse zuende ist, denn die Kinder können mit ihren Wörtern noch ganz andere Aspekte unterschieden haben als sich ein Erwachsener das träumen läßt. Die Erwachsenen brauchen sich das auch nicht träumen zu lassen, weil ja die Kinder die Sprache nicht können, sondern erst lernen müssen. Jedenfalls

müssen sie lernen zu unterscheiden und gleichzusetzen. Und weil die Erwachsenen meistens nur eine Sprache können (Sprache qua System von Unterscheidungen und Gleichsetzungen), deshalb bemerken sie wenig davon, was Kinder auf dem Weg der Aneignung dieser Sprache alles bemerken. Immerhin kriegen sie hier und da etwas mit (Sie glauben gar nicht, was wir bei unseren Kindern alles gelernt haben...).

Werden die Unterscheidungen und Gleichsetzungen explizit gemacht, dann sind das Sätze der Form $S \varepsilon P \Rightarrow S \varepsilon Q$ oder $S \varepsilon P \Rightarrow S \varepsilon' Q$.
Ausformuliert: Ich rede von S als einem Q, weil es ein P ist. Oder ich unterscheide S von einem Q, weil es ein P ist. Der Kontrahent sagt z.B. gegen einen Satz der zweiten Form: Aber ein P kann doch auch ein Q sein. Was, nein, wieso...
Um dies nun an einem der benutzten argumentationstheoretischen Begriffe zu zeigen: Ich habe von 'Kontroverse' gesprochen und das mit einem Hinweis auf Differenzen im Meinen oder Wollen eingeführt. Was 'Meinen' und was 'Wollen' heißt, habe ich nicht weiter erörtert. Gerade eben, im Beispiel mit den Kindern, die die Baumaschine mit "ihren" Wörtern bezeichnen, ist der Begriff der Kontroverse wieder vorgekommen.
Ein konstruktivistischer Sprachtheoretiker könnte hier wohl sagen: Was, das ist doch keine Kontroverse. Grund: Kinder meinen und wollen nichts. Sie lernen das erst. Meines Erachtens hätten wir damit eine Kontroverse über die Bedeutung des Wortes 'Kontroverse' bekommen. Dies kann sich sofort fortsetzen, indem der Konstruktivist sagen würde: Das meinen Sie doch nicht im Ernst, das ist doch Spielerei, oder dergl.
Derartige Weiterungen seien jedoch, nur um das Gesagte zu verdeutlichen, einen Augenblick lang beiseite gehalten.

Wir können dann folgende Argumentation entfalten:

K: Meinungsverschiedenheiten im Gebrauch von Wörtern mit Kindern sind keine Kontroversen.

AA: Doch. Kinder meinen etwas, wenn sie die Wörter anders verwenden. Sie reden dann über etwas anderes. Häufig ist es sehr reizvoll, manchmal überraschend und belehrend, herauszufinden, was sie meinen.

K: Aber meinetwegen. Die Welt ist geheimnisvoll usw. Aber wir können uns doch nicht verständigen, wenn wir nicht Unterscheidungen verbindlich lehren und lernen. In Kontroversen unterstellt man das. Deshalb ist eine Lehrsituation keine Kontroverse.

AA: Ja. Unterscheiden muß man lernen. Aber dies Lernen beginnt nicht im Nichts, sondern man lernt nur, wenn man schon etwas kann, und daran anknüpfend. Lehren ist Antworten geben auf Fragen, die da sind, die u.U. nicht leicht zu erkennen sind. Alles andere ist Drill.

K: Dicke Wörter. Was Sie Drill nennen, das nenne ich Hilfestellung. Kinder sind nicht selbständig, die brauchen Anleitung, sie müssen auch ~~anerkennen~~ ecken, auch und gerade beim Lehrer. Sonst erlernen sie die Illusion, daß die Welt ihnen immer so entgegen kommt, wie es ihrem jeweiligen Niveau von Verständnis und Fragebewußtsein entspricht.

AA: Aber ich meine doch, daß der "Lehrer" widersprechen soll. Nur soll er es mit Gründen tun. Er soll eben solch eine Situation als Kontroverse ernstnehmen. Dazu aber muß er zusehen, daß die Gründe auch verstanden werden. Was ihn häufig etwas mehr Aufmerksamkeit kostet als ein Streit mit Erwachsenen.

Ich will das hier abbrechen. Die Argumentation über den Begriff der Kontroverse ist übergegangen in eine über den Begriff des Lernens. Doch der Übergang ist an der Bedeutung des Wortes 'Kontroverse' nicht spurlos vorübergegangen. Die Verwendungen sind immer noch kontrovers und wie man sieht, ist es die Sache auch. Das soll den Hinweis oben illustrieren, daß es im Argumentieren stets zugleich um die Bestimmung von Wörtern und um die von Sachen geht. Jedoch haben beide Beteiligte Unterscheidungen gemacht, die sie, als die Kontroverse begann, noch nicht hatten. K hat 'Kontroverssituation' von 'Lehrsituation' abgegrenzt, insofern man etwas meinen muß, um als Kontrahent aufzutreten. Dieses Meinen aber lerne man erst und das sei ein Schritt, der der Möglichkeit, im Meinen zu differieren, vorausgeht.
AA hat hinsichtlich der Kompetenz zur Kontroverse differenziert, im übrigen aber 'Kontroverse' und 'Belehrung' als über gleiche Situationen aussagbar gehalten. 'Belehrung' ist ihm ein Aspekt an der Kontroverse.

Beide Positionen haben ihren Wortgebrauch mit neuen Gesichtspunkten angereichert und mit Differenzierungen verändert. Dies entspricht dem, was sie aus der Argumentation an Gesichtspunkten über die Sache erfahren bzw. was sie davon aufgegriffen haben. Insofern nun beide aber überhaupt imstande sind, sich über die Verwendung des Wortes 'Kontroverse' und über die Kontroversen zu streiten, stellt diese Argumentationssituation ihre differierenden Positionen zusammen. Man könnte sich bemühen, alles das, was sie hier zur Sache vorbringen, auf einen Nenner zu bringen. Das wäre dann der Begriff, den sie als diese Kontrahenten von der Sache haben. Dies Wort 'Begriff' soll also stehen für 'Bedeutung eines Wortes, insofern die Kontroverse um Bestimmung von Wort und Sache beendet ist und beide gemeinsam bestimmt sind'.

Solange nun die Kontroverse nicht ausdiskutiert ist, ist eine derart erwogene Formulierung des Begriffs immer nur ein Beitrag zu dieser Argumentation. Und kann zurückgewiesen werden. Falls das mit Gründen geschieht, ist "dann" Wortbedeutung und Sache wieder auseinandergefallen.

Zusammenfassend möchte ich über die Einführung der argumentationstheoretischen Begriffe sagen, daß sie Begriffe sind, insofern die Auseinandersetzung um die Bestimmung von Wort und Sache, die ich mit mir (und unzähligen Gesprächspartnern) geführt habe, für mich so beendet ist, wie ich die Wörter jetzt gebrauche. Sobald jemand einen Einwand dagegen vorbringt, geht diese Auseinandersetzung wieder los. Aber solange das nicht der Fall ist, sind die Begriffe nicht vorläufig, oder nur Vorschläge, sondern sie sind so gemeint. (Wer eine Terminologie "vorschlägt", dürfte, wenn er das ernst meint, kein Buch darauf schreiben, bevor er sie nicht allgemein hat absegnen lassen.)

Der Sinn dieser etwas provozierenden Formulierung ist: Die hier konzipierte Weise der Einführung von Wörtern - ich nenne sie 'argumentative Einführung' - geht nicht so vonstatten, daß man auf Gemeinsames zurückgreifend einen gemeinsamen Wortgebrauch sichert, sondern daß man seine Wörter getrost gebraucht. Und dann, wenn Differenzen darüber auftreten, in Argumentationen diese Differenzen behandelnd, zusätzliche Bestimmungen aufnimmt (oder auch nicht aufnimmt) und so die Begriffe "vorwärtsgreifend" bestimmt. Daß dabei dann faktisch jeder Kontrahent auf seine bisherige Wortverwendung und auf sein bisheriges Verständnis der Sache zurückgreifen wird, das muß nicht so ausgewertet werden, daß dort, in den Rückgriffen, die Gemeinsamkeit zu suchen wäre.

Damit möchte ich dieses erste Kapitel abschließen.
Ich habe mich bemüht, die Problematik einer allgemeinen Argumentationstheorie, ausgehend vom natürlichen Argumentieren, darzustellen.
Als Ergebnis läßt sich festhalten, daß wir mit einer Theorie des Argumentierens auf der Metaebene wieder in Kontroversen geraten, und dann dort keine stärkeren Mittel haben als in der Objektebene.
Was aber die Sache keineswegs aussichtslos macht. Wie die ständige Überwindung von Kontroversen im Alltag zeigt. Nur läßt sich diese Überwindung nicht als ein Vorgehen nach fixen Kriterien fassen. Das natürliche Argumentieren hat keine Theorie. Es ist sie selbst.

II. Kapitel THEORIE DES WISSENSCHAFTLICHEN ARGUMENTIERENS

1. Wissenschaftstheorie als Theorie wissenschaftlichen Argumentierens

Im ersten Kapitel war die Frage nach der Wahrheit als die Frage danach gestellt worden, was eine allgemeingültige Überwindung einer Kontroverse durch eine Argumentation ausmacht. Diese Frage war, mit mehreren Gesichtspunkten angereichert, in der am weitesten vorgetriebenen Fassung als Frage nach Kriterien für einen Argumentationsfortschritt reformuliert worden. Solange wir dabei einerseits die zu Beginn formulierte intuitive Vorstellung eines Weges der Vernunft im Auge haben und andererseits am natürlichen Argumentieren orientiert sind, ergibt sich für die grundsätzliche Frage immer nur, daß es keine Kriterien im Sinne einer Metatheorie des Argumentierens geben kann. Eine solche Metatheorie, ist bloß jeweils wieder eine Argumentation, die man zwar als 'Metaargumentation' bezeichnen kann, die aber keine größere Sicherheit des Vorgehens gewährleistet. Gleichwohl zeigt die Erfahrung mit dem natürlichen Argumentieren - und die Analyse des Kompromisses verdeutlicht das - daß von Fall zu Fall Kontroversen überwunden werden. Doch kann nichts aus der einen gelungenen Argumentation in die nächste übertragen werden (nicht einmal die Begriffe, das zu beschreiben und zu problematisieren lassen sich, redlich bedacht, als für alle Argumentationssituationen verbindlich auffassen).

Wie bereits gesagt, gibt es in den Wissenschaften nach allgemeiner Überzeugung Kriterien für gültige Erkenntnis,

die sich übertragen lassen. In diesem zweiten Kapitel wird der Versuch gemacht, solche Kriterien daraufhin zu untersuchen, wieweit sie Antworten auf die Frage nach einer Theorie des Argumentierens als Annäherung an die Wahrheit sein können.

Diese Fragestellung eröffnet einen grundsätzlichen Ansatz für ein Verständnis von Wissenschaft und Wissenschaftstheorie: das wissenschaftliche Vorgehen, also das Ausbilden von Terminologien, Theorien, Erstellen von Daten, Ausführen von genau geplanten Handlungen, Beobachten ihrer Effekte usw. wird als Argumentieren verstanden. Weil aber mit der Betrachtung der Positionsbildung bei den Wissenschaftlern dieser Prozeß auf seine theoretische Seite reduziert wäre, sollten die praktischen Phasen, also die Messungen und die Experimente (und wenn man den Wissenschaftsprozeß über das hinaus, was die Wissenschaftler selber tun, erweitert: auch die nützliche - oder schädliche - Anwendung) mit betrachtet werden.
Dies läßt sich durch die, vielleicht zunächst etwas befremdende, Konstruktion bewerkstelligen, daß die Resultate dieser praktischen Phasen die Argumente sind, die der Gegenstand selber in die Argumentation hereinbringt. Damit wird die schon etwas museale Auffassung einer "Befragung" der Natur reinterpretiert: Die wissenschaftliche Praxis ist dann kein Befragen der Natur, oder des zu erkennenden Gegenstandes, sondern eine Argumentation mit ihr, bzw. ihm. Die Argumentation der Wissenschaftler wäre eine Argumentation über ihn. Doch ist diese nichts grundsätzlich anderes. Denn ebenso wie in einer Argumentation zwischen Kontrahenten jeder Argumentationsschritt eine Interpretation des vorangehenden Arguments (als Teil der Position des Partners) enthält, die selbst wieder "bloß" ein Argument ist, genauso sind

die Resultate wissenschaftlicher Praxis, die Meßdaten, die Effekte im Experiment und überhaupt das Beobachtbare, nicht einfach "da" (das war das Mißverständnis mit den Sinnesdaten). Vielmehr ist es so, daß da wohl irgendetwas ist, aber was es ist, das muß auf der theoretischen Ebene eigens formuliert werden. Und dieses Formulieren ist kein Akt einfacher Feststellung, sondern ist selber wieder ein Stück Argumentation.

Die Argumentation als die der Wissenschaftsprozeß, so gesehen, darstellbar ist, wäre dreiseitig. Zunächst wäre es die Auseinandersetzung zwischen Theoretiker und Gegenstand. Die "Kontroverse" (jetzt wird dieser Begriff kräftig angefüllt, er wird es aber aushalten), um die es dabei geht, besteht darin, daß der Theoretiker den Gegenstand nicht oder nicht genug erkennt. Er weiß nicht, was der Gegenstand ist, (meint, will) und dieser teilt es ihm auch nicht einfach mit. Durch Messungen, Experimente und Beobachtungen wird dann der Gegenstand zu Äußerungen gebracht, aus denen der Theoretiker gleichsam "die Position" des Gegenstandes zu verstehen sucht. Genauso wie er in der Argumentation mit einem anderen Menschen dessen Position aus dem, was der äußert, zu verstehen versucht. Dieser (ständig zu überprüfende) Versuch, die Gegenstandsposition zu erkennen, wäre die wissenschaftliche Theorie.
Da die Äußerungen des Gegenstandes nicht eindeutig sind und da man Verschiedenes erwarten und vermuten kann, ist nun die Seite "des Theoretikers" wieder geteilt: eben in die unterschiedlichen Positionen, die man hinsichtlich des Verständnisses der Position des Gegenstands haben kann. Anders gesagt: in die Anhänger der verschiedenen Theorien.

Mit diesem Ansatz von Wissenschaft als Argumentation (mit und über den jeweiligen Gegenstand) erhält man dann

einen Begriff von Wissenschaftstheorie als "Theorie der wissenschaftlichen Argumentation". Wenn Wissenschaftstheorie auf Beantwortung der Frage abzielt, was die Spezifika des wissenschaftlichen Vorgehens sind, oder worin die besondere Rationalität der Erkenntnisbemühungen in den Wissenschaften besteht, dann würde diese Frage unter diesem Blickwinkel lauten: Worin bestehen die Besonderheiten wissenschaftlichen Argumentierens - und zwar gegenüber dem natürlichen Argumentieren bzw. den im Alltag hinlänglich bekannten und geübten Diskussionen?

Der allgemeine Rahmen, der sich bei der so gerichteten Frage ergibt, ist ein Vorverständnis von Wissenschaft, demzufolge ein "Schritt" im wissenschaftlichen Argumentieren die Verhältnisse Theoretiker-Gegenstand und Theoretiker-Theoretiker ineinander verschränkt.
Das hoffe ich folgendermaßen deutlich machen zu können.

Im Verhältnis Theoretiker - Gegenstand kann ein Argumentationsschritt in vier Phasen systematisiert werden:

(1) Ein Verständnis, das die bisherigen Äußerungen des Gegenstandes in einen Zusammenhang bringt

(2) Erwartungen darüber, was er zu dem nunmehr eingebrachten "Argument" äußern wird (das sind die Prognosen)

(3) Die eingreifende Handlung (das Experiment, die Messung oder gezielte Beobachtung)

(4) Die Auswertung des Resultats, bzw. dessen Synthese mit dem unter (1) und (2) Gesagten.

Man sieht, daß Phase (1) - (3) analog den Aspekten des "Argumentationsschritts" sind, wie sie in I.2. dargelegt wurden. (3) ist die praktische Phase, durch die der Kontakt mit dem Gegenstand hergestellt und dieser zu einer

Äußerung provoziert wird. (4) ist analog zu dem, was bei den Argumentationsaspekten der Kontrahent aus dem Argument machte. (4) ist also die Chance für den Theoretiker zu bemerken, daß der Gegenstand ein neues Argument gebracht hat, also etwas, das aus dem bisherigen Verständnis der Position (also der wissenschaftlichen Theorie) nicht formal ableitbar ist. Darauf könnte dann der Theoretiker reagieren, indem er seinerseits mit Phase (4) einen Argumentationsschritt vollzieht.

Das Verhältnis Theoretiker - Theoretiker ist mit diesem insofern verschränkt, als es zu (1) und (2) Argumentationen zwischen Theoretikern gibt und zu (4) ebenfalls, deren kontroverser Gehalt darin besteht, auf welche Weise in der Seite Theoretiker - Gegenstand die Kontroverse zwischen dem Erkenntnisstreben des Menschen und der Verschlossenheit der Sache am besten überwunden werden kann.

Die besondere Frage, der sich die Wissenschaftstheorie qua Theorie der wissenschaftlichen Argumentation widmet, wäre nun,nach welchen Kriterien sich entscheiden läßt, wie diese verschränkte Argumentation vorgehen soll, um Fortschritte zu machen.

Üblicherweise wird als Vorentscheidung akzeptiert, daß wissenschaftliches Argumentieren jedenfalls "rational" sei, d.h. daß Argumentationsschritte durch Kriterien gesichert seien, die sich aus bisheriger Argumentation, insbesondere aus dem formalen Wissen der Logik und Mathematik, als allgemeingültig ergeben haben. Rationales Argumentieren, zusammen mit rationalem Handeln - das ist Handeln gemäß dem, was man in rationaler Diskussion planen kann - ist das, was ich in I.1. als den Weg des Verstandes bezeichnet habe. Im nächsten Kapitel werde ich darauf systematisch zu sprechen kommen.

In diesem zweiten Kapitel sollen nun zwei wissenschaftstheoretische Positionen daraufhin untersucht werden, was sie als Kriterien wissenschaftlicher Rationalität konzipieren, also wie sie wissenschaftliches Argumentieren verstehen und welche Rolle ein entsprechendes Handeln dabei spielt.
Es handelt sich um den Konstruktivismus und den Kritischen Rationalismus. Letzteren möchte ich auch abkürzend 'Kritizismus' nennen. Das genügt zur Unterscheidung vom Konstruktivismus, denn rationalistisch sind sie beide. Ich hoffe, daß die Untersuchung diesen übergreifenden Ansatz rechtfertigt, weil mit ihm eine Folie geschaffen wird, auf dem erkennbar ist, was beide Positionen trennt und wie sie zusammenzubringen wären.

2. Kritizismus als Theorie des wissenschaftlichen Argumentierens

2.1. Die Historizität der Kritik

Die Wissenschaftstheorie des Kritischen Rationalismus baut auf einem Grundgedanken auf, der sich durch alle Wandlungen dieser Richtung und auch durch die heute einander widerstreitenden Positionen in ihr erhalten hat. Dieser Gedanke besagt, daß wissenschaftliches Argumentieren wesentlich Kritisieren ist. Daß Argumentationsfortschritte, also Schritte der Annäherung an die Wahrheit des jeweiligen Gegenstandes durch Einwände zu bisherigen theoretischen Konstruktionen zustandekommen. 'Wissenschaftliche Erkenntnis' ist ein Prädikat über Thesen, insofern sie der Kritik standhalten.

Popper hatte diesen Gedanken gegen des Wissenschaftskriterium des Logischen Empirismus geltend gemacht[31]. Dabei beanspruchte er, die Reichenbachsche Unterscheidung[32] zwischen Entdeckungs- und Rechtfertigungszusammenhang zu berücksichtigen[33]. Nach dieser Unterscheidung soll es für die Beurteilung der Wissenschaftlichkeit nicht darauf ankommen, unter welchen besonderen (psychologischen und soziologischen) Umständen ein Argument gefunden wird, sondern einzig auf dessen Stichhaltigkeit. Die Vorstellungen, die man im Logischen Empirismus zur Rechtfertigung hatte, wurden verworfen, weil die beiden Instanzen der Rechtfertigung - Sinnesdaten und induktive bzw. wahrscheinlichkeitstheoretische Übergänge - nicht allgemeingültig wären. Stattdessen wurde im "Rechtfertigungszusammenhang" die Instanz der "rationalen Kritik" eingesetzt.
Diese rationale Kritik besteht im wesentlichen darin, daß zu irgendeinem Argument Konsequenzen über den Gegenstand formuliert werden, die mit Äußerungen des Gegenstandes verglichen werden können. Solche Konsequenzen können, in der oben eingeführten Terminologie ausgedrückt, als eine besondere Sorte von Voraussetzungen (notwendige Voraussetzungen nämlich) für eine These angesehen werden. Was für Konsequenzen sich für derartige Prüfungen besonders eignen, das ergibt sich nicht trivialerweise, sondern erst durch weitere Forschung. Und insbesondere ergibt sich das Ergebnis des Vergleichs (des Tests) erst durch weitere Forschung.

Insofern Forschung Zeit braucht, ist dieses Wissenschaftskriterium historisch. Und damit ist die wissenschaftlich erkannte Wahrheit auch historisch.

Wird dagegen die Wahrheit durch Begründetheit bestimmt, dann - dies sei hier vergleichend eingefügt - ist das

nicht so. Zwar brauche auch das Auffinden von Begründungen Zeit und mögen begründete Thesen nur bis auf Widerruf gelten. Beim Begründen ist aber die Gedankenrichtung anders. Wie oben beschrieben, besteht Begründen darin, die These mit etwas anderem in Verbindung zu bringen und dadurch zu sichern. Die Begründung "geht" dann von der Voraussetzung zur These. Beides ist gleichzeitig in der Argumentationssituation da, in der die These dann insofern (falls kein Einwand kommt) gültig ist.
Beim Kritisieren geht der Gedanke von der These zur Voraussetzung. Und weil Kandidaten für Voraussetzungen, die im Widerspruch mit den Äußerungen des Gegenstands stehen, eigens gefunden werden müssen, und weil in dieser Zeit die These als wissenschaftliche Erkenntnis gilt, deshalb ist die Historizität im Ansatz des Kritizismus verankert.

Beachtlich daran ist, daß damit die Reichenbachsche Unterscheidung bereits aufgegeben bzw. wesentlich verändert ist. Popper meinte nur, die empiristische Auffassung von "Rechtfertigung" zu ersetzen. Tatsächlich ist durch die Änderung der Rechtfertigungszusammenhang historisch geworden, sodaß die Unterscheidung nun nicht mehr die Unterscheidung zwischen historischem und systematischem Aspekt des Wissenschaftsprozesses enthält. Was hier an Systematischem überhaupt noch in Anspruch genommen wird, das reduziert sich auf formale Logik[34)]. Diese Bestimmung der Wissenschaftlichkeit als Kritisierbarkeit und die damit einhergehende Reduktion des Begründungsbegriffs auf die logische Ableitung ist die erste Hälfte des Schritts, der im Historismus von Kuhn, Lakatos, Feyerabend vollendet wird[35)].

2.2. Poppers ursprüngliche Auffassung von wissenschaftlichem Argumentieren

Das in der 'Logik der Forschung' erarbeitet Konzept möchte Popper als eine Darlegung der das "Spiel Wissenschaft" konstituierenden Regeln verstanden wissen. Dies Spiel besteht darin, daß der Grundgedanke rationaler Kritik auf die Umstände, die beim Vorgehen in den Naturwissenschaften auftreten, bezogen werden (in den Sozialwissenschaften ist es ganz ähnlich).
Gegenüber Poppers Konzept hat der Gedanke, Wissenschaft wesentlich als Argumentation aufzufassen, nichts Überstülpendes. Denn wie Popper mit Bezug auf Bühlers Sprachtheorie betont, sei es besonders die "argumentative Funktion" der Sprache, die für die Analyse der Wissenschaft hervorzuheben ist.[36] Allerdings handelt es sich dabei um die Argumentation zwischen den Theoretikern. Zu den Äußerungen des Gegenstandes selber hat Popper, trotz aller Betonung der Bedeutsamkeit von Metaphysik[37], kein reflektiertes Verhältnis. Sein allen Vorkerhungen zum Trotz (Einteilung in drei Welten und Bestimmung der Verhältnisse, die sie zueinander im Wissenschaftsprozeß eingehen[38]) schlicht realistischer Begriff der Objektivität der Welt, ist seit jeher Gegenstand der Kritik gewesen[39].

Das Konzept, das Popper vom wissenschaftlichen Argumentieren entwirft, kann, auf dem Hintergrund des oben formulierten Zyklus so charakterisiert werden:

O. Vorgeschaltet, als systematischer Anfang und Antrieb des wissenschaftlichen Argumentierens ist ein Problem, d.h. eine Unstimmigkeit in unserem Wissen[40]. Dies Problem ist die erste Artikulation der Kontroverse, die nun dadurch zu einer innertheoretischen wird, daß sich Wissenschaftler um eine Erklärung bemühen

und dabei konkurrierende Resultate erzielen. Diese Resultate sind die Theorien.

1. Die Theorie eines Gegenstandes muß imstande sein, das Problem zu erklären und darüber hinausgehende Prognosen über den Gegenstand zu machen. Die Auffassung von "Erklären", die hierbei zugrundeliegt, ist das in der Logik der Forschung bereits vorhandene[41], später als Hempel-Oppenheim-Schema bekanntgewordene und über 3o Jahre lang diskutierte Konzept einer Ableitung (des problematischen Sachverhalts) aus generellen Sätzen und deren Randbedingungen[42]. Diese Sätze sind nun die zur Debatte stehende Theorie des Gegenstandes.

2. Über die Erklärung hinaus muß die Theorie Prognosen über bedingtes Verhalten des Gegenstandes machen. Die Prognosen sind Sätze, die aus der Theorie logisch folgen und für die sich Nachprüfungsverfahren - meist unter Zuhilfenahme weiterer Hilfstheorien - finden lassen.

3. Zum Kontakt mit dem Gegenstand hat Popper keine spezifischen Überlegungen. Experimente, Messungen, Beobachtungen müssen wiederholbar sein. Wie sie prinzipiell wiederholbar sein können, wird nicht weiter theoretisch durchdrungen, sondern wird durch das "metaphysische Prinzip" von der Konstanz der Natur gefordert[43]. (Diese Forderung unterscheidet sich vom Induktionsprinzip des Empirismus wohl hauptsächlich darin, daß man es gleich für aussichtslos deklariert, sie zu begründen).

4. Die Auswertung der Tests wird formuliert in Basissätzen. Über diesen Übergang sagt Popper, daß er per Konvention der Wissenschaftler erfolge[44], im übrigen aber, da auch Basissätze theoriegeladen sind, selber der Kritik unterliegen.

Die zu den Basissätzen ins Auge gefaßte Argumentation ist also wieder von der Art, mit der die unter (1) formulierten Theorien kritisiert werden.
Hat man aber einen Basissatz, dann ist daran für die wissenschaftliche Argumentation allein wichtig, ob er mit der Theorie verträglich ist, oder ob er, mit ihren Sätzen konjugiert, einen Widerspruch bildet. Ist er verträglich, dann ist wissenschaftstheoretisch nichts Aufregendes passiert; jedenfalls nach Poppers ursprünglichen Konzept hat das überhaupt keine Konsequenzen. Später konzipiert Popper bekanntlich einen "Bewährungsgrad" von Theorien, der mit der Anzahl bestandener Tests steigt, was auf eine Annäherung an die Wahrheit hinweisen soll.

Zweifellos ist das eine Annäherung an das, was Wissenschaftler faktisch von ihren Bemühungen halten: Da werden dann die in diesem Sinne bewährten Theorien bevorzugt. Daß dies aber für den Fortschritt der Wissenschaften nicht unbedingt vorteilhaft ist, das haben die Wissenschaftshistoriker zur Genüge belegt. Systematisch gesehen müßte eine vollständige Übersicht über Testmöglichkeiten da sein, damit man sagen kann, mehr bestandene Tests seien ein Indiz für den Wahrheitsgehalt einer Theorie.

Der für dieses Konzept eigentlich relevante Fall tritt auf, wenn der Basissatz mit der Theorie nicht vereinbar ist. Das ist, neben der internen Prüfung der Theorie auf Konsistenz, der Einwand und provoziert einen Argumentationsschritt, insofern jetzt irgendetwas an der Theorie verändert werden sollte, sodaß die Konsistenz wiederhergestellt sei.
Nach Poppers Idee soll dieser Anstoß dazu führen, daß neue und bessere Alternativtheorien gesucht werden, die dann wiederum der Kritik unterzogen werden. Das Finden

der Theorien selber ist keine Sache, für die aus irgendeinem der hier konzipierten Phasen wissenschaftlichen Vorgehens etwa Argumente genommen werden können. Insbesondere nichts aus dem, was im Kontakt mit dem Gegenstand sichtbar wird oder was sich als Basissatz festhalten läßt: Es gibt keinen "Aufstieg" von Erfahrung zu Theorie. Das Formulieren von Theorien ist spontane Tätigkeit des menschlichen Geistes, angestoßen durch das Problem. Deshalb kann es auch zum gleichen Gegenstand oder zum gleichen Problem mehrere Theorien geben. Zwischen diesen wird als Entscheidungsinstanz das Experimentum crucis vorgesehen, das ist eine experimentelle Anordnung, die den Gegenstand gleichsam nötigt, sich zu entscheiden, insofern dabei mindestens eine Theorie widerlegt wird[45].

Der unverträgliche Basissatz ist natürlich selber eine typische Situation von der Sorte, die 'Probleme' genannt werden, und die die Theoriebildung motivieren. Offensichtlich braucht man nun Kriterien dafür, was einen Argumentationsschritt zum Fortschritt, oder, wie das von Popper genannt worden ist: zum Erkenntnisfortschritt, macht.
Seit Duhem ist bekannt, daß ein falsifizierender Basissatz die Theorie, auf die er sich bezieht, nicht spezifisch trifft. Deshalb sind nicht schon durch den auftretenden Einwand die zu verändernden Teile der Theorie bezeichnet. Und zudem ist eine Veränderung, wenn es nur darauf ankommt, daß sie den Einwand ausräumen, indem sie den Widerspruch beseitigt, leicht zu haben: Man kann ja jederzeit weitere Hypothesen über den Gegenstand assoziieren, die den Einwand abzuleiten gestatten, wodurch er für die so entstandene neue Theorie ein Grund ist. Solch eine "ad-hoc"- Ausräumung des Widerspruchs ist zwar intuitiv leicht mit einer Ausrede gleichgesetzt. Dennoch kann es ja Fälle geben, in denen der Vertreter

einer Theorie aufgrund eines Einwandes auf Dinge aufmerksam wird, die er zu den Selbstverständlichkeiten (den Rahmenbedingungen) zählte, und die explizit zu machen gerade der nötige Schritt ist[46].

Um nun Ad-hoc-Erweiterungen als Argumentationsschritte möglichst auszuschließen bzw. zu gewährleisten, daß der theorieändernde Argumentationsschritt ein Fortschritt sei, formuliert Popper eine Reihe von sogenannten methodologischen Regeln. Deren Sinn ist es, das Spiel Wissenschaft qua Argumentation um Theorien so zu regeln, daß es zu einer Methode für das Aussondern des Falschen werde und damit, zu einer Methode für den Erkenntnisfortschritt. Im Detail erwies sich das natürlich als recht schwierig, und - da jedenfalls das ganze Konzept eine eindrucksvolle intuitive Plausibilität besaß - ergab sich für mehrere Jahrzehnte Stoff für die Arbeit von Wissenschaftstheoretikern.
Für meine Zwecke brauche ich auf den Inhalt dieser Regeln im Einzelnen nicht einzugehen.

Was hier, besonders im Hinblick auf die Weiterentwicklung des Konzepts von Bedeutung ist, das ist der Status dieser Regeln. Es sind Normen, von denen Popper meint, daß sie die wissenschaftliche Argumentation konstituieren, so wie eben ein Spiel durch seine Regeln konstituiert ist. Anders gesagt: die Wissenschaftler halten diese Regeln ein, insofern sie Wissenschaftler sind. Wenn sie es mitunter nicht tun, dann aus menschlicher Schwäche und solche Abirrungen zählen dann nicht zur Wissenschaft (sowenig wie Regelverletzungen zum Fußballspiel gehören). Der Kodex dieser Regeln wäre damit als Metatheorie jeder wissenschaftlichen Argumentation anzusehen, die gegenüber der Dynamik jeweiliger Resultate dieser Argumentation (also der Ablösung von Theorien durch andere) unverändert

bliebe.

Nun wird dieser Status des Regelkodex zum Problem, wenn man sich vor die Alternative gestellt sieht, ob er normativ oder deskriptiv gemeint sein soll. Als normativ wäre er eine "Belehrung" oder "Bevormundung" der Wissenschaftler. Soweit man u.U. damit gegen das aufzutreten beansprucht, was man andererseits zu analysieren behauptet, ist es etwas bedenklich oder lächerlich.
Als deskriptiv aufgefaßt, hat man es mit einer starken Behauptung zu tun. Denn was Wissenschaft ist, das liegt als empirisches Faktum vor und was wissenschaftlicher Fortschritt ist, das ist in der Wissenschaftsgeschichte dokumentiert. Sowohl dieses Faktum als diese Dokumentation sind unabhängig von den Regeln des Kodex formuliert.

Wenn nun der Kodex diejenigen Regeln enthalten soll, die einzuhalten den Fortschritt als Argumentationsfortschritt erkennen lassen, dann liegt es auf der Hand, Schwierigkeiten, die mit der Konzeption dieser Regeln auftreten, nicht nur intern zu diskutieren, sondern auch extern anzugehen: Durch Studium dessen, was in der Wissenschaftsgeschichte tatsächlich passiert ist.
Das bedeutet dann, daß die methodologischen Regeln als empirische Hypothesen aufgefaßt werden und der ganze Kodex als eine Theorie zur Erklärung von Erkenntnisfortschritten. Diese Theorie ist empirisch. Und damit ist sie kritisch prüfbar: das soweit formulierte Konzept kann dann mit seinen eigenen Anforderungen konfrontiert werden, womit der Kritizismus als Theorie wissenschaftlichen Argumentierens beim Wort genommen wird.
Der Beginn mit dieser kritischen Prüfung und die Konfrontation des Konzepts mit Einwänden gemäß dem, was der Gegenstand (also der Wissenschaftsprozeß) selber vorbringt, ist die Weiterentwicklung des Kritischen Rationalismus

die ich hier "Historismus" oder "die historistische Wende" nenne.

2.3. Die Modifikationen durch die historistische Wende

Etwa gleichzeitig, zu Beginn der 6oer Jahre, traten Thomas Kuhn und Paul Feyerabend mit Analysen von Ausschnitten des tatsächlichen Wissenschaftsprozesses, und zwar vorwiegend der Physik, hervor, durch die das Problem der steuernden Instanzen des Erkenntnisfortschritts sich schlagartig verändert darstellte.
Kuhn zeigte - mehr wissenschaftshistorisch orientiert, und mit Beispielen aus älteren Wandlungen der physikalischen und chemischen Erkenntnis argumentierend - daß es keineswegs das Einhalten methodologischer Regeln nach Art der Popperschen Wissenschaftslehre ist, welches den Fortschritt erklärt, sondern daß man dazu Umstände aus der psychischen und sozialen Situation der Wissenschaftler berücksichtigen müsse[47].
Feyeraband zeigte - mehr wissenschaftstheoretisch orientiert, und dabei argumentierend besonders mit dem Übergang von der klassischen zur relativistischen Physik (der übrigens das Ausgangsproblem jeglicher Wissenschaftstheorie im heutigen Sinne war: sowohl der Wiener Kreis als auch Popper und Dingler begannen ihre Arbeit als metatheoretische Bewältigung dieses Übergangs) - daß der wissenschaftliche Fortschritt nicht nur nicht nach Regeln der Popperschen Methodologie voranschreitet, sondern daß sich überhaupt keine methodologischen Regeln angeben lassen, die durchgehalten würden.
Umgekehrt aber könnte man sich davon überzeugen, daß durch jede erdenkliche methodologische Regel, die als situationsinvariant gültig etabliert würde, der Wissenschaftsprozeß an irgendeiner Stelle blockiert worden wäre[48].

Imre Lakatos bemühte sich daraufhin, unter Einbeziehung des neuen historischen Blickwinkels (bzw. versichernd, daß Popper diesen Blickwinkel ohnehin immer besessen hätte), das Poppersche Konzept wiederzugewinnen. Das Ergebnis war seine Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme[49].
Seither wird - mit dem neuen Blickwinkel scheint ein neuer Diskussionsstil in die Wissenschaftstheorie gekommen zu sein, in dem sich besonders Feyerabend und Lakatos hervortun - auf das heftigste gestritten.

Ich möchte zunächst die Punkte formulieren, die durch den entschieden historistischen Blickwinkel als Erweiterungen zum Popperschen Grundkonzept hinzuzunehmen sind, und über die inzwischen Einigkeit besteht.

1) Die Einheiten, relativ zu denen von einem Fortschritt gesprochen werden kann, sind zu erweitern. Es kann nicht mehr von einzelnen Theorien oder gar einzelnen Thesen gesagt werden, daß sie einen Fortschritt gegenüber einem früheren Resultat der Argumentation um einen Gegenstand darstellen. Diese erweiterte Einheit umfaßt ganze Reihen von Theorien, zum Teil aber auch besondere Arten des Gegenstandkontakts (Standardexperimente) oder auch besondere Qualitäten der Wissenschaftlergemeinschaften.
   Ich werde diese Einheiten hier mit dem Kuhn'schen Ausdruck 'Paradigma' bezeichnen, weil dieser so wenig differenziert war[50], daß ich darin am leichtesten die Aspekte unterbringen kann, auf die es mir ankommt (Das ist, soviel sei vorweggenommen, insbesondere der Aspekt, daß der Zusammenhalt des Paradigmas wesentlich durch eine gleiche Praxis, die die Theorie immer wieder bestätigt, bewerkstelligt wird. Im Hinblick auf diesen Aspekt soll von den Argumentationspositionen auch als

von Argumentationsparadigmata gesprochen werden).

2) Ein Paradigma enthält Theorien zu einem Gegenstand in Entwicklung. Das wissenschaftstheoretisch Relevante ist nicht mehr die Argumentation um eine Theorie und nach deren Ersetzung dann die Argumentation um eine neue Theorie. Sondern das Relevante ist die Argumentation als Bildung der Theorie, die insofern dynamisch gesehen wird. Die mögliche Folgerichtigkeit solcher Dynamik wird nicht mehr als Aktualisierung universeller methodologischer Regeln angesehen, sondern als durch paradigmaspezifische Argumentationsregeln gesteuert (z.B. bestimmte Sorten von abweichenden experimentellen Resultaten nicht als bestreitende, sondern als bezweifelnde Einwände aufzufassen). Im Bild des "Spiels Wissenschaft" wären damit nicht mehr die je besonderen Spielzüge historisch, sondern das Spiel selber - insofern die Paradigmata einander ablösen - ist historisch.

3) Im allgemeinen haben wir es auf einem Erkenntnisgebiet nicht mit einer Argumentation um eine Theorie zu tun, die, wenn sich unausräumbare Einwände finden, durch eine bessere ersetzt wird, Sondern wir haben mehrere konkurrierende Paradigmata, und damit zwei verschiedene Arten des wissenschaftlichen Argumentierens. Intraparadigmatische (das ist das, was bei Kuhn 'Normalwissenschaft' heißt) und interparadigmatische. (Diese Unterscheidungen möchte ich so verstanden wissen, wie die in I.2. gemachten zwischen inter- und intrapositioneller Argumentation, angereichert mit dem Aspekt, daß die Positionen sich in Auseinandersetzung auch mit dem Gegenstand bilden.) Die interparadigmatische Argumentation besteht darin, daß die Vertreter eines Paradigmas die Gründe für ihre Sicht, die sie als Resultate ihrer "Argumentation"

mit dem Gegenstand erhalten haben, als Einwände gegen das konkurrierende Paradigma kehren.

4) Entsprechend gibt es zwei Arten von Erkenntnisfortschritt: den evolutionären, der ein Argumentationsfortschritt in der intraparadigmatischen Argumentation ist. Dabei können Einwände durchaus aus der Gegenposition kommen. Sie werden aber als bezweifelnde behandelt: So, daß sie auf Unvollständigkeit der Position hinweisen. Derartige Argumente und die entsprechenden Positionsergänzungen finden beinahe ständig statt.
Spektakuläre Fortschritte, von Kuhn 'Revolutionen' genannt, sind Argumentationsfortschritte in interparadigmatischer Argumentation, bei denen ein bis dahin dominierendes Paradigma von einem anderen abgelöst wird. Das wichtige bei diesen Fortschritten ist, daß kein Paradigma da ist, zu dessen Entwicklung der revolutionäre Fortschritt ein Argumentationsschritt wäre. Vielmehr treten in ihm die bislang konkurrierenden Paradigmata zusammen; ein Vorgang, den genauer zu bestimmen als die jetzt anstehende Aufgabe der Wissenschaftstheorie angesehen wird.

Diese vier Punkte sind die Erweiterungen, die, soweit das mit diesem Ansatz faßbar wird, die historistische Wende zum Popperschen Wissenschaftskonzept hinzufügt, bzw. in denen darüber hinausgegangen wird.
Es ist ziemlich gleichgültig, wieweit damit etwas gegenüber Popper gänzlich Neues hervorgebracht worden ist oder ob dabei nur Gedanken am konkreten Material ausgearbeitet worden sind, die Popper auch immer meinte. Die eigentliche Wende besteht darin, daß die Wissenschaftstheorie selber als eine wissenschaftliche Theorie über einen empirischen Gegenstand (nämlich die Physikgeschichte) aufgefaßt wird.

Das Potential dieser Wende scheint mir mit dem Ansatz 'Wissenschaftstheorie als Theorie der wissenschaftlichen Argumentation' ganz gut faßbar zu sein. Und zwar so: Nunmehr kann jenes, im ersten Teil als "Einheit von Argumentation und Metaargumentation" charakterisierte Verhältnis in der wissenschaftstheoretischen Arbeit bewußt etabliert werden: Man argumentiert, um einen Erkenntnisfortschritt in der Kontroverse darüber, was einen Erkenntnisfortschritt ausmache, zu erreichen. Und dabei hat man ein Material (nämlich die Wissenschaftsgeschichte), das gleichartig ist mit der eigenen Argumentationssituation. Es ist in beiden Fällen eine interparadigmatische Argumentation um das Verständnis eines Gegenstandes. Und weil der Gegenstand immer wieder zu Äußerungen veranlaßt werden kann (man kann immer wieder neue Stücke der Wissenschaftsgeschichte oder auch der Geschichte anderer Tätigkeiten[51)] immer wieder neu interpretieren), deshalb ist das auch nicht ein leeres Diskutieren darum, was Diskutieren sei.

Dies Potential wird von dem Hauptexponenten des Historismus, nämlich Kuhn, Lakatos, Feyerabend, in unterschiedlicher Weise ausgeschöpft. Hier möchte ich eine Skizze der grundsätzlichen Argumentationsstränge geben und dann herausheben, worin der besondere Beitrag eines jeden dieser drei zu sehen ist.

2.4. Die Kontroverse zwischen den Protagonisten des Historismus

Kuhn hatte in seinem Buch und in seinen anschließenden Arbeiten die Poppersche Methodologie für inadäquat erklären können, weil er zu demonstrieren verstand, daß die darin vorgesehenen Regeln teils nicht hinreichende

und teils nicht notwendige Gründe für exponierte Schritte in der Geschichte der Naturwissenschaften sind. Die Demonstration bestand darin, daß er den Kontext der Betrachtung erweiterte und psychologisches, soziologisches und allgemein historisches Wissen mit in den als "Geschichte der Naturwissenschaft" betrachteten Prozeß hereinnahm. Dadurch erschien die Handlungsweise der Wissenschaftler, wenn sie um Theorien argumentieren, als ein komplexes Verhalten, das in vielfältiger Hinsicht bedingt und auf je vielfältige Ziele gerichtet war.
Die jeweils nach dem Stand der Philosophie oder der allgemeinen und speziellen Wissenschaftsauffassung geltenden Regeln waren dabei immer ein Faktor. Diesem Prozeß wohnt eine Konsequenz inne; und diese Konsequenz zu verstehen, hieße die Rationalität des wissenschaftlichen Fortschritts verstehen. Dazu kann man aber jenen einen Faktor nicht isoliert und nicht als den stets ausschlaggebenden ansehen. Und zwar einerseits deshalb nicht, weil der Prozeß eben dann einfach nicht konsequent ist. Und zum anderen aus einem immanenten Grund: weil die konkurrierenden Paradigmata nicht kommensurabel sind. Ihre Grundbegriffe bedeuten nicht dasselbe, ihre Erklärungen erklären etwas anderes, und ihre Standardproblemlösungen lösen Probleme, die nicht ganz genauso angelegt sind.

Für Lakatos ist das alles bloß faktische Geschichtsschreibung. Mit dem Einbeziehen der Psychologie und Soziologie der Wissenschaftler hätte man ja keine Gründe für die theoretischen Fortschritte, sondern lediglich Vermutungen über die Ursachen der Handlungen der Wissenschaftler. Wenn aber daraus die Konsequenz des Wissenschaftsprozesses einsichtig werden sollte, dann sei dieser nicht als rational, sondern im Gegenteil, gerade als irrational dargestellt.

Denn danach sei der Paradigmenwechsel "ein Machtkampf voller schmutzigster persönlicher Streitereien" und die "wissenschaftliche Revolution irrational, eine Angelegenheit der Massenpsychologie (mob psychology)"[52].

Um dem abzuhelfen unterscheidet Lakatos zwischen "interner" und "externer" Wissenschaftsgeschichte[53]. Die interne Geschichte wird durch die Faktoren gebildet, die nötig sind, um den Paradigmenwechsel als rational (ich möchte interpretierend sagen: als ein Argumentationsergebnis) zu rekonstruieren. Die externe Geschichte ist der ganze Rest, der dabei noch irgend interessant sein mag.
(Diese Lakatos'sche Unterscheidung intern-extern darf man wohl den Nachfolger der Reichenbachschen zwischen Entdeckungs- und Rechtfertigungszusammenhang ansehen, reformuliert auf dem Hintergrund der oben zusammengefaßten Einsichten des Historismus.)

Die interne Geschichte wird konstituiert durch die Schicksale der Forschungsprogramme (das ist eine in bestimmter Hinsicht präzisierte Fassung der Paradigmata), für deren Beurteilung zwischen "progressiver" und "degenerierender" Phase unterschieden wird. Zur Entscheidung zwischen konkurrierenden Theorien gibt es, wie bei Popper[54], das Experimentum crucis, dessen Ausgang das fortschrittlichere Forschungsprogramm dominieren läßt. Allerdings sei das nicht etwa im Augenblick des Experiments heraus, weil einerseits "jedem Forschungsprogramm einige solcher Niederlagen erlaubt"[55] sind, und weil andererseits "der entscheidende Charakter von entscheidenden Experimenten erst nach Jahrzehnten erkannt wird"[56]. Damit ist es nicht etwa mit der Beurteilung der Rationalität des Wissenschaftsprozesses vorbei, sondern das ist nur "das Ende der Sofort-Rationalität"[57]. ('instant-rationality' ist der plastischere Ausdruck im Original.)

Die Inkommensurabilität der Theorien sei kein Problem: wären die Theorien wirklich unvergleichbar, dann könnten sie ja gar nicht konkurrieren. Widersprechen sich aber Theorien, dann, insofern die Kontrahenten den Vergleich zwischen ihnen machen. Und das muß man in der Rekonstruktion des Prozesses nachvollziehen: "Inkommensurable Theorien sind weder miteinander inkonsistent, noch im Gehalt vergleichbar. Doch können wir sie, aufgrund eines Wörterbuchs, inkonsistent und ihrem Gehalt nach vergleichbar machen. Wollen wir ein Programm eliminieren, dann brauchen wir methodologische Entschlossenheit. "[58)]
Die von Lakatos durchgeführten Proben rationaler Rekonstruktionen lassen allerdings dem Wissenschaftshistoriker Kuhn die Augen übergehen. Das sei "nicht Geschichte, sondern Philosophie, die sich Beispiele erfindet"[59)].

Feyerabend teilt Kuhns Ansicht, daß es keine internen Kriterien für die Dominanz von Theorien oder Forschungsprogrammen gibt. Seine Spezialität sind Beispiele, in denen irgendein bedeutsamer Schritt der Wissenschaftsgeschichte gerade durch einen Bruch eines für verbindlich gehaltenen Kriteriums erfolgt. Anders ausgedrückt: Durch ein Überschreiten der Beschränkung, welche die Verpflichtung auf jenes Kriterium darstellte. Wenn man überhaupt etwas Allgemeines sagen wolle, womit der Erkenntnisfortschritt weitestmöglich gesichert werde, da müsse man fordern, daß, da von der Methodologie her alles möglich sei[6o)], jeder am besten das tun sollte, was ihm Spaß bringt[61)]. Solch ein "Anarchismus" würde die Vielfalt der Theorien erhöhen und damit die Aussicht auf gute Theorien verbessern. Gegen Lakatos zeigt er detailliert auf, daß dessen Methodologie keine Kriterien formuliert, nach denen die Entscheidung zwischen Forschungsprogrammen allgemein begründet werden kann[62)].
Gestützt auf diese Widerlegung der Lakatos'schen Über-

legungen formt er deren Einwandcharakter (diese Überlegungen sind ja Einwände nicht nur gegen Kuhn, sondern auch gerade gegen Feyerabends Anarchismus) virtuos um, sodaß sie zu Gründen für seine eigene Position werden: Insofern Lakatos, dieser überaus scharfsinnige Mann[63], derart rigoros um Rationalitätskriterien bemüht, immer nur wieder zeige, daß es keine gibt, betreibe er eigentlich genau das Gleiche, was er, Feyerabend, selber betreibt. Nur nicht offen, sondern in der Verkleidung des gestrengen Methodologen. Dies sei daher "Anarchismus im Schafspelz"[64].

Die Widerlegung der Lakatos'schen Position ist auf weite Strecken als eine Verteidigung Kuhns aufgezogen, und zwar insbesondere, was die Inkommensurabilität betrifft (die Feyerabend schon seit 1961 als Polemik gegen das 'Postulat der Sinninvarianz' diskutiert hatte[65]). Allerdings verfolgt er dabei nicht die Linie, die Kuhn mittlerweile eingeschlagen hat, nämlich die Rationalität des Wandels auch in den inkommensurablen Übergängen aufzuweisen, indem man die Schwierigkeit als Übersetzungsproblem auffaßt und mit Computersimulationen traktiert[66], sondern indem er gerade diese Inkommensurabilität als ein Indiz für die fehlende Rationalität des Prozesses festhält.
Man bedenke: Feyerabend verteidigt damit Kuhn gegen Lakatos, indem er Lakatos Recht gibt. Kuhn findet das "nicht nur absurd, sondern auch ein wenig schamlos"[67].

Aus dieser Skizze sollten die Konturen der Diskussion, die um das Verständnis des wissenschaftlichen Fortschritts geführt wird, erkennbar sein. Weil diese Kontroverse zwar sehr unterhaltsam (und lehrreich hinsichtlich möglicher Verständnisse der Wissenschaftsgeschichte) ist, hinsichtlich der systematischen Frage

aber leicht den Eindruck erzeugt, eine Art Hornberger Schießen zu sein, möchte ich jetzt in drei kurzen Abschnitten herausstellen, worin ich die Beiträge der Exponenten als eine mögliche Antwort zur Frage nach dem Wesen des Erkenntnisfortschritts im Lichte des hier eingebrachten Ansatzes sehe. Die Frage lautet dann: Inwiefern ist das jeweilige Dominieren eines Paradigmas als ein Argumentationsresultat zu begreifen? (Unterfragen: Wer sind die Kontrahenten? Was gehört zur Argumentation?)

2.5. Kuhns Beitrag

Das oben zitierte Argument von Lakatos, daß die Theorien konkurrierender Paradigmata, wären sie nur inkommensurabel, keine Inkonsistenzen bilden könnten, ist natürlich richtig. Man könnte dann gar nicht einsehen, wieso sich die Vertreter solcher Paradigmata überhaupt streiten können. Für Kuhn steht aber außer Frage, daß dort wirkliche, rationale Auseinandersetzungen stattfinden. Um das zu beweisen, ist er genötigt, über das Aufzeigen der Konsequenz in dem (im obigen erweiterten) Gesamtprozeß hinaus, plausibel zu machen, daß da nicht nur irgendetwas immer anders wird, sondern auch, inwiefern es dasselbe ist, was da anders wird.
Die rein wissenschaftssoziologische oder -psychologische Untersuchung kann gerade das nicht zutage fördern. Würde es aber genügen, die Konsequenz eines komplexbedingten Prozesses aufzuzeigen, um seine Rationalität zu behaupten, dann könnte auch ein Meteorologe einen Hurrikan als "rational" deklarieren. (Insofern hätte Lakatos recht. Kuhns Auffassung läßt sich aber nicht leicht auf diesen Gesichtspunkt reduzieren.)
Kuhn geht also über diese bloß soziologische Betrachtungsweise hinaus, indem er die Argumentation zwischen den

Vertretern inkommensurabler Paradigmata betrachtet, die Problematik als Verhältnis verschiedener Sprachen auffaßt und die Einsichtigkeit des wissenschaftlichen Wandels als ein Einswerden verschiedener Sprachen begreift. Um das Verhältnis der Argumente zwischen den Paradigmata - einerseits aufeinander bezogen, andererseits von verschiedener Bedeutung - auszudrücken, spricht er von "partieller Kommunikation"[68] und empfielt "Menschen, die inkommensurable Standpunkte einnehmen, als Mitglieder verschiedener Sprachgemeinschaften zu sehen und ihre Kommunikationsprobleme als Übersetzungsprobleme zu analysieren"[69].

Dazu muß er die Voraussetzung haben, daß die Wissenschaftler sich miteinander über ihre gemeinsame Welt verständigen wollen und daß sie das wegen der Differenzen ihrer Sprachen und der daraus resultierenden Differenzen in ihren Auffassungen von der Welt bloß nicht richtig können.
Diese Voraussetzung führt, wie man sich sicher denken kann, zu enormen Komplikationen, wenn es darum geht, zu zeigen, wieso die Welt, die, wie Kuhn immer betont, für die Vertreter verschiedener Paradigmata verschieden ist, doch "eigentlich" dieselbe sein soll. Nur dann ist die Problemstellung als Übersetzung möglich: Man kann nicht das Reden mit der Sprache S_1 über Gegenstand G_1 in das Reden mit Sprache S_2 über Gegenstand G_2 "übersetzen" wollen.
Kuhn ist schließlich dazu übergegangen, die Kontakte zur Welt als ein Wahrnehmen von Stimuli zu verstehen, wobei die Reize gleich sein sollen, die Wahrnehmungen aber die je positionsspezifisch verschiedenen Verarbeitungen der Reize. Für die Detailuntersuchung solcher Verarbeitungen, die von einer bestimmten Programmierung des Nervensystems gesteuert sein sollen, experimentiert er

mit Computersimulationen[70].

Diese Fortsetzung ist für meine Zwecke nicht weiter von Interesse. Was hingegen wichtig ist, das ist die Frage, wie man sich die Überwindung der Verschiedenheit der Sprachen vorstellen soll.
Kuhn weist dazu zunächst auf die vielen Gemeinsamkeiten hin: Der Nervenapparat sei identisch. Und man habe eine gemeinsame alltägliche Welt und Sprache[71]. Das Erlernen der Alltagssprache (bei Kuhn diskutiert als Frage, wie wir "Hunde und Katzen erkennen ... können, weil diese so aussehen, wie die Beispiele, die wir zuerst gesehen hatten"[72]) soll zugleich ein Hinweis auf die zu leistende Vereinheitlichung sein.

Solch ein Rückgriff auf die Alltagssprache stützt zweifellos das ungeschützte Reden über die Gleichheit der Stimuli ab. Zugleich macht es aber den "Aufstieg" von der Gleichheit der Alltagssprache zu den Differenzen der positionsspezifischen Wissenschaftssprachen zu einem eher mißlichen Zufall. An dieser Stelle könnte Kuhn (dieses im Vorblick auf die Darstellung des Konstruktivismus) durchaus mit dem Konzept eines Aufbaus eindeutiger Wissenschaftssprache aus der Alltagssprache heraus konform gehen.
Kuhn ist aber nicht interessiert zu sagen, wie die Diskontinuitäten in der Erkenntnis verhindert werden könnten, sondern daran, sie zu verstehen. Deshalb findet er sich mit deren Bestehen ab, und sucht sie in den Griff zu bekommen, indem er sie auf der Folie dessen, was die differierenden Wissenschaftler eint, anschaut: "nachdem sie soviel Gemeinsames haben, können sie manches darüber ausfindig machen, worin sie sich unterscheiden"[73].

Hierzu formuliert Kuhn einen originellen Gedanken, den ich für seinen eigentlichen Beitrag zu diesem Problem

halte: Er versteht das Überwinden der Verständigungsprobleme als eine therapeutische Anstrengung[74], in der man sich wechselseitig auf die Sicht des Kontrahenten immer weiter einläßt und die gesetzmäßigen Bedingtheiten in seiner Empfindungsweise aufzufinden versucht: "ein jeder von ihnen versucht, dahinter zu kommen, was der andere sehen und sagen würde, wenn er einem Stimulus begegnete, worauf die eigene visuelle und verbale Reaktion eine andere wäre. Mit der Zeit und mit einiger Geschicklichkeit könnte ein jeder von ihnen das Benehmen des anderen ziemlich genau vorhersagen"[75]. Und wenn man das eine Weile lang tut, dann passiert das gleiche wie beim Erlernen einer fremden Sprache: man entdeckt, daß man "nicht mehr übersetzt, sondern daß man in dieser Sprache schon denkt"[76]. Was dabei stattfindet, hat an keiner Stelle den Charakter einer Wahl, aber hinterher weiß man, daß man die Dinge jetzt richtig sieht. Deshalb vergleicht Kuhn den Übergang mit einer Bekehrung.

Mir scheint an diesem Gedanken wichtig zu sein, daß der Übergang ein Bilden gleicher Sprache ist. Insofern Erkenntnis sprachlich formuliert ist, muß dies jedenfalls ein Aspekt am Erkenntnisfortschritt sein.
Sodann ist dies Bilden einer gemeinsamen Sprache ein Resultat von Versuchen, Teile der einen Sprache in Teile der anderen, und umgekehrt, "umzuformen". Dadurch ist (leider kommt das bei Kuhn nicht so deutlich heraus) dies Resultat eine Zusammensetzung dessen, was sich sagen läßt, wenn man die Ausdrucksmöglichkeiten beider Sprachen genügend kennt.

Besonders hervorheben möchte ich zwei Gesichtspunkte:

A) Was in dem Prozeß eine Rolle spielt, ist mehr als das Ja oder Neinsagen zu vorgetragenen Sätzen.

Sondern das sind auch Gefühle, Bereitschaft, Gestimmtheit, sodaß, wenn das Resultat als Argumentationsresultat aufgefaßt wird, der Begriff von Argument über die Beschränkung auf die (schriftlich wiedergebbare) sprachliche Äußerung hinausbedeutet wird.

B) Was geschieht, geschieht nicht aufgrund einer rationalen Entscheidung, zu der ja übergreifende Kriterien nötig wären. Es ist überhaupt keine übergeordnete Instanz vorhanden, die über die Richtigkeit des sich bildenden Resultats wachen könnte (die Positionen der Kontrahenten bewegen sich "un-bedingt").

2.6. Lakatos' Beitrag

Lakatos meint wie Kuhn, es gebe einen rational aufweisbaren wissenschaftlichen Fortschritt, Kuhn habe aber keine Kriterien dafür (dies Argument wird zwischen Lakatos und Kuhn ständig hin und her geschoben). Kriterien für den Wissenschaftsprogress könne man nur zu haben beanspruchen, wenn man die Folge der Forschungsprogramme, bzw. die darin enthaltenen Theorien, die als die Hauptsache in dem ganzen Komplex Wissenschaft zu gelten hätten, als eine rationale Entwicklung aufzeigen kann.

Dies Aufzeigen geschieht in der "rationalen Geschichte". Die besteht darin, das Verhältnis der (oben besprochenen) Teilgeschichten - der internen und der externen Geschichte - derartig in einer Darstellung zu rekonstruieren, daß die interne Geschichte als eine begründete Entwicklung des Wissens erscheint.
Lakatos hat sich, um das zu unterstreichen, eine feinsinnige Darstellungsweise einfallen lassen: Das Verhältnis

zwischen interner und externer Geschichte wird bei ihm dramatisiert als das Verhältnis zwischen Text und Fußnoten. Die Fußnoten weisen, wo es angebracht ist, darauf hin, was geschehen ist. Der Text beschreibt, wie die Argumentation verlaufen ist.
Selbstverständlich gerät der Text in Widerspruch zu dem, was in den Fußnoten steht: gerade dann, wenn die Wirklichkeit anders war, als die Argumentation, im Rückblick besehen, hätte verlaufen sollen, ist ja ein entsprechender Hinweis angebracht.
Und so wird das Verhältnis zwischen "Vernunft" und "Unvernunft" für den Leser erfahrbar als der Widerstand, den er entwickelt, wenn er die Fußnote liest: Im Text ist er in der Position dessen, der sieht, wie die Argumentation auf den heute akzeptierten Wissensstand als Resultat hinausläuft. Und in der Fußnote ist er in der Position dessen, der das alles nicht weiß; der sieht, wie es wirklich war und durch welche Versuche und Irrtümer hindurch der heutige Zustand sich durchgesetzt hat.

Die Positionsentwicklung, die der Text beschreibt, "gibt" es also in einigen Fällen nicht. Jedenfalls nicht für einen Wissenschaftshistoriker, der die Position der Fußnote gleichsam professionell innehat und für den der Widerstand also beim Lesen des Textes auftritt.
Kuhn scheint von diesem Verfahren geradezu entsetzt gewesen zu sein. Er hält es für eine "Parodie"[77] und schreibt anläßlich der drei krassesten Fälle: "das Problem besteht nicht darin, daß die Philosophen leicht Irrtümer begehen - Lakatos kennt die Tatsachen besser als viele Historiker, die über dieselben Themen geschrieben haben, und oft begehen auch Historiker sehr schlimme Fehler. Aber ein Historiker würde in seinem Tatsachenbericht keine Geschichte erzählen, von der er weiß, daß sie falsch ist. Und wenn er es schon getan hat, dann würde

er nicht auch noch in einer Fußnote darauf aufmerksam machen. "[78]

Hier ist offenkundig, daß Kuhn die Absicht von Lakatos ignoriert: Lakatos will - im Text - keinen "Tatsachenbericht" geben, sondern eine "Rekonstruktion" der Tatsachen, sodaß sie als rationale erscheinen.
(Das ist etwas anderes als die Rekonstruktion eines Gebäudes in Knossos. Und auch dort ist es lehrreich, sich die Evans'schen Rekonstruktionen anzuschauen und die Kritik, die Wunderlich dazu vorbringt.[79])
Kuhn mag zu Recht kritisieren, daß die Rekonstruktion gewaltsam ist, aber seine Kritik scheint darüber hinauszugehen: zur Mißbilligung, daß das überhaupt eine (Re-) Konstruktion ist[80]. Damit wäre aber dann wohl auch die Geschichtsschreibung als "Tatsachenbericht" - die immer Rekonstruktion ist - betroffen.

Ich verstehe Lakatos' Methodologie als einen Ansatz, mit dem ~~sich~~ das je dominierende Forschungsprogramm in dem Zustand, in dem es sich befindet, als Resultat einer Argumentation aufgezeigt werden kann; und insofern der Prozeß, der es hervorbringt, als rational. Die Pointe dieses Ansatzes besteht darin, daß das dominierende Forschungsprogramm aus größeren und kleineren Teilen früherer parallel und/oder nacheinander auftretender Forschungsprogramme zusammengesetzt wird. Dabei werden sie für die Rekonstruktion "umgeformt", sodaß sie an einer entsprechenden Stelle eingefügt werden können.

Dies Umformen scheint es zu sein, was Furore macht (die Argumentation zwischen Lakatos und Feyerabend ist voll davon), und was besonders für Kuhn störend wirkt. Doch diese Umformung der Argumente (ein Argument, das für

die Begründung von T_1 geprägt worden ist, wird für die Begründung von T_2 benutzt. Oder gar als Einwand gegen T_1 ..) findet in der Geschichte ständig statt. Letztlich sind auch Kuhns "therapeutische Anstrengungen" gar nichts anderes. Das Spektakuläre ist, daß sie hier bewußt eingesetzt werden und eben sogar: mit dem Anspruch auf Rationalität.

Systematisch besteht der Ansatz in folgendem Vorgehen:

Programm P_1 bringt für seine Sicht, aufeinander aufbauend, Argumente vor:

$A_1 \quad (P_1)$

$A_2 \quad (P_1)$

$A_3 \quad (P_1)$

.
.
.

Diese Argumente sind zugleich Einwände gegen ein konkurrierendes Programm P_2. P_2 versucht ständig vergebens eine Entkräftung, gibt aber nicht auf. Nach lo Jahren findet es das entscheidende Argument gegen $A_1 \ (P_1)$, nämlich $A_1 \ (P_2)$. Wäre dies Argument sofort vorgebracht worden, dann hätte P_1 nicht zu $A_2(P_1)$ usw. fortschreiten können. Oder sollen. Denn die Argumentation geht hier weiter mit $A_1(P_2)$, worauf dann z.B. ebenfalls eine aufbauende Reihe von Argumenten entwickelt wird:

A_2 (P_2)
A_3 (P_2)
A_4 (P_2)
.
.
.

So jedenfalls werden die Verhältnisse in der rationalen Geschichte beschrieben: da steht $A_1(P_1)$ und gleich dahinter $A_2(P_2)$ usw. Die Argumente der ersten Position $A_2(P_1)$, $A_3(P_1)$ ... entfallen. Um aber zu zeigen, durch welche Umstände hindurch sich das herstellte, nimmt man einen Hinweis auf die entwickelte Reihe im Anschluß an $A_2(P_1)$ in die Fußnote auf.

Diese Fußnoten sind nicht etwa für die Belustigung und/oder Verärgerung der Zuschauer dieses Rationaltheaters notiert, sondern sie sind systematisch nötig. Sie sind die Füße oder der Leib der Geschichte, nicht etwa der "Schutthaufen". Jedenfalls nicht solange die Geschichte weitergeht.
Lakatos macht gerade dieses nicht hinreichend begreiflich und bleibt deshalb angreifbar durch Kritik der vom Historiker vorgebrachten Art. (In dieser Hinsicht sind seine Rekonstruktionen sogar vergleichbar mit Hegels Geschichtsdarstellungen, gegen die Feuerbach einwandte: "Der Philosoph muß das im Menschen, was nicht philosophiert, was vielmehr gegen die Philosophie ist, dem abstrakten Denken opponiert, das also, was bei Hegel zur Anmerkung herabgesetzt ist, in den Text der Philosophie aufnehmen"[81].)

Man kann m.E. sehr gut verstehen, was Lakatos (und erst recht Hegel) im Auge hat: wenn die historische Entwicklung ein Stückvorangeschritten ist, dann ist das Resultat,

auf das hin die rationale Geschichte konsequent ist, ein anderes. Dadurch kommen andere Gewichtungen zustande. Eine Position, die für das bisherige Resultat große Bedeutung hatte, kann durch den nächsten Schritt der Geschichte zur Bedeutungslosigkeit herabsinken.

Demonstriert in Fortsetzung der obigen Skizze:
Es tritt ein Programm P_3 auf, das ein entscheidendes Argument gegen $A_1(P_2)$, also das Argument, mit dem P_2 schließlich über P_1 siegte, vorlegt. Dies Argument gründet sich auf irgendeine neue Einsicht, ein neues Meßverfahren o.ä. und auf das Argument $A_3\ (P_1)$, also auf ein Argument der Position P_1, von der nur das erste Argument bislang in die interne Geschichte aufgenommen war. Der Rest, und insbesondere auch A_3, stand in den Fußnoten. Und aus der Fußnote wird es nun aufgegriffen. Dabei wird es umgeformt. Es wird in einen anderen Zusammenhang gebracht: weder seine Voraussetzungen noch seine Konsequenzen werden mit übernommen. Wir markieren das mit einem Beistrich als $A_3'(P_1)$ als die Form, in der $A_3(P_1)$ in das erste Argument der neuen Position P_3, also $A_1(P_3)$ eingeht. Die neue Darstellung wird dann die Entwicklung so zeichnen:

$A_1\ (P_1)$
$A_2\ (P_1)$
$A_3'\ (P_1)$
$A_1\ (P_3)$
.
.
.

Alle Argumente von P_2 entfallen, bzw. rutschen in die Fußnote. Und nun kann man deren Bedeutung erkennen:

$A_2(P_1)$ war in der bisherigen rationalen Geschichte extern, in der neuen ist es intern. $A_1(P_2)$ war in der bisherigen intern, ist in der neuen extern.

Das Mitschreiben der faktischen Argumente in der Fußnote macht deutlich, daß die Argumente nicht aus dem Nichts kommen, sondern daß sie auf Einfällen beruhen, die im Geschichtsprozeß bereits angelegt sind. Sie sind (meist) nicht fertig vorhanden, sondern erst in einer Vorform. Die Aufgabe der rationalen Geschichte ist dann vollbracht, wenn für jedes der im derzeitigen Resultat vorkommenden Argumente "der" Vorgänger gefunden ist.

Damit wird nun auch einsichtig, weshalb, wie Lakatos[82)] schreibt, Methodologie und Geschichte der Wissenschaft sich gegenseitig brauchen: Um zu sehen, wie sich der gegenwärtige Zustand in Argumente aufteilen läßt, die in konsequenter Folge aufzubauen wären und zu denen sich je Vorgänger suchen lassen, braucht man Geschichte. Und um zu sehen, was Vorgänger sein können - welche Umformungen überhaupt möglich sind - dazu braucht die Geschichte die Methodologie.

Was nötig wäre, um Lakatos' Konzept weiter zu stabilisieren, und insbesondere, um es gegen Kuhns und Feyerabends Einwände abzusichern wären Vervollständigungen in zwei Punkten:

A) Es fehlt ein allgemeines Kriterium, nach welchem angebbar wäre, wie überhaupt die Argumente hintereinandergeschrieben werden können: der Leser wird sich ja, spätestens beim zweiten Schaubildchen, gefragt haben, weshalb gerade <u>diese</u> Reihenfolge überbleiben soll; weshalb das widerlegte $A_1(P_2)$ nicht auftaucht, obwohl seine Überwindung doch vielleicht ein markanter Schritt in der

Entwicklung des zu konstruierenden Forschungsprogramms war.
Ein solches Kriterium ist mit Lakatos' allgemeinen Erwägungen über einen "harten Kern" und einen darüberliegenden "Schutzgürtel" nicht beigebracht.
Für dies fehlende Kriterium weise ich im Vorgriff auf das konstruktivistische Konzept der "methodischen Schrittfolge" hin.

B) Es fehlt ein Kriterium, um wissenschaftliche Argumente von irgendetwas anderem abzugrenzen, von persönlichen Eigenschaften, Forschergemeinschaftskonstellationen usw. Denn selbstverständlich kommen nicht allein Sätze oder Satzgruppen in der rationalen Geschichte vor, sondern auch Experimente, Messungen, und u.U. auch irgendwie besonders ausgeführte Experimente, bei denen - Entdeckung der Röntgenstrahlen - "mehr" als das Erwartete beobachtet werden könnte. Kurz es kommen auch Handlungen und hergestellte Situationstypen usw. vor. Was fehlt ist also ein Konzept von Wissenschaft als theoretischer Praxis (damit nicht auch hier plötzlich die "mob psychology" die Rolle eines Arguments übernehmen muß - wenn nicht bei Lakatos, der wußte was er wollte, so vielleicht bei einem Nachfolger, der es anzuwenden versucht.)

Wenn diese beiden Probleme gelöst wären, dann entfiele allerdings das Inkommensurabilitätsproblem, bzw. es würde zur je konkreten Aufgabe, die "Umformung" eines Arguments zu begründen.

2.7. Feyerabends Beitrag

Feyerabend zeigt, daß wissenschaftlicher Fortschritt nicht rational begründbar ist. Denn dazu müsse man paradigmainvariante methodologische Regeln benutzen, die, wenn sie für den wissenschaftlichen Prozeß als Steuerung etabliert würden, ihn zum Erliegen bringen würden. Alles was man überhaupt tun könne, sei die Empfehlung, jeder möge in der Wissenschaft so vorgehen wie es ihm am besten gefällt. Dadurch wäre dann am ehesten ein Erkenntnisfortschritt möglich, weil so vielfältige konkurrierende Theorien entstünden. Wenigstens in der Wissenschaft sollte das gültig sein, was die Wirtschaftsphilosophie des Liberalismus vertrat. Daß das Bemühen der Einzelnen um ihr mögliches Wohl zugleich dem Gesamtwohl diene. Die Freiheit und Würde des Menschen sei der einzige und höchste Wert, mit dem man in einer Theorie der Wissenschaft argumentieren könnte.

Für diese Position argumentiert er vornehmlich auf zwei Linien:
Einmal bemüht er sich um Beispiele, die zeigen, daß irgendein heute für gut, richtig oder bedeutsam gehaltener Schritt in der Geschichte der Wissenschaft nicht etwa trotz eines Bruchs einer bis dahin als verbindlich anerkannten Denkfigur oder Regel getan werden konnte, sondern daß er gerade einen solchen Bruch zur Voraussetzung hat oder sogar in einem solchen Bruch besteht. Das sind dann Belege für die These, daß die Kriterien der Wissenschaftlichkeit sich immer am Ende an entscheidender Stelle als Schranken erweisen; Schranken die, wenn es einen Fortschritt geben soll, überwunden werden müssen.
Das zeigt sich leicht - und ist inzwischen durch die Rezeption des Historismus schon ein geläufiger Gedanke - an paradigmaspezifischen Kriterien. Es gilt aber, wie

Feyerabend mit Vergnügen vorführt, auch für allgemeine Kriterien wie Widerspruchsfreiheit, Konsequenz usw.: Auch diese werden, je nach der Situation, zu Schranken und dürfen daher nicht als allgemein verbindlich gefordert werden[83]. Damit aber ist nichts mehr da, auf dessen Grundlage man von einem Fortschritt reden könne. Was zur Beurteilung der je paradigmaspezifischen Erkenntnisse überbleibe, seien "unsere subjektiven Wünsche"[84].

Und das ist der Übergang zu seiner zweiten Linie:
Er bemüht sich systematisch darum, die Vorteile überholter Paradigmata darzustellen. Daß mit dem Wechsel des Paradigmas nicht nur Neuerung und Erweiterung erlangt wird, sondern daß damit auch Fragen udn Gesichtspunkte wegfallen, das ist von Kuhn auch schon betont worden. Feyerabend nimmt diese Einsicht rückhaltlos ernst und zeigt, daß - wenn man nur genau genug hinsieht - ältere Phasen in der Geschichte einer Wissenschaft u.U. wirklich weiter waren und mehr wußten als die neueren. Das ist der Sinn seiner Untersuchungen über Hexenzauber, Regenmachertechniken usw.: Jenes überholte Wissen ist Erkenntnis gewesen und hat zur Gestaltung der Welt befähigt. Weil aber die Welt nicht einfach anders geworden ist, sondern auch noch dieselbe ist, deshalb können die Techniken von Hexen, Zauberern und von alten Philosophen für uns von gleichem Interesse sein wie die Rätsel der Perihelabweichung des Merkur oder die Brownsche Molekularbewegung.

Erkenntnisse, die überholt (bzw. deren Vertreter überrollt) worden sind, sind nicht falsch oder schlechter, sondern gehören einem anderen Paradigma und einer anderen Lebensform an.
Sie sind nicht widerlegt, weil sie gar nicht durch das sie ablösende Wissen widerlegt werden können. Denn sie sind nicht mit ihm kommensurabel.

Und weil sie nicht widerlegt sind, können sie für uns von einem realen praktischen Interesse sein (also nicht nur von einem Museumswärter-Interesse).
Man bedenke nun, was es bedeutet, diesen letzten Punkt durchzuführen:
Um zu zeigen, daß älteres Wissen nicht widerlegt ist, dazu muß man ja genau das tun, was von Lakatos gegen das Imkommensurabilitätsargument eingewendet worden ist (man müsse die Theorien eben vergleichbar machen): Man muß den Sinn des alten Wissens in einer für uns verständlichen Weise darstellen. Das beinhaltet lauter Umformungen der Argumente des alten Wissens in Argumente aus unserem Wissen. Feyerabend hat darin eine Meisterschaft erworben[85]. Seine Rekonstruktionen zeigen, daß archaisches, schamanistisches und naturphilosophisches Wissen nicht (wie es das barbarische Gerede über den Aufstieg der Wissenschaft von der Primitivität zur modernen Vollendung suggeriert) barbarisches Unwissen oder dumpfes Ahnen war, sondern daß es ausgewiesene Erkenntnis gewesen ist.
Und ist. Denn das ist es ja, was dabei vollbracht wird: Das frühere Wissen ist in unserem Wissen (und Feyerabend ist ein Gelehrter, der sich darin offenbar - und in mehreren Gebieten an vorderer Front - bewegen kann) als Möglichkeit vorhanden.

So zeigt sich eine frappierend doppelgesichtige Argumentation:
Feyerabend ist der Wissenschaftstheoretiker, der darauf besteht, daß es keine Rationalität nach allgemeinen Kriterien gäbe (keine Vernunft, wie Feyerabend sich ausdrückt[86]). Man kann ihn als den konsequentesten Rationalisten betrachten. Er läßt es nicht durchgehen, wenn Lakatos die Frage nach solchen Kriterien als beantwortet deklariert: Weil sie in der Antwort umgeformt worden ist

(gefragt waren Kriterien für das wirkliche wissenschaftliche Handeln - Kriterien, die dieses Handeln vorher als begründet ausweisen könnten. Und geantwortet hat Lakatos mit Gesichtspunkten für die Auswertung von wissenschaftlichem Handeln).
Feyerabend wird nicht müde zu betonen, daß die Frage immer noch offen ist. Und zusammen mit der Intention seiner Argumentation demonstriert er in eindrucksvoller Schärfe, wie dieser Rationalismus zum Skeptizismus führt.

Und das was er mit dieser Argumentation dann vollbringt, das demonstriert in ebenso eindrucksvoller Schärfe, daß wir mit der konkreten Erkenntnis sehr wohl weiterkommen; und auch, worin das Weiterkommen besteht: daß nämlich die Beschränkungen der Form des jeweiligen Argumentationsstands aufgezeigt werden. Womit sie überschritten sind.
Gerade dieses lehrt er nicht in distanzierter Darstellung, sondern das zeigt er dem Leser seiner Schriften, indem er ihm die wirkliche Gedankenbewegung bei der Lektüre zumutet (das ist es auch, was für so viele Leser die Provokation dieser Schriften ausmacht): Indem die Wirklichkeit des alten Wissens in unserem Wissen aufgezeigt wird, wird die Beschränktheit des letzteren überwunden, die darin besteht, daß man glaubt, gegen das alte Wissen Recht zu haben. Und nicht etwa mit ihm und darüberhinausgehend.

2.8. Das Inkommensurabilitätsproblem und die Lösung des gordischen Knotens

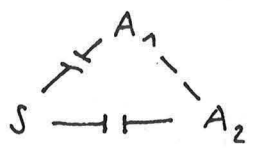
Das Inkommensurabilitätsproblem ist als das Kernproblem der historistischen Wissenschaftsauffassung bezeichnet worden[87]. Das hat seinen guten Grund: Bedenkt man, daß diese Wissenschaftsauffassung - als Argumentationstheorie verstanden - im wesentlichen darin besteht, daß der Wissenschaftsprozeß durch Argumentationen zwischen konkurrierenden, einander verdrängenden Paradigmata konstituiert ist, dann ist nötig zu sehen, weshalb eines durch das andere verdrängt wird. Stellt man dann fest, daß die Begriffe in den Paradigmata nicht dasselbe bedeuten, folglich auch die Probleme und die Problemlösungen nicht gleich sind, dann kann man nur konstatieren, daß sich jeweils etwas ändert, aber nicht ob die Änderung ein Fortschritt ist. Dazu müßte etwas - die Probleme oder die Fragen - gleich sein, hinsichtlich dessen ein Leistungsvergleich zwischen dem alten und dem neuen Paradigma gemacht werden kann.

Ich möchte hier dieses Problem im Rahmen meines Ansatzes in sieben Schritten skizzieren und dann die Darstellung mit einer Geschichte illustrieren.

1) Beim Argumentieren konfrontieren sich die Kontrahenten mit ihrer kontroversen Bestimmung der strittigen Sache. Ein Argument aus oder zur Bestimmung der Sache versucht, den Kontrahenten auf einen "Aspekt" aufmerksam zu machen, den er bisher nicht sieht. (Wer einen Grund gibt, macht den Kontrahenten auf etwas aufmerksam, das der im Hinblick auf die Richtigkeit der fraglichen Bestimmung noch nicht bedacht hatte. Wer einen Einwand gibt, zeigt ihm etwas, das er im Hinblick auf die Falschheit noch nicht bedacht hatte.)

Der Ausdruck 'Aspekt' steht für alles, was argumentierend an einer Sache entdeckt werden kann. Anders gesagt: wenn jemand ein Argument akzeptiert, dann sieht er einen neuen Aspekt an der Sache. Aspekte A_1, A_2... sind Gegenstände oder Prozesse, die in der Sache S aufgezeigt werden können oder auch nur Teile oder "Hinsichten", in denen solche Gegenstände gesehen werden können. (Etwa: Sie müssen den Wahlkampf "als" Volksbelustigung sehen usw.)
Diejenigen Aspekte an S, die in einer bestimmten Argumentation zwischen den Kontrahenten aufgezeigt werden konnten, bilden (für jene Kontrahenten) die Bedeutung des Wortes, mit dem S, die kontroverse Sache, bezeichnet ist. Für das Wort will ich ebenfalls 'S' schreiben (und ebenso die Wörter für Aspekte A_1, A_2... als 'A_1', 'A_2'... schreiben).

2) Die Aspekte zusammengenommen, sollen ein 'System von Aspekten' heißen. Das System hat eine "Form": Jeder Aspekt ist mit (mindestens) einem anderen und mit S verbunden, sodaß, wenn man über einen Aspekt etwas weiß, man damit auch über einen anderen etwas weiß. Die Verbindungen können von jeder erdenklichen Art sein, werden aber in zwei Arten unterschieden: die eine Art besagt, daß man übergehen kann von A_1 zu A_2 (symbolisch: $A_1 - - A_2$), die andere besagt, daß A_1 von A_2 abgegrenzt ist (symbolisch: $A_1 \dashv\vdash A_2$). Von der "Form des Systems" ist dann die Rede, wenn es darum geht, <u>wie</u> die Aspekte in S verbunden sind. Graphisch kann man die Form eines einfachen Begriffssystems so darstellen:



'S' steht z.B. für 'Philosoph'. 'A_1' für 'reich', 'A_2' für

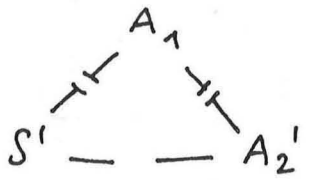
'auf den eigenen Vorteil bedacht'. Dieser Begriff erlaubt das Argument, daß ein Philosoph nicht reich sei, weil 'reich sein' erlaubt, zu 'auf den eigenen Vorteil bedacht sein' überzugehen, und ein Philosoph nicht auf den eigenen Vorteil bedacht ist.

3) Durch jedes weitere Argumentieren mit dem Begriff kommt ein neuer Aspekt hinzu, der, wenn das jeweilige Argument akzeptiert ist, mit dem System von S verbunden ist. Das soll eine 'Systemerweiterung' heißen. Insofern nun auch die Resultate der Berührung mit der Sache selber - in der Wissenschaft also Experiment, Beobachtung, Messung - als Argumente aufgefaßt werden, kann man so reden, daß auch dabei in jedem Fall der Begriff, den man bisher von der Sache hat, erweitert wird.

4) Sodann lassen sich Systemerweiterungen ohne Formveränderung von Systemerweiterungen mit Formveränderung unterscheiden. Eine Systemerweiterung ohne Formveränderung liegt vor, wenn der hinzukommende Aspekt mit keinem der im Begriff bereits vorhandenen Aspekte oder den Verbindungen zwischen ihnen kollidiert. Das ist insbesondere der Fall, wenn neu hinzukommende Aspekte als "vom Typ" eines bereits vorhandenen Aspekts angenommen werden. Anders gesagt: Wenn man erfährt oder beobachtet, was man erwartete. Bei dieser Art der Systemerweiterung wird also die Sache bestimmt ohne daß sie den Begriff bestimmt.

5) Anders ist es bei den Systemerweiterungen mit Formveränderung. Da kollidiert ein hinzukommender Aspekt mit einem im System bereits vorkommenden, oder (bzw.) mit einer seiner Verbindungen zu anderen Aspekten.
Am obigen Beispiel: Jemand macht sich dafür stark, 'Reichtum' könne man nicht auf das Verfügen über materielle Mittel reduzieren. Das sei doch eigentlich viel allge-

meiner ein Verfügen über alles, was man haben will. Das kann Geld sein, muß es aber nicht. Und wenn der "wirklich" Reiche Geld brauche, dann sei es nicht dies verkrapfte Brauchen, welches mit der ständigen Sorge um den eigenen Vorteil einhergeht. Insofern also der Philosoph sein Leben so einrichte, daß er sein Wollen und sein Können in Übereinstimmung bringt, könnte man ihn auch mit 'reich' verbinden.
Damit wäre das obige kleine Beispielsystem S umgeformt. Ich kennzeichne es S'. A_2 wird durch eine andere Version, schreiben wir A_2' ersetzt. Das entsprechende Schaubildchen sähe so aus:



6) Der Übergang von S zu S' ist eine Bedeutungsänderung, die nicht einfach ein Anderswerden ist, sondern ein Anderswerden des Gleichen. Insofern diese Änderung zustande kommt durch eine differenzierende Erweiterung des Aspekts A_2, sodaß A_2' mit A_2 auch verträglich ist (nur nicht mit dem A_2, welches den "Reichtum" auf den Besitz eines Haufens Geld reduziert), und der Kontrahent es richtig findet, diese Beschränkung seines Begriffs von Reichtum zu überschreiten, ist S' ein Fortschritt gegenüber S. Die Pointe an dieser "Begriffsentwicklung" ist also der Erfolg eines Arguments, das eine Beschränkung aufzuheben versuchte.
Solche Argumente erhalten wir nicht nur in Gesprächen mit anderen Menschen, sondern auch durch den Kontakt zur Sache. Z.B. macht sie es immer schwerer, einen provozierten Aspekt A_n als A_n ins System zu integrieren. Das weist dann darauf hin, daß man S hinsichtlich A_n nicht richtig verstanden hat. Oder daß sich S hinsichtlich A_n

verändert hat.
(Das Verändern der Sache S bei gleichbleibendem Begriff S ist keineswegs eine abwegige Vorstellung. Überlege man sich, was z.B. mit 'Kotflügel' gemeint war: ein flügelförmiger Blechlappen über einem Rad, der die Insassen eines Wagens vor hochgeschleudertem Kot schützte. Heute fliegt auf den Straßen kein Kot mehr hoch und die Lackschalen über den Rädern sind keine Flügel mehr. Oder 'Skibindung': Gebunden wird nichts mehr, sondern geklemmt. Und viel fester, weil für ganz andere Sorten "Skifahren". Usw.)

7) Was nun den Übergang von S zu S' angeht, so ist er für eine Position, die mit dem Begriff S argumentiert, nicht formal: d.h. nicht zu machen durch Inanspruchnahme von bereits vorhandenem Wissen über Aspekte und deren Verbindungen (die im Sinne der Einführungen I.2. ja auch die "Übergangsformen" enthalten).
Von S' her kann in S (evtl.) eine Beschränktheit aufgezeigt werden, aber keine Notwendigkeit, gerade zu S' überzugehen. Insofern ist kein übergeordneter Standpunkt da, mit dem zwischen der Position, welche mit S argumentiert und der Position, welche mit S' argumentiert, hinsichtlich der Frage, ob das Übergehen von S auf S' ein Fortschritt wäre (ein Übergang von S' auf S dürfte ohnehin unmöglich sein) entschieden werden kann: die Positionen sind - hinsichtlich S - "inkommensurabel".

Diese Skizze ist sicher noch weit von einer Lösung des Problems entfernt. Immerhin läßt sich daraufhin einiges sagen:

A) Inkommensurabilität tritt in jeder interparadigmatischen Auseinandersetzung auf. Beim ~~natürlichen~~ wissenschaftlichen Argumentieren wird sie deshalb zum Problem, weil

dort - dem Anspruch nach - die Form der Begriffe festgelegt ist (das sind die Definitionen) . Eine Umformung der Begriffe müßte bewußt, d.h. mit Gründen geschehen. Das ist nicht zu machen, solange als Gründe nur Ableitungen nach bereits interpositionell akzeptierten Übergangsformen zugelassen sind.

B) Der Kern des Inkommensurabilitätsproblems dürfte die Inkommensurabilität zwischen dem menschlichen Verstehen und seinem Gegenstand sein. Oder, in einheitlichen Begriffen ausgedrückt: die Inkommensurabilität zwischen der Form, in der der Mensch mit der Welt argumentiert und der Form, in der die Welt mit dem Menschen argumentiert. (Diese These ist begründet mit der Überlegung, daß auf diese Weise verstehbar wird, wieso es differierend sich entwickelnde Verständnisse der "gleichen" Sache überhaupt gibt.)

C) Um das Problem zu lösen wäre zu zeigen, wie ein Paradigma aufgebaut ist, sodaß sich aus ihm in der zweiseitigen Argumentation mit dem Gegenstand und mit dem konkurrierenden Paradigma Schritte auf die Überwindung der Kontroversen hin begründen lassen. Wenn dies richtig ist, dann wäre auch verständlich, weshalb die kritisch rationalistische Wissenschaftstheorie mit diesem Problem nicht zurechtkommt: Weil, den Aufbau des Paradigmas so weit aufzuzeigen, über das hinausgeht, was in Lakatos' Konzept (harter Kern usw.) enthalten ist. Es wäre also zu berücksichtigen, wie Paradigmata begründet sind. Das ist vom Kritischen Rationalismus her eine Zumutung, weil dabei die Kriterien der Wissenschaftlichkeit auf "Begründungsdenken" rekurrieren müßten.
Zudem ist der Handlungsaspekt des wissenschaftlichen Theoretisierens unterbelichtet: daß es nämlich als Argumentieren eine verbale Interaktion ist und als

Experimentieren eine ganz handfeste Praxis.

Diese, etwas tastende, systematische Erörterung soll mit einer Geschichte abschließen, in der ungefähr alles, was bislang über Argumentieren gesagt wurde, auf diese Frage nach dem Wesen der Begriffsentwicklung bezogen ist (Insbesondere wird auch die "Machtverhältnismäßigkeit" berücksichtigt).

Das Gerüst dieser Geschichte wird von Plutarch berichtet[88]: Alexander der Große kommt auf seinem Feldzug nach Phrygien, tangiert Gordion und findet daselbst den Knoten vor, der Joch und Deichsel am Wagen des Gordios, des ehemaligen Königs von Phrygien verbindet und dessen Lösung die Herrschaft über beide Asien verheißt.
Jeder weiß, daß der Knoten unlösbar ist. Und daher steht ein äußerst spannendes Zusammentreffen in Aussicht: Dieser Mann, der als omnipotent gilt (oder gelten möchte) und dieser Knoten, der als unlösbar gilt. Es ist ja klar, einer von beiden wird unterliegen, so könnte man denken. Aber dazu muß man die Grenzen seiner Phantasie für die Grenzen der Welt halten (was allerdings nicht unüblich ist).
Wie berichtet wird, zieht also Alexander sein Schwert heraus und schlägt mit einem Hieb den Knoten durch.
Damit ist die Geschichte zu Ende.

Was ist geschehen? Nein bitte, so war es nicht gemeint, könnten die Bewohner von Gordion und Hüter des unlösbaren Problems sagen. Weshalb nicht, wie hätte es gemacht werden sollen? Na - aufdröseln, den Anfang suchen, dann ein Schnürchen lockern, noch eines usw.
Diese Leute werden das nicht vorgebracht haben, schließlich haben sie gesehen, was für einen Schlag dieser Mann führt. Und vielleicht steht er mit dem noch blanken

Schwert und blickt in die Runde, ob etwa jemand widersprechen wollte. Also wird dies Stückchen als die "Lösung" akzeptiert.
Und was ist die Moral der Geschichte? Der Mächtigere bestimmt, ob das, was getan worden ist, die Lösung ist. In der Sprache der Besiegten hätte dies nicht 'Lösung' geheißen. Aber jetzt heißt es so. Der Sieger definiert (Goggelmoggel usw.[89]). Doch ist das nur die eine Seite. Die andere heißt so: Dieser Ausweg hätte in der Sprache der Besiegten nicht 'Lösung' gehießen, aber er hätte auch nicht Nicht-Lösung gehießen. Denn sie kannten ihn nicht. Der Ausweg bringt etwas Neues. Und er tut recht damit, denn was in der Sprache der Besiegten 'Lösung' hieß, das war eine Sache, die es nicht gab: Das war ja ständig probiert worden. Und deshalb war der Knoten "unlösbar".

Wichtig zu sehen, wie die Situation umgeformt wird, wie zwei verschiedene Paradigmata synthetisiert werden: die Spannung der Situation rührt daher, daß Alexander als sehr mächtig gilt und der Knoten als nicht lösbar. Der Zusammenstoß wird einen der beiden nicht ungeschoren lassen. Entweder der Knoten wird sich als lösbar erweisen, oder Alexander steckt die Schlappe ein, weil er die Aufgabe nicht bewältigt, an deren Lösung die Herrschaft über Asien gebunden sein soll.
Beides, also daß der Knoten seine Unlösbarkeit demonstriert und Alexander seine Omnipotenz, das ist unmöglich, weil es sich widerspricht.

Es widerspricht sich aber nur in der Sprache der Gordioner, die 'Lösung' als 'Aufdröseln bis daß Joch und Deichsel auseinander sind' bestimmt und 'mächtig' als 'jede gestellt Aufgabe lösen können'. Der Widerspruch ergibt sich aus der Formulierung der Aufgabenstellung: etwas Unlösbares zu lösen.

In Alexanders Sprache sieht - wie sich herausstellt - die Sache anders aus: 'mächtig' bedeutet nicht primär 'gestellte Aufgaben zu lösen', sondern 'sich die Aufgaben so stellen, daß man sie lösen kann'. Und 'Lösung' bedeutet 'Machen, daß der Knoten nicht länger Joch und Deichsel zusammenhält'.

Dies als interparadigmatische Argumentation aufzufassen, bedeutet, es so aufgebaut zu sehen, daß das Argument der Gordioner darin besteht, die Herrschaft über Asien als etwas Unmögliches hinzustellen, so wie auch dieser Knoten. Da sie Alexander als jemanden ansehen, der diese Herrschaft anstrebt, bieten sie ihm den Knoten an. Um ihm entgegenzutreten, sind sie zu schwach. So treten sie ihm mit einem Symbol entgegen, das eine paradigmainvariante Entscheidung erlauben soll.
Alexander versteht dies Ansinnen als Angebot, eine Probe seiner Fähigkeit zu geben, sieht, daß es darauf hinausläuft, daß er eine Niederlage einstecken soll. Und er sieht die Lücke, bzw. die Besonderheit, die die Lage zur Zwangslage macht: Das ist die zwar vage vorgestellte, aber nicht deutlich expliziert Bedeutung von 'Lösung'.

Man kann hier einwenden, daß jeder weiß, was es heißt, einen Knoten zu lösen. Das sei an Beispielen demonstrierbar und auch mit Sprachregeln (daß das Seil dabei heilbleibt) abzusichern. Doch die Beispielreihe und die Regeln müßten, wenn es um ein Entscheidungsurteil geht, diesen Fall enthalten. Dazu müßte im Extrem in der Einführung die Lösung des Knotens vorkommen: vorgemacht werden. Und das ist nicht möglich. Darin liegt die Offenheit der Bestimmung. Das ist kein Trick und ist nicht gleichbedeutend mit: dann kann man sich niemals auf präzise Wortverwendungen einigen. Sondern es besagt nur, daß, wenn die Kontroverse scharf ist, die Bestimmungen

der Wörter scharf sein müssen, schärfer als sonst. (So scharf, daß die Kontroverse nicht auftreten kann.)

Mit seiner Lösung des Knotens fügt nun Alexander der Bedeutung des Begriffs der Lösung etwas hinzu. Man kann dies Element so formulieren: wenn der zu lösende Knoten Dinge zusammenhält, die sich frei gegeneinander bewegen sollen, und wenn die Verknotung kompliziert ist, ist die Freisetzung wichtiger als daß das Seil heil bleibt. Damit ist die Sprachregel (heiles Seil) nicht gebrochen. Die möglichen Situationen werden differenziert hinsichtlich wichtiger und weniger wichtiger Merkmale und das Kriterium für die Lösung wird eingeschränkt.
Doch ist dies keine wirkliche Einschränkung, weil vorher darüber nichts verlautet war. Es wird mit dieser Einschränkung nicht etwas vorher von irgendjemandem Benutztes oder Besessenes beschränkt, sondern es wird gleichsam ein Claim auf ein Stück Land angemeldet, das früher frei verfügbar war. Aber: auf dessen freie Verfügbarkeit es niemanden ankam.
Wenn jetzt mit dieser Verfügbarkeit gegen den Claim argumentiert werden soll, dann besteht das Argument darin, daß gleichsam ein vorher "eigentlich" schon bestehender Claim reklamiert wird. Das ist eine Situation wie sie auftritt, wenn in einer Runde Einem Kaffee ausgeschenkt wird und dann plötzlich alle Kaffee haben wollen; oder gar: gehabt haben wollen.

Im Prinzip beruht ein derartiger Einwand darauf, daß die Entwicklung des Gedankens nicht nachvollzogen wird bzw. nicht Ernst genommen wird. Das Element, welches diese Entwicklung bringt, ist die Praxis, die Tat.
Mir ist klar, das dies sehr aktionistisch klingt. Das wichtige ist, daß die Tat, um die es hier geht, nicht willkürlich ist, also nicht gegen die bestehenden Normen,

Regeln, also gegen die geäußerten und gesetzten Formen, in denen das Handeln sich zu entfalten erlaubt war. Sie nützt vielmehr eine "Lücke" darin aus. Die aber nicht sichtbar war. Doch genau damit wird die Möglichkeit der Freiheit, der Überschreitung der Situation wahrgenommen.

Man hat den Eindruck, solches Handeln verstieße doch gegen Erwartungen, wenn sie auch nicht explizit formuliert wären usw., so wisse es doch jeder. Nein, muß man sagen. Um zu wissen, was erwartet wird, muß das geäußert werden. Und die Äußerungen sind dann explizite Formen. Dieses Handeln verstößt nicht gegen Erwartungen, weil man nur Bestimmtes erwarten kann. Daß man hier etwas nicht erwartet hat, wird bemerkt. Aber deshalb richtete sich die Handlung noch nicht gegen die Erwartung. Sondern diese Qualität bekommt es jetzt, in dem Augenblick, in dem die Handlung getan wird.

Das Argument, derartiges Handeln sei willkürlich oder doch jedenfalls unanständig (Kuhn nannte das bei Feyerabend "schamlos"), arbeitet mit einem Begriff von Erwartung, der sehr menschenfreundlich klingt: Menschen hätten so ihre Erwartungen, die wüßten sie nicht ganz genau, doch jedenfalls ginge das über das explizit in Normen und Regeln Formulierte hinaus. Und auf die möchte ein Handelnder bitte Rücksicht nehmen. Diese Bitte ist in diesem Begriff enthalten, wenn man sagt: derartiges Handeln ist unerwartet (und deshalb unfreundlich). Tatsächlich läuft aber solch ein Begriff darauf hinaus, daß Menschen in ihrer Beschränktheit und Kleinheit bleiben sollen, in der sie sich befinden. Denn was man als unerwartet empfindet, das ist ja der "Hintergrund" oder "Dunstkreis" um das, was man positiv erwartet, nämlich: daß die bestehenden Normen eingehalten werden. Und in dem dadurch konstituierten System sind die Menschen klein, haben Probleme.

Lösungen, die nicht nur auf die expliziten Erwartungen, also die Normen, sondern auch noch auf den impliziten Dunst (den weder der Erwartende noch der Lösung Versuchende kennt) rücksichtnehmen, werden niemals Veränderungen bringen, die die Problematik überwinden könnten.

Nun zurück zu Alexanders Lösung des Knotens:
Was durch diese Lösung geschieht, ist auch die Entwicklung eines Begriffs. Eine Entwicklung ist das, insofern sie nicht gegen die bisher formulierten Bedeutungspostulate verstößt. Aber doch etwas hinzufügt, wodurch das Wesen des Ausdrucks 'die Lösung des Knotens zu Gordion' verändert wird. Denn jetzt ist dieser Ausdruck nicht mehr stillschweigend ergänzbar zu 'gibt es nicht'.

Ist das nicht doch blanke Durchsetzungspotenz, die diese Entwicklung vollbringt?
Diesen Übergang als eine interparadigmatische Argumentation zu rekonstruieren heißt zeigen, wie beide Paradigmata sich in der Lösung finden. Und zwar mit dem, was sie eigentlich ausdrücken wollten. Wobei der Ausdruck 'eigentlich' bedeutet: so wie es wäre, wenn sie nicht durch die Existenz der anderen Position in dieser konkreten Situation eine Position, also ein Stück fixer Form vorlegen müßten.

In diesem Sinn ist die Position derer von Gordion gewahrt: Alexander hat den Knoten (in ihrem Sinne) nicht gelöst. Kein Mensch kann das, ebenso wie keiner über Asien herrschen kann (das ist eine Meinung, die sich schon bald nach Alexanders Feldzug bestätigte). Die Lösung der Aufgabe bestand darin, die Aufgabe so umzuformen, daß sie für ihn lösbar wurde (natürlich ist das immer so, wenn ein Mensch eine Aufgabe löst). So hat sich geradezu ergeben, daß er nicht alles kann. Und insofern sich das

kaum anders hätte ergeben können als über eine derartige Demonstration, hat er die Gordioner bestätigt. Soweit dies der "Inhalt" ihrer Position ist, ist sie im Ausgang der Tat enthalten.
Und die Position von Alexander ist gewahrt. Er ist der Mächtigste und imstande, über ganz Asien zu herrschen. Also muß er dies Problem mit dem Knoten lösen. Für ihn ist nicht der Knoten das Problem, sondern daß damit eine Entscheidung über seine Macht verknüpft sein soll.

Außerdem ist Alexanders Position "siegreich": Betrachten wir den Augenblick nach durchschlagenem Knoten. Jetzt ist Alexanders "Argument" besser als das der Anhänger des Knotens. Er ist zu etwas instande, was ihn als den Löser des Knotens hinstellt. Und dies aber auch nicht in einer Weise, daß jene Anhänger damit vernichtend geschlagen wären.
Er hat sich und die anderen freigesetzt. Sich aus dieser Klemme, den Knoten lösen zu müssen, der nicht lösbar ist, die Phrygier aus der Klemme, ihm die Herrschaft über Asien nicht einräumen zu können, ohne selber als Besiegte dazustehen.

2.9. Der Beitrag des Kritizismus zu einer Theorie des wissenschaftlichen Argumentierens

Zum Schluß dieses Abschnitts möchte ich eine Art Bilanz zu den Ergebnissen der Unterschungen formulieren. Der Kritizismus versteht den Weg der Erkenntnis als eine sukzessive Aussonderung des falschen oder unvollkommenen Wissens. Aufgefaßt als Argumentationstheorie besteht also die Wissenschaftlichkeit des Argumentierens im Vorbringen von Einwänden und in deren Berücksichtigung durch Aufgeben, oder Modifizieren der angegriffenen These. Als invariante

Instanz ist die Logik da, mit deren Hilfe Fakten in den Einwänden so plaziert werden, daß die Kontroversstellung 'Widerspruch' entsteht.
Diese Vorstellung ist plausibel, solange man sich überschaubare Situationen vorhält, in denen allerdings Argumentieren nicht mehr ist als das Vorgehen über Trial and Error beim anderen. Zweifellos kann man damit einen Menschen adäquat verstehen, der im Dunkeln nach dem Lichtschalter tastet oder in einem Teppichladen die Möglichkeit erprobt, einen Rabatt auszuhandeln.
Tatsächlich ist, wo die Sache wichtig ist, das Versuchen von anderer Art und breitestens abgesichert gegen Irrtum. Nicht etwa, weil der Versuchende harthörig wäre, nein: Es ist ja, genauer besehen, nicht so, daß mögliche Einwände allein von der Sache bestimmt sind. Sondern, daß ein Versuch als Irrtum herauskommt, das hängt genauso davon ab, wieweit er elaboriert ist, wieviel mögliche Einwände er vorwegnimmt usw.
In der Wissenschaft ist offenbar die Sache wichtig genug, und so ist es auch bei dem ganz schlichten Modell von Theorie als Versuch und inkonsistentem Datum als Einwand, der den Versuch als irrig erweist, nicht geblieben. Schon Popper hatte ja entdeckt, daß in der Wissenschaft die "Fakten" keineswegs im Sinne der schlichten Vorstellung "da" sind (wie der Tastende fühlt, daß, wo er hinlangt, kein Schalter ist). Die dann angestellten Überlegungen zum Zugriff auf die Fakten (wären sie konventionell festgesetzt oder sind sie nur vorläufig und je selber nur kritisierbare Sätze?) zeigten aber eher, daß hier Probleme sind, als daß sie diese gelöst hätten. Dennoch erschien es nicht aussichtslos, unter dem Grundgedanken der rationalen Kritik weiter nach dem zu suchen, was wissenschaftliches Argumentieren ausmacht.

Die Untersuchungen der historistischen Wissenschaftstheoretiker zeigen dann, daß man doch noch weniger hat, als

der Rationalist, be"waffnet" mit dem Modus tollens, glaubte. Und zwar aus zwei Gründen.
Erstens scheint es so zu sein, daß das Auftreten von Einwänden nicht die Bedeutung hat, die der kritische Rationalismus darin sieht. Denn Einwände treten immer auf. Insbesondere treten sie zu Beginn der Arbeit mit einer neuen Hypothese oder einem neuen Forschungsprogramm auf. Sehr häufig ist das Beginnen mit einer neuen These nach allem, was bis dahin bekannt bzw. bewährt ist, geradzu irrational. Damit ist es aber vorbei mit der Möglichkeit, die entscheidenden Schritte in der wissenschaftlichen Argumentation aus dem Auftreten von Einwänden zu verstehen oder sie deshalb für markant zu halten, weil sie auftretende Einwände berücksichtigen.
Zweitens: der Prozeß ist nicht einheitlich. Er schreitet nicht fort durch Aufstellen, Modifizieren, Aufgeben und Neuerstellen von Theorien, sondern es gibt die verschiedenen Paradigmata, die sich in Problemstellungen und Terminologie unterscheiden. Im Hinblick auf die Einwände bedeutet das: Einwände treffen das Paradigma im allgemeinen gar nicht, so daß es weitgehend im Belieben seiner Vertreter steht (bzw. von deren Scharfsinn abhängt, Einwände als irrelevant zu deklarieren oder in Gründe umzuformen), wann etwas oder das ganze Paradigma aufgegeben wird.

Es ergeben sich daraus gravierende Konsequenzen für das kritizistische Konzept.
Zum einen ist damit die Dignität der vergangenen Phasen der Erkenntnis anerkannt und die Wahrheit ist wirklich historisch. Wäre die Wissenschaft, im erwähnten Sinne, ein einheitlicher Prozeß, dann wäre das nicht der Fall: dann wäre das alte Wissen widerlegt und damit falsch. Weil aber offenbar mehr im Spiel ist, deshalb kann sowohl das alte als auch das gegenwärtige Wissen als Erkenntnis anerkannt werden.

Zum zweiten ergibt sich, daß damit das Kriterium für Erkenntnis nicht die Kritisierbarkeit sein kann. Überhaupt nichts, was sich hinsichtlich der Kritisierbarkeit an einem jeweiligen Zustand des Wissens aufweisen läßt, kann solche Kriterien liefern. Diese müssen vielmehr im Fortschreiten gesucht werden. Erkenntnis ist Erkenntnisfortschritt. Das dürfte die tiefste Einsicht sein, die sich aus diesen Untersuchungen entnehmen läßt. Doch für den Fortschritt hat man kein spezifisches Kriterium.
Als Wissenschaftstheorie ist der Kritizismus damit ins Dilemma geraten. Die Entdeckung der Inkommensurabilität der Paradigmata machte das Wissen historisch, aber zugleich unerkennbar.
Der einzige Gesichtspunkt, der vorhanden ist, die Kritik, kann immer noch als irgendwie wichtig erkannt werden - und in Kuhns Begriff der Krise ebenso wie in Lakatos' Begriff der degenerierenden Phase geschieht das auch. Aber als Wissenschaftstheorie ist das Konzept damit wieder auf den alten Grundgedanken der Kritik reduziert, der nun sogar noch vom Fleische gefallen ist: Die Kritik ist nicht "rationale Kritik",insofern die Einwände nicht in der Form des Modus tollens treffen, sondern eher durch ihr bloßes Bestehen, ihre Quantität und/oder Lautstärke imponieren.

Nach dem, was bei Kuhn und Lakatos über Paradigmata herausgefunden wurde und bei Feyerabend über die immer noch vorhandene Wahrheit des alten Wissens, ergibt sich konsequent die im Grunde lapidare Forderung, viele Paradigmata zu erstellen und für ihre Entwicklungsphase Toleranz aufzubringen (also Einwände als nicht erheblich aufzufassen).
Toleranz und Pluralismus als Bestandteile einer Wissenschaftstheorie, oder gar als "Erkenntnismodell"[90]: Bei

Waldanpflanzungen ist es sicher sinnvoll, den Bestand zu mischen, das ganze einzuzäunen und "Schonung" draufzuschreiben. Weshalb soll das bei Theorien oder Theoriekomplexen auch richtig sein? Weshalb ist es nicht ebenso plausibel zu meinen, dadurch komme allerlei wuchernder Unsinn hoch, der es den "wahren" Paradigmata nachher schwerer macht, sich durchzusetzen? Wenn eines wirklich taugt, wird es in einem rauhen Klima nur fester oder dergl.

Weil man dazu unterstellen müßte, daß es die Wahrheit gibt. Mit dieser Unterstellung ist, wie ich im ersten Kapitel hervorgehoben habe, nicht gut argumentieren. Beim Kritizismus geht aber das Bedenken tiefer: mit der Konsequenz der Forderung nach Pluralismus und Toleranz ist der Kritizismus zum Skeptizismus geworden. Ob es nun wahre Erkenntnis gebe oder nicht, jedenfalls sei sie nicht als solche zu erkennen (oder doch nur in Einzelfällen: in der technischen Realisierung).
Tatsächlich ist ja beim Herauskommen dieser Konsequenz noch mehr im Spiel als die Analyse dessen, was faktisch in den Wissenschaften passiert. Es gibt ja den Vorbehalt gegen das Begründungsdenken ("Konfirmationslogik" wie Feyerabend spottet[91]). Dieser Vorbehalt hatte zu Beginn, bei Popper, seinen Sinn, denn da war es die Wendung gegen eine Überstrapazierung des Begründens. Und Popper konnte noch optimistisch sein, daß sich, wenn "Verifizieren" nicht möglich sei, sich wenigstens angeben ließe, was "Falsifizieren" ist. Inzwischen ist dieser Optimismus dahin und der Vorbehalt ist bloß noch ein Vorurteil.

Ein Vorurteil, welches enorm einschränkend wirkt. Es versperrt den Blick darauf, daß im Wissenschaftsprozeß allerdings Begründungen eine Rolle spielen. Denn Wissenschaft ist, was immer sie sonst sei, auch ein Handeln, sowohl theoretisches als praktisches (im Diskutieren und im

Experimentieren). Handeln ist aber bestimmt. Ein Wissenschaftler kann sich selber so verstehen, daß alles nur hypothetisch sei oder dergl. Das ändert nichts daran, daß er tut, was er tut. Je entschiedener und aufmerksamer er es tut, desto eher hat er die Chance, Irrtümer zu bemerken.
Und daß er entschieden und aufmerksam sein kann, dafür ist faktisch mehr da als die Gesichtspunkte, die bisher unter "Normalwissenschaft" oder "progredierende Phase" behandelt worden sind. Wissenschaftler haben im Normalfall Gründe für ihr Handeln. Sie probieren nicht etwa herum und sie gehorchen auch nicht ihren Lehrern (sondern sie "gehorchen", weil sie es für richtig halten. Jedenfalls sind sie selbst dieser Meinung.).

Dies nun, wie die Paradigmata aufgebaut sind, so, daß sie Begründungen für das Handeln der Wissenschaftler enthalten, das sind zusätzliche Gesichtspunkte, die einer systematischen Analyse durch die Wissenschaftstheorie würdig sind; und welche die Konsequenz des Skeptizismus zunächst einmal hinausschieben würden.
Eine Untersuchung der Rolle der theoretischen und praktischen Begründungen im Erkenntnisprozeß wäre für den kritischen Rationalismus schwierig, bedeutet das doch einen Schritt ins gegnerische Lager.
Doch was bindet uns an den Kritischen Rationalismus?

3. Konstruktivismus als Theorie wissenschaftlichen Argumentierens

3.1. Systematische und historische Lokalisierung

3.1.1. Konstitution als begründende Rekonstruktion

Wissenschaftliches Argumentieren soll sich vor dem natürlichen dadurch auszeichnen, daß über Annahme oder Ablehnung von Argumenten nicht die jeweilige Subjektivität der Argumentierenden entscheidet, sondern das es dafür Kriterien gebe, die so etwas wie die allgemeine Form des Verhältnisses zwischen Menschen und ihrem jeweiligen Gegenstand ausdrücken.

Als solche Kriterien[92)] sind heute mindestens Verständlichkeit der Sprache, Widerspruchsfreiheit und empirischer Bezug gefordert. Will man nun ein Verständnis für die Berechtigung irgendeiner mit Geltungsanspruch auftretender Theorie erlangen, und jedes, zu einem anderen kontroverse Paradigma erhebt durch seine Kontroversstellung schon einen Geltungsanspruch, dann ist es einsichtig zu fordern, daß jene Kriterien jedenfalls als für die Bildung dieser Theorie konstitutiv unterstellt werden.

Das ist etwas anderes als zu fordern, daß sie faktisch eingehalten worden seien (die Forderung, durch die der Kritische Rationalismus ins Dilemma geraten ist). Man etabliert Grundbegriffe, mit denen der Zugriff auf den Gegenstand gesichert ist, und allgemeine Übergangsformen in Gestalt logischer, definitionstheoretischer und mathematischer Operationen als "Bedingungen der Möglichkeit" wissenschaftlicher Arbeit.
So kann man jedenfalls Bescheid darüber wissen, was man

überhaupt wissen will: Weil man weiß, was man in seinen Problemstellungen bei der Forschung und in seinen Diskussionsbeiträgen zu den Resultaten Anderer alles unterstellt. Und das ist die Voraussetzung dafür, daß man Kontroversen in kontrollierbaren Argumentationen vorantreibt und vielleicht irgendwann auch einmal zu einem Ende bringt.

Die so gestellte Aufgabe ist eine Version des Konstitutionsproblems wissenschaftlicher Erkenntnis, welches bei Kant in der Kritik der reinen Vernunft eine Bearbeitung erfahren hat, die, wenn man die wissenschaftstheoretische Debatte heute ohne Überschwang zu überschauen sucht, grundsätzlich noch nicht überholt ist.

Interessanterweise stieß Kant auf dies Problem anläßlich der in der inhaltlichen Erkenntnis auftretenden Antinomien[93)]: Aus der Einsicht heraus, daß sich in wichtigen Fragen sowohl für eine These als auch für die Gegenthese argumentieren läßt (wobei es unwichtig ist, ob Kants Darlegung für uns heute kritisierbar ist - damals war sie es nicht), bzw. daß einander widersprechende Thesen als begründete Erkenntnisse sich anbieten, wird nach den Konstituentien von Erkenntnis überhaupt gefragt.
Die Antwort waren bekanntlich die transzendentalen Erkenntnisformen und, was für diesen Zusammenhang wichtig ist, sie sind Leistungen des erkennenden Subjekts (nicht etwa allgemeine Formen des Bewußtwerdens im Verhältnis von Subjekt und Objekt).
Wenn auch das, was dort im einzelnen vorgelegt wurde, heute nicht akzeptiert zu werden braucht, so ist doch der Frageansatz unverzichtbar. Ich möchte ihn so reformulieren: Wissenschaftliches Erkennen, aufgefaßt als Argumentationsprozeß steht, wenn sich grundlegende

Kontroversen ergeben, vor der Frage, was die Kontroverse eigentlich ist, wie die Positionen und wie die Differenz konstituiert sind. Das ist zunächst keine besondere (einem Begründungsdenken verhaftete) Fragestellung, sondern es ist die eine Hälfte der Frage, wie die Kontroverse denn überwunden werden kann. Es ist die Frage, was das eigentlich sei, was da überwunden werden soll.

Wenn in oder zwischen Paradigmata Widersprüche auftreten, ist es sinnvoll, wenn der "Stand" des Forschungsprogramms bekannt ist im Hinblick darauf, aus welchen Annahmen und welchem Wissen sich dieser Stand zusammensetzt. Und zwar in welcher Reihenfolge: Was ganz sicher ist - bzw. qua harter Kern unverzichtbar - und wie dann darauf weiteres Wissen, unter weiteren Annahmen, wie gesichert "aufgebaut" ist.

Im Konstruktivismus wird nun dieser Konstitutionsgedanke zur Grundlage der Sicherung von Wissen überhaupt. Gefragt ist also hier nicht, wie eine Kontroverse zustandekommt, sondern wie das Wissen zustandekommt, das sich nach Überwindung der Kontroverse (oder eben so, daß überhaupt keine Kontroverse auftritt) aufweisen läßt.
Die Konstitution solchen Wissens zu rekonstruieren ist dann eine Erkenntnissicherung durch eine Begründungskette, also eine Folge von Argumentationsschritten aus Voraussetzungen und durch Übergangsformen bis hin zu dem zu sichernden Argument. Die Begründung besteht, allgemein gesprochen darin, daß man auf dem von ihr vorgezeichneten Wege ankommt. Kommt man nicht an, dann ist die Begründung oder das zu begründende Argument verkehrt. Nur wenn das mit einem Beweis verbunden ist, daß damit alle möglichen Begründungswege erschöpft sind, impliziert das allerdings eine Kritik des Geltungsanspruchs.
Immerhin ist klar, daß es sich dabei nur um Rekonstruktio-

nen von bereits anderweitig exponierten Argumenten handeln kann[94] (ein Gesichtspunkt, der durch die Wissenschaftskritik und die Ethik des Konstruktivismus etwas verunklart worden ist.)

3.1.2. Drei Quellen, drei Bestandteile

Historisch läßt sich der Konstruktivismus auf drei Quellen zurückführen, die in einer Situation entsprungen sind, welche durchaus mit der Aufdeckung der Antinomien durch Kant vergleichbar ist: die Grundlagenkrise der exakten Wissenschaften und der von ihrer positivistischen (im Sinne von Comte's Positivismusbegriff[95]) Überwindung provozierte Vorbehalt gegen die dabei vollzogene Gleichsetzung der exakten Wissenschaften mit dem Weg zur Wahrheit.
Die angesprochenen drei Quellen sollen kurz charakterisiert werden:

A) Die intuitionistische Position im Grundlagenstreit der Mathematik und Logik. Diese Position (Poincaré, Brouwer, Weyl) artikuliert sich als Opposition gegen die formalistische Lösung (Hilbert, Zermelo, Fraenkel), welche als wichtige Voraussetzung hat, daß Mathematik und Logik nurmehr als Spielmöglichkeiten mit Zeichenkombinationen angesehen werden. Sie bedeutet ein Plädoyer für die Grundauffassung, daß es sich dabei um "Theorie" handele, also um spezifisch menschliche Erkenntnisleistung; und sogar von ganz ausgezeichneter Art, insofern auch noch die Gegenstände der Erkenntnis selbstverfertigte Geistesprodukte sind. Deshalb seien die Vorschriften, nach denen jene Gegenstände verfertigt sind, bzw. nach denen mit ihnen verfahren wird, unumgänglich für das Verständnis dieser Wissenschaften[96].

B) Der methodische Pragmatismus von Hugo Dingler. Diese Position ist eine Opposition gegen das Aufgeben des Unterschieds zwischen Konstitutionstheorie und Objekttheorie, das Dingler als den "Zusammenbruch der Wissenschaft" diagnostizierte[97] und das er insbesondere in Gestalt der Integration der Relativitätstheorie in der Physik kritisierte[98]. Dinglers Konsequenz ist ein Rückgriff auf die systematischen Grundlagen der Wissenschaften. Diese Grundlagen bestehen für ihn aus Handlungsschritten, mit denen die Begriffe gebildet und die Geräte zum Messen und Experimentieren hergestellt sind. Ohne deren genaue Rekonstruktion sei ein wissenschaftliches Ergebnis gar nicht verstehbar und insofern eine Beurteilung auf die Berechtigung des Geltungsanspruch nicht zugänglich. Hier ist, noch viel deutlicher als beim Intuitionismus der Formalwissenschaft, das Vico-Kantsche Prinzip spürbar, der Mensch verstehe nur das, was er selber herstellen kann.

C) Die antiprofane, lebensweltliche Hermeneutik Diltheys, Husserls und Heideggers, die, besonders geprägt durch Bultmanns Theologie von Wilhelm Kamlah aufgegriffen wurde[99]. Diese Position ist als Opposition gegen die in Gestalt des Wiener Kreises sich etablierende und ausbreitende Bestärkung der positivistischen Überwindung der Krise zu verstehen. Sie bedeutet gegenüber einer szientistischen, philosophie"freien" Wissenschaftsauffassung einen Rückgriff auf die menschlichen Lebensprobleme, in die die Erkenntnisprobleme eingebettet gesehen werden müßten; ein Plädoyer für die ursprüngliche Einheit der theoretischen und praktischen (nicht nur der poietischen) Vernunft, gegen das Habenwollen und Machenkönnen

> und für das Vernehmen dessen, was die Welt und was der andere Mensch ist.

Es handelt sich also um drei oppositionelle Gedankenformationen. In der konstruktiven Wissenschaftstheorie treten sie zusammen (der Beginn der Konsolidierung dieser Richtung - die frühen 6oer Jahre - fällt etwa mit dem Einsetzen des Historismus in der kritisch-rationalen Wissenschaftstheorie zusammen), und bilden drei Bestandteile, aus denen sich eine Rationalitätsidee zusammensetzt. Daß diese Einheit nicht unproblematisch ist, läßt sich wohl denken. Bedenkt man das Verhältnis der ersten zur zweiten Quelle, so hat man, oberflächlich betrachtet, eine Übereinstimmung im Sinne des Vico-Kantschen Prinzips. Man kann aber den Unterschied im "Herstellen" der Gegenstände - hier gedanklich, dort handwerklich - bemerken und mutmaßen, daß eine vorschnelle Einebnung dieses Unterschieds problemträchtig ist. Bedenkt man das Verhältnis der ersten beiden zur dritten Quelle, so kann man auch wieder die Übereinstimmung sehen. Sie könnte im Insistieren auf dem spezifisch Menschlichen der wissenschaftlichen Erkenntnis gesehen werden. Aber hier sind die Unterschiede noch augenfälliger. Denn während dort das Wesentliche an der menschlichen Erkenntnis das Schematische und insofern Nachkontrollierbare ist, ist es hier die wirkliche geschichtliche Bemühung um eine adäquate Positionsbestimmung in der Welt.

Die Geschichte der konstruktiven Wissenschaftstheorie ist geprägt vom Bemühen, diese drei Quellen in einem Fluß zusammenfließen zu lassen, und die Unterschiede fruchtbar und nicht destruktiv werden zu lassen[100]. Wie das im Detail aussieht und wie die einzelnen Fraktionen im Konstruktivismus sich voneinander abgrenzen,

darauf werde ich nicht eingehen. Für die Gegenüberstellung mit dem Wissenschaftskonzept der rationalen Kritik genügt es, das konstruktivistische Verständnis von Argumentieren (als rationaler Begründung) und von wissenschaftlichem Handeln herauszuarbeiten und zu sehen, wie sich beides zueinander verhält und was das für das Wissenschaftsverständnis bedeutet.

3.2. Die konstruktivistische Auffassung von Argumentieren

Im Konstruktivismus hat es lange gedauert, bis man begriff, daß sich in der Weise, wie man Logik und Mathematik auffaßte und wie man moralische Fragen als wissenschaftliche traktierte, ein allgemein angebbarer Unterschied der Vorstellungen von Argumentieren gegenüber anderen Wissenschaftstheorien manifestierte[101].
Sicher hängt das mit dem Ansatz zusammen, nach dem von Argumentieren, insofern es wissenschaftlich ist, nur das Begründen überbleibt. Kontroverse Argumentation hat hiernach selber keinen erkenntnisrelevanten Charakter, sondern weist nur darauf hin, daß Erkenntnis mangelhaft ist, daß (mindestens) eine der Positionen unbegründet ist. Daher ist es ganz verständlich, wenn Konstruktivisten sich in Diskussionsbeiträgen darauf beschränken, "kritisch"[102] auf Lücken oder Cirkel in der Position des Kontrahenten hinzuweisen. Und wenn dann diese Kontrahenten den Eindruck haben, die Konstruktivisten diskutierten eigentlich gar nicht. Beides ist richtig, insofern die Auffassung dessen, was wissenschaftliches Argumentieren ist, ganz verschieden ist. Die Untersuchung mit dem Ansatz 'Wissenschaftstheorie als Theorie wissenschaftlichen Argumentierens' verfügt über einen Rahmen, durch welchen die Standpunkte kommensurabel werden. Als Besonderheit tritt dabei auf, daß die Differenzen, welche zwischen den Standpunkten über den

Gegenstand (das wissenschaftliche Argumentieren) bestehen, "unmittelbar" an den Äußerungen der Differenzen wieder auftreten (insofern die wissenschaftstheoretische Argumentation selber wissenschaftlich zu sein hat).

3.2.1. Pragmatische und methodische Ordnung

Die konstruktivistische Auffassung von Argumentieren als Begründen bringt es mit sich, daß im Begriff 'Kontrahent' unterschieden wird zwischen dem Kontrahenten, der eine These begründet, genannt 'Proponent' und demjenigen, dem gegenüber die Begründung gegeben wird, genannt 'Opponent'.
Des Opponenten Rolle besteht darin, die Begründung zu kontrollieren, indem er sie nachvollzieht. Kann er irgendwie geltend machen, daß diese Begründung nicht nachvollziehbar ist, dann wird diese Begründung dadurch als ungeeignet erwiesen, die These zu begründen. Es muß dann eine neue Begründung gesucht werden. Von einem derartigen Einwand zu einer neuen Begründung führt kein (systematisch nötiger oder ernstzunehmender) Begründungsschritt.
Insofern besteht der Kern einer konstruktivistischen Argumentation in der Strategie des Proponenten. Und die Theorie dieses Argumentierens bestände darin, anzugeben wie eine derartige Strategie beschaffen sein muß, daß sie gegenüber Einwänden abgesichert ist.

Soweit Einwände Widersprüche enthalten, wäre das Prinzip der konstruktivistischen Argumentation nicht Widerspruchsfreiheit durch "Widerspruchsbeseitigung" (wie im Kritizismus), sondern durch "Widerspruchssicherheit", d.h. ein Vorgehen, bei dem Widersprüche nicht auftreten können.
Dieser Verschiedenheit in der Auffassung der Widerspruchsfreiheit geht einher die Verschiedenheit in der Bedeutung,

die überhaupt der (logische) Widerspruch einnimmt. Darauf werde ich nachher eingehen.
Ein Vorgehen, das sich befleißigt, Widersprüche überhaupt nicht aufkommen zu lassen, ist darauf verwiesen, die Möglichkeiten von Einwänden unter Kontrolle zu bekommen. Das kann geschehen, indem die Begründung aus Schritten aufgebaut wird, die in eindeutiger Weise aufeinander aufbauen. Das dabei grundliegende Modell nenne ich 'die methodische Schrittfolge'. Hier soll kurz entwickelt werden, was das ist und worauf die Verbindlichkeit einer Begründung beruht, wenn sie als methodische Schrittfolge aufgebaut ist[103].

Die Grundüberlegung dabei ist so: Begründungen sind Folgen von Sprechhandlungen. Sprechhandlungen sind sprachliche Äußerungen, insofern man damit in der Sprechsituation etwas bewirkt[104]. Sie sind also besondere, nämlich symbolische Handlungen. Insofern Folgen von Handlungen ohne Beachtung gewisser Ordnungskriterien nicht möglich sind, sind Folgen von symbolischen Handlungen ohne Beachtung entsprechender Kriterien nicht sinnvoll.

Diese Überlegung wird nun in 10 Schritten ausgeführt:

1) Wir fassen Handlungen als Aktualisierungen von Handlungsschemata und Situationen als Realisierungen von Situationsschemata auf[105]. Ein Handlungsschema ist das, was an Handlungen durch die Besonderheiten des Vollzuges hindurch gleich bleibt. In allen Plänen und Aufforderungen wird von Handlungsschemata geredet. Wenn man sagt 'Wasch dir die Hände' ist diese Aufforderung gleichgültig gegenüber Besonderheiten wie: wütend oder gern, mit viel oder wenig Wasser, Seife usw.
Ein Situationsschema ist entsprechend das, was an Situationen durch die je besondere historische Veränderung

hindurch gleich bleibt. In Diagnosen und Beschreibungen wird von Situationsschemata geredet. 'Es war regnerisches Wetter' ist gleichgültig gegenüber Besonderheiten wie: ob sich die Bauern darüber gefreut haben oder nicht, ob es gemäß Wettervorhersage eingetreten ist usw.

2) Nicht jedes Handlungsschema läßt sich in jeder Situation aktualisieren. Der zum "Händewaschen" aufgeforderte Junge kann das Schema nicht aktualisieren, wenn der Hausmeister das Wasser abgestellt hat. Das Handlungsschema "sich sonnen" kann nicht in einer Situation vom Schema "regnerisches Wetter" aktualisiert werden. Handlungen sind in diesem Sinne "bedingt": die Aktualisierung eines Handlungsschemas bedarf der Realisierung eines Situationsschemas.

3) Ist in einer Situation ein für eine Handlung H notwendiges Merkmal M nicht vorhanden, ist, anders gesagt, die Situation keine Realisierung des für die Aktualisierung des Schemas HS notwendigen Schemas SM, dann kann man sich bemühen, die Situation so zu ändern, daß sie M enthält. Am Beispiel: Man ruft den Hausmeister an und beschwert sich, daß er ohne Vorwarnung das Wasser abstellt. (Vielleicht gibt es Tonlagen und Hausmeister so, daß diese Maßnahme zum Situationsmerkmal M - Wasser fließt - führt). Ist nun mittlerweile der Junge (mit ungewaschenen Händen!) am Telefon und redet mit einem Freund, daß der zum Rollschuhlaufen kommen soll, dann ist eine weitere Handlung vorzuschalten (Nun komm mal zu Ende, ich brauche das Telefon zu wichtigeren Angelegenheiten...!).
Es kommen, bedingt durch die Situation und die Ziele, Folgen von Handlungen zustande. Ich nenne sie 'Handlungsfolgen'.

4) Die Handlungsfolge muß, insofern sie aus bedingten

Handlungen besteht, eine Ordnung einhalten. Eine Handlung soll ja dazuführen, daß das für die nächste Handlung benötigte Situationsschema realisiert wird. Die Handlungsschemata der Handlungsfolge sind also die Verbindungen einer entsprechenden Folge von Situationsschemata. Die dabei entstehende Ordnung nenne ich, mit einem Ausdruck von Dingler "pragmatische Ordnung". Daß Handlungsfolgen einem "Prinzip der pragmatischen Ordnung" unterliegen, bedeutet, daß die einzelnen in einer Folge stehenden "Schritte" nicht beliebig vertauschbar sind. In der Situation des obigen Beispiels kann der Junge nicht erst die Hände waschen und dann sein Vater die Wiederanstellung des Wassers veranlassen.

5) Die Verbindlichkeit, die pragmatische Ordnung einzuhalten, ist nichts anderes als die Iteration der Abhängigkeit einer Handlung von gewissen Situationsbedingungen. So genau man weiß, daß eine Handlung H ein Situationsmerkmal M zur Aktualisierung braucht, so verbindlich ist es, in der Handlungsfolge, in der H vorkommt, zuerst die Realisierung von M sicher zu stellen. Wenn sich Alternativen ergeben, (Komm, stell dich nicht so dusselig an, wasch die Hände an der Regentonne) ist es mit der Verbindlichkeit vorbei.
Soweit man aber über Bedingtheiten sicheres Wissen hat (oder Alternativen unbekannt sind, was genau dasselbe heißt. Das möchte ich hier im Hinblick auf die nachher folgende Kritik einflechten), kann man Situationsschemata und Handlungsschemata regelhaft verbinden. Symbolisch geschrieben ergeben sich schematische Folgen dieser Art:

$$SM_1 \xrightarrow[HS_1]{} SM_2$$

$$SM_2 \xrightarrow[HS_2]{} SM_3$$

$$\vdots$$

6) Derartige Handlungsfolgen unterstellen situationsinvariante Übergangsmöglichkeiten (insbesondere: kausale Verbindungen zwischen einer Handlung als Ursache und einem Merkmal als deren Wirkung). Daß diese Möglichkeiten bestehen, das kann man zum Gegenstand theoretischer Erörterungen machen, kann klären wollen, ob sie auf Gesetzmäßigkeiten beruhen usw. Solches Wissen kann zur Änderung oder Verbesserung einer Handlungsfolge führen (oben: wenn man weiß, daß ein Telefonat mit dem Hausmeister nicht das Wasser, sondern eine Tirade über die Schwierigkeiten der Hauswartung wird anlaufen lassen, dann kann man den "Schritt" streichen.).
Die Verbesserung des Wissens über die Übergänge in Handlungsfolgen ist aber auch nur über Handlungsfolgen erreichbar. Letztlich muß - das stand schon im Abschnitt über die Übergänge in Begründungen - "gegangen" werden. Ergangenes (bzw. erfahrenes[106]) Wissen ist aus dieser Sicht dann die Grundlage für theoretisches Wissen. Oder, noch größer ausgedrückt, Theorie ist praktisch fundiert.

7) Wenn die für das Erreichen eines Zieles Z unter bestimmten "Normalbedingungen" zu inszenierende Handlungsfolge durch Erfahrung und/oder theoretische Durchleuchtung bekannt und stabilisiert ist, dann kann man eine entsprechende Folge von Anweisungsschemata formulieren, die zur sukzessiven Aktualisierung der Handlungsschemata bis hin zu Z auffordert. Für das Anweisungsschema das Zeichen $\Rightarrow$ verwendend, ist eine solche Folge so zu symbolisieren:

$$SM_1 \underset{HS_1}{\Rightarrow} SM_2$$
$$SM_2 \underset{HS_2}{\Rightarrow} SM_3$$
$$\vdots$$
$$SM_n \underset{HS_n}{\Rightarrow} Z \quad .$$

8) Eine solche Folge ist "allgemein nachvollziehbar",

wenn alle Bedingungen SM vorher als Konsequenzen von HS ausgewiesen sind. Ausnahme sind die Anfänge: die müssen in der Situation bereits realisiert sein. Insofern wir von einer Normalsituation ausgehen, beginnt eine allgemein nachvollziehbare Anweisungsschematafolge mit Anfängen aus dieser Normalsituation.
Man muß mit der "allgemeinen Nachvollziehbarkeit" dennoch vorsichtig sein, weil das Aktualisieren von Handlungsschemata nicht nur an objektive, sondern auch an subjektive Situationsbedingungen geknüpft ist (um noch einmal das obige Beispiel zu strapazieren: ein vierjähriger Junge kann sich die Hände waschen. Ein halbjähriger nicht). Von allgemeiner Nachvollziehbarkeit zu reden, beinhaltet also alle darin vorkommenden Handlungsschemata als lernbar zu unterstellen (D.i. als zerlegbar in Situationsschemata und in Handlungsschemata, in denen entsprechende Fähigkeiten erworben werden). Konsequent durchdacht, führt das dazu, daß auch Kriterien für den "Opponenten" da sein müssen. (Damit nicht die Geltung eines mathematischen Satzes davon abhängt, ob der Professor, der ihn aufstellt, seine Zimmerlinde Rechnen beibringen kann.)
Die Schwierigkeiten mit der Normalsituation im Blick, reden wir von einer allgemein nachvollziehbaren Anweisungsschematafolge - in Anlehnung an den gängigen Sprachgebrauch - als von einer "Methode".

9) Methoden sind Anweisungsschematafolgen, eine Anweisung ist ein Sprechakt. Der Sprechakt 'Anweisung zur Herstellung des Situationsschemas SM' ist eine symbolische Handlung. Die Methode, in der ein solcher Schritt vorkommt, ist eine Folge von symbolischen Handlungen. Entsprechend dem Prinzip für Herstellungshandlungen, dem Prinzip der pragmatischen Ordnung, läßt sich nun für Methoden ein "Prinzip der methodischen Ordnung" formulieren. Dieses Prinzip fordert, daß die Methode verständlich sei und daß ihre Schritte als ausführbar einsichtig seien. Um

verständlich zu sein, müssen die in ihr vorkommenden sprachlichen Formulierungen, Wörter, Sätze usw. entweder als SM in der Situation vorhanden sein oder selber über eine Handlungsfolge hergestellt werden. Dazu müßte ggf. eine besondere Methode für jedes noch nicht verfügbare Sprachstück vorangehen (Definitionen aller Art). Daß die Schritte als ausführbar einsichtig sind, das läuft natürlich letztlich darauf hinaus, daß sie ausgeführt werden müssen.
Da nun die Verständlichkeitsforderung als Spezifizierung der Ausführbarkeitsforderung aufgefaßt werden kann, scheint es sich bloß um einen (im Konstruktivismus so beliebten) Unterschied in der Sprachebene zu handeln. Doch ist dem nicht so: während die Verbindlichkeit des pragmatischen Prinzips darin besteht, daß man bei Nichteinhaltung das Ziel verfehlt, besteht die Verbindlichkeit des methodischen Prinzips darin, daß bei Nichteinhaltung der Sinn einer Sprechhandlungssequenz als Methode zerstört wird.
Der Unterschied wird deutlich, wenn man vor Augen hält, daß das Ziel bei einer pragmatischen Folge die Herstellung des Schemas SM, auf das es schließlich ankommt, ist. Das Ziel bei einer methodischen Folge ist die Überzeugtheit des Opponenten, daß die entsprechende Folge allgemein nachvollziehbar ist. Zwar gründet diese Überzeugung auf der Einsicht, daß das Ziel damit erreichbar ist. Doch diese Einsicht rekurriert nur auf ein tatsächliches Erreichen als ein einmaliges historisches Ereignis und geht dann - wissend und hoffend, daß es sich immer so verhalte - darüber hinaus.
So gewinnt die Methode eine Eigenständigkeit gegenüber der pragmatischen Folge. Und es wird niemand wegen eines oder einiger Mißerfolge eine Methode verwerfen, sondern lieber zusehen, was er verkehrt gemacht hat. Außerdem verändert sich auch die Normalsituation. Und so kursieren

jede Menge Methoden, die einmal welche waren, jedoch vielleicht keine mehr sind (z.B. in der Volksmedizin), was aber nur sehr schwer feststellbar ist.

1o) Die Forderungen des methodischen Prinzips sind äquivalent mit zwei Verboten:

A) Verbot des methodischen Widerspruchs. Ein solcher liegt vor, wenn eine Folge zwei Anweisungsschemata enthält, von denen das eine zum Aktualisieren eines Handlungsschemas HS und das andere zum Aktualisieren eines mit HS pragmatisch unverträglichen Schemas auffordert (Reisen und Zuhausesein).

B) Verbot der methodischen Lücke. Eine solche liegt vor, wenn in einem Anweisungsschema ein bestimmtes Situationsschema SM in Anspruch genommen wird, für dessen Herstellung kein Anweisungsschema da ist und das auch aus der Normalsituation nicht verfügbar ist.

Die konstruktivistische Theorie des wissenschaftlichen Argumentierens besagt nun, daß Begründungen in Form von methodischen Schrittfolgen gegeben werden sollen. Bei Auftreten von Kontroversen wäre dann von jeder Position zu fordern, daß sie ihre jetzt strittige These in diesem Sinne begründet (die Vermutung, daß mindestens eine der beiden Positionen dies nicht schaffen wird, ist wohl ohne weiteres einsichtig).
Anschließend an diese Darstellung der methodischen Schrittfolge seien noch zwei Punkte ausgeführt:
Zum ersten ist die bereits erwähnte Differenz hinsichtlich des Verständnisses der Widerspruchsfreiheit hervorzuheben. Dazu bedenken wir, was 'methodischer Widerspruch' eigentlich bedeutet und wie er sich zum logischen

Widerspruch verhält. Der logische Widerspruch ist ein Verhältnis in einem Satz der Form $a \wedge \neg a$
Diese Form kann als "logisch falsch" bewiesen werden, wenn man sich an die Definitionen der Junktoren und hält. Diese Junktoren sind, genau wie das ganze System der logischen Partikel, nicht von selber aus unserem Reden hervorgewachsen, sondern sie zu ermitteln und ihren Bezug zum Reden und Argumentieren zu erläutern, das ist eine besondere theoretische Leistung. Die konstruktivistische Fundierung der Logik[107] ist geprägt vom Bemühen, den Schritt vom begründenden Reden hin zur Logik als einen Schritt transzendentaler Reflexion (also des Innewerdens der Bedingungen der Möglichkeit) bewußt zu machen[108]. Dazu werden die logischen Operationen aus einfachen schematischen Operationen in Spielen, genannt "Dialoge", aufgebaut. Die Anweisungen sind nun als ohne methodischen Widerspruch nachweisbar, insofern die entsprechenden Operationen eindeutig sind: d.h. nicht zugleich als eine Operation und deren Gegenteil gedeutet werden können. Daß dem so ist, das ist am eigenen Handeln, soweit es diese Eindeutigkeit aufweist, unmittelbar einsichtig. So ist die logische Widerspruchsfreiheit durch den operativen Aufbau der Logik auf die methodische Widerspruchsfreiheit gegründet; und diese ihrerseits auf die pragmatische, die ja als notwendig "immer schon" erfahrbar ist.

Damit dürfte auch klar werden, weshalb in der konstruktivistischen Wissenschaftstheorie die Forderung nach Zirkelfreiheit den zentralen Platz einnimmt, den in anderen Wissenschaftstheorien die Widerspruchsfreiheit einnimmt: Ein Zirkel ist eine methodische Lücke in einer Schrittfolge, die durch einen besonderen Trick verborgen ist[109]. Weil nun die Lückenlosigkeit der Schrittfolge der Widerspruchsfreiheit zugrundeliegt, deshalb muß man, insofern

man seiner Begründungen sicher sein will, auf Lückenlosigkeit und damit dann auf Zirkelfreiheit drängen.

Der zweite Punkte betrifft die Historizität der Begründung. Darüber ist im Einleitungsabschnitt zu diesem Kapitel etwas gesagt worden und im Schlußabschnitt werde ich dieses Thema als Vergleich zwischen der Historizität der Kritik und der Historizität der Begründung nochmals aufgreifen.
Zum deutlicheren Verständnis der Intention der methodischen Schrittfolge hier nur soviel: der Opponent, dem solch eine Folge als ein "Weg" vorgeführt wird, befindet sich, während er ihn geht, offenbar in einer historischen Situation. In dieser passiert immer allerlei, und vielleicht auch etwas, das ein weiteres Verfolgen des Weges verhindert. Von all dem wird abgesehen. Nicht, daß es überhaupt egal ist, ob man über z.B. der Ableitung einer Formel ins Grübeln kommt und Bauchschmerzen kriegt. Aber das hat mit der Ableitbarkeit der Formel nichts zu schaffen.

3.2.2. Die "Kritisierbarkeit" der methodischen Schrittfolge

Betrachtet man das Konzept des Argumentierens mithilfe einer vorgelegten Begründung, so ist, wie aus der gegebenen Darstellung hervorgeht, die Rolle des Kontrahenten bescheiden. Deswegen wird er auch in konstruktivistischen Texten nicht 'Kontrahent' genannt, sondern 'Opponent' oder, was dem Verhältnis eigentlich am angemessensten ist, 'Schüler'.
Wenn man sich Argumentationssituationen unter Wissenschaftstheoretikern und Philosophen vorstellt, ist es natürlich interessant, zuzusehen, wie solch eine Auffassung von Argumentieren arbeitet. Nachdem es dazu

lange Zeit nur die tatsächlichen Auftritte von Konstruktivisten auf Kongressen und Vortragsabenden gab, hat Oswald Schwemmer 1974 in einer Darlegung der konstruktivistischen Vorstellung von Argumentieren, der Arbeit 'Appell und Argumentation'[110], gleichsam das Drehbuch zu diesen Auftritten geschrieben. Anlaß dieser Darlegung ist ein langer Diskussionsbeitrag von einigen Philosophen aus dem Umkreis der Frankfurter Schule[111], in dem u.a. als Argument gebracht wird, der Konstruktivismus sei nicht kritisierbar.

Behält man den Sinn der konstruktivistischen Begründung im Blick, dann wäre es eigentlich für einen Konstruktivisten das Richtigste, dies Argument zu kontern mit: "Gut, daß Sie das so einschätzen, offenbar haben unsere Bemühungen ihren Erfolg nicht verfehlt. Dem Konstruktivismus kommt es mit keiner Begründung darauf an, "kritisierbar" zu sein, sondern eben: eine Begründung zu geben. Wenn Sie einen Einwand gegen irgendetwas haben, dann bringen Sie doch bitte diesen Einwand, statt es uns anzukreiden, wenn Ihnen keiner einfällt."
Schließlich ist 'Kritisierbarkeit' das Abgrenzungskriterium des Kritischen Rationalismus und es ist, wenn man sich den Stand der Dinge dort anschaut (bzw. anschaut, wie es sich 1974 damit verhielt), nicht soweit präzisiert, daß etwa die Abwesenheit von 'Kritisierbarkeit' mehr als ein intuitives Unbehagen erzeugen könnte. Was hätte das aber einen konstruktivistischen Wissenschaftstheoretiker zu rühren?
Dennoch hält Schwemmer es für angebracht, diesen Einwand aufzugreifen und ihn als unberechtigt zu kritisieren, indem er nun eine Darlegung konstruktivistischen Argumentierens vorlegt, bei dem die begründende Kraft der methodischen Schrittfolge in die Kritisierbarkeit gelegt wird. Ich möchte die dadurch erzielten Bereiche-

rungen in diesem Abschnitt würdigen.

Zunächst sieht Schwemmer eine Begründung einer strittigen These natürlich auch darin, daß eine methodische Schrittfolge dorthin vorgelegt wird. Dies Konzept der Schrittfolge wird nicht explizit ausgeführt, aber was implizit vorhanden ist, das ist verträglich mit dem, was ich im vorigen Abschnitt beschrieben habe.
Nun geht Schwemmer weiter ins Detail, indem er meint, die Begründung der Schrittfolge beruhe ihrerseits auf der Begründung der einzelnen Schritte; und deren Begründung beruhe auf dem Konsens zwischen den argumentierenden Personen darüber, daß der Schritt ausführbar ist.

Hier entstehen ihm die üblichen Probleme, die entstehen, wenn die Konsensauffassung der Wahrheit, die im natürlichen Argumentieren (neben allen anderen Wahrheitsauffassungen) selbstverständlich ihre Richtigkeit hat, als eine Begründungstheorie präzisiert werden soll[112]. Der hier in Anspruch genommene Konsens darf nicht einfach ein faktischer Konsens sein. Denn der wäre kein sicheres Kriterium für die Ausführbarkeit des Schritts, sondern nur dafür, daß der Schritt ausgeführt wird, wenn er ausgeführt wird.
In der Logischen Propädeutik hatte Kamlah, als es darum ging, den faktischen Konsens ein bißchen zu stabilisieren, gefordert, der Gesprächspartner dürfe nicht böswillig und nicht schwachsinnig sein[113]. Diese Gesichtspunkte liegen offenbar selber in der Ebene des natürlichen Argumentierens. Ein Versuch, sie als Kriterien für die Aussonderung von Opponenten anzusetzen wäre, praktisch besehen, der Beginn des puren Machtkampfs (Person O ist böswillig oder schwachsinnig. Das erstere provoziert als Unterstellung sofort Aggressionen, das letztere

ist eine "Laiendiagnose", die unter gegebenen Umständen von äußerst übler Wirkung sein kann[114]).
Theoretisch besehen wäre es zirkulär, weil ja Gutwilligkeit und besonders Normalsinnigkeit gar nicht anders bestimmt sind, als eben über das Nachvollziehen von Worteinführungen, das Einhalten von Regeln, Rechnenkönnen usw.

Schwemmer bringt gegenüber diesen Gesichtspunkten einen Fortschritt. Er faßt sie beide positiv, als "Gutwilligkeit" und "Kompetenz" und bringt ausführliche Begriffsbestimmungen. Diese Bestimmungen sind der Kern des ganzen Konzepts.
Die erste Bestimmung, die Gutwilligkeit, wird mit 'kommunikatives Interesse habend' gleichgesetzt. Wenn das zu dem Zweck dienen würde, zu dem es dienen soll, dann müßten nun Kriterien beigebracht werden, nach denen sich jemand, der gutwillig oder kommunikativ interessiert ist, von jemanden unterscheidet, der es nicht ist. Diese Kriterien könnten auch "ideal" sein, wenn sie nur mit einsichtigen Angaben eines Weges der Annäherung versehen wären.
Was Schwemmer stattdessen bringt, ist eine methodische Herleitung des kommunikativen Interesses; und zwar als eine - dem Vorbild der methodischen Schrittfolge nacheifernde - Begründung dafür, daß jeder kommunikativ interessiert sei, wenn er konfliktfrei leben wollte.
Der Anfang dieser Begründung ist der je individuelle Wunsch nach Konfliktfreiheit und die Schritte besagen im wesentlichen, daß, mit Gutwilligkeit zu argumentieren, das beste Mittel dazu sei.

Diese Unternehmung ist aus drei Gründen ein Mißgriff.

Erstens ist hier überhaupt nichts begründbar, solange 'Gutwilligkeit' beim Argumentieren nicht unabhängig

bestimmt ist. Dazu müßte man haben, was man zu erlangen trachtet. Und befände sich in einem ersten Zirkel. Wäre der Begriff immerhin verfügbar (aus der Alltagssprache), dann würde sich leicht zeigen, daß die Mutmaßung, mit gutwilligem Argumentieren sei konfliktfreies Leben erreichbar, ein Ammenmärchen ist. Es sei denn, man würde nun 'konfliktfreies Leben' so definieren, daß es dadurch erreicht wird. Doch damit befände man sich im zweiten Zirkel.

Zweitens ist, läßt man dies Problem hingehen, mit diesen ganzen Überlegungen (es handelt sich um 2o Seiten voller diffiziler Distinktionen, in Schritten, Zwischenschritten, Rückgriffen usw. aufgebaut) überhaupt nichts erbracht, denn sie ruhen, wie gesagt, auf dem individuellen Wunsch nach Konfliktfreiheit auf. Dieser Anfang teilt daher den Mangel, den der "faktische Konsens" aufweist und den zu beheben das Denken begonnen hatte: Dieser Wunsch nach Konfliktfreiheit ist ein faktischer Konsens des Individuums mit sich selber. Ob er gutwillig und kompetent ist, das muß man auf sich beruhen lassen[115].

Drittens ist, wie gesagt, diese Antwort, auch wenn sie eine wäre, keine Antwort auf die anstehende Frage: Wir könnten daraus u.U. verstehen wieso wir alle "kommunikativ interessiert" sind (im gleichen Sinne wie ein überzeugter Freudianer verstehen kann, wieso wir alle nichts weiter tun, als unseren Sexualtrieb in verschiedenen Formen nach außen zu bringen) aber wir haben keine Kriterien dafür, wie der faktische Konsens von einem Konsens der Gutwilligen zu unterscheiden ist.

Die zweite der Bestimmungen ist die Kompetenz, mit der einem Schritt innerhalb einer methodischen Schrittfolge zugestimmt, bzw. mit der er kritisiert wird. Diese

Kompetenz soll ebenfalls abgesichert werden, und für die Absicherung reicht es nicht, daß einer faktisch für kompetent gehalten wird bzw. sich selber dafür hält, sondern sie soll beurteilbar sein. Damit dann auch die Beurteilung nicht etwa bloß faktisches Urteil sei, müßte sie an Prinzipien gebunden sein. Und wie sollen wohl die Prinzipien gesichert werden?: "... auch die Prinzipien zur Beurteilung dieser Kompetenz (sollen H.W.) - an der jeweiligen Stelle des methodisch aufgebauten Gedankengangs - der Kritik ausgesetzt werden"[116].
Zusammengefaßt hat man also wohl zu lesen: Diese Prinzipien zur Beurteilung der Kompetenz zur Kritik eines Schritts innerhalb einer methodischen Begründung, die müssen in einer methodischen Schrittfolge begründet und dabei der Kritik zugänglich gemacht werden.

Selbstverständlich sind dies nicht Schwemmers spezifische Schwierigkeiten. Lediglich deren Behandlung - immer neue bewundernswerte Gedankenakrobatikzu veranstalten, dabei Probleme zu generieren, um sie zu beheben und sie dadurch in immer neuer Gestalt zu reproduzieren - ist spezifisch für Schwemmer.
Ansonsten zeigt sich das Dilemma, das charakteristisch für den Konstruktivismus ist: Man versucht Erkenntnis zu sichern und sucht dafür nach Kriterien, die vorgängig akzeptiert sind. Und dann braucht man Kriterien, um dieses vorgängige Akzeptieren als Erkennen zu sichern usw.[117].

Dies ist eine Sackgasse, in die man beim Versuch, das methodische Denken als allgemeines Argumentationsprinzip zu sichern, gerät. Sie besteht darin, daß jedes systematische Etablieren von Wissen als 'zirkel- bzw. lückenfrei und deshalb allgemeingültig begründet' zirkulär ist.

Die andere Sackgasse tut sich auf, wenn man die eine zu vermeiden versucht. Sie ist der Dogmatismus. Dazu gleich. Zuvor soll in diesem Zusammenhang noch erwähnt werden, daß, dank Friedrich Kambartel im Konstruktivismus seit einigen Jahren eine Version der Konsenstheorie erwogen wird, wonach je bestehender Konsens weiter zu verbessern wäre, indem er wieder zur Diskussion gestellt wird. Eine Diskussion, die Kriterien erarbeitet usw.[118)] . Der grundsätzliche Haken an der Sache ist aber nicht behoben, solange man nicht bereit ist, einen je erreichten Konsens als Erkenntnis Ernst zu nehmen und dann ggf. zu verbessern. Dies Verbessern wäre dann kein Hinterfragen durch systematischen Rückgang auf die Konstituentien, sie ggf. bewußtmachend oder umformulierend, und so das vorher Infragegestellte "wieder" gewinnend; sondern es wäre ein zwar vergleichbarer Vorgang, aber als historischer verstanden, so daß das Verbessern ein Voranschreiten von Wissen zu neuem Wissen wäre. Dabei hätte man aber kein vorher feststehendes Kriterium für "besseres" Wissen. Und insofern ist das mit der konstruktivistischen Grundidee nicht einfach zu vereinbaren.
Nun zurück zur zweiten Sackgasse, dem Dogmatismus.

Im Konstruktivismus sieht sie so aus, daß, wenn irgendetwas für die Schrittfolge in Anspruch genommen wird, zu dem nichts weiter Hinführendes bekannt ist, dieser Anfang "gesetzt" wird. Aber nicht etwa als faktischer, sondern als allgemeiner. Da enthalten dann die Formulierungen versteckte Behauptungen oder suggerieren, wenn man sich nur "richtig" verstünde, dann würde man dies und jenes auch so ansehen, wie der Konstruktivist.
Ich werde darauf unten im Abschnitt über die Anfänge genauer eingehen. Interessant ist, daß in Schwemmers Argumentationskonzept auch diese zweite Sackgasse systematisiert wird, und es ist unterhaltsam zu sehen, wie.

Bislang habe ich hoffentlich die Vergeblichkeit des Versuchs begreiflich machen können, die Begründung einer Schrittfolge über die Begründung der Schritte und diese über einen begründeten Konsens weiter zu bestimmen.

Nachdem also hier (außer dem "Vorschlagen" immer neuer Denksportaufgaben) nichts zu machen ist, verfällt Schwemmer auf den erlösenden Gedanken, die Bestimmung der Kompetenz mit dem Nachvollzug der Schrittfolge zu identifizieren. Das bedeutet, daß mit Nachvollzug der Folge bis zu einem bestimmten Schritt S_i eine bestimmte Kompetenz K_i als erworben gilt. Und die Sicherheit, mit der S_i machbar ist (oder gemacht werden soll) gründet sich im "Consensus derjenigen, ... die die Kompetenz K_{i-1} besitzen und das kommunikative Interesse haben[119)].

Dies Interesse ist, wie gesagt, nicht bestimmbar. Wäre es aber doch bestimmbar, dann wäre es hinreichend, um als nächstes S_i zu tun? Weshalb denn bloß?
Dennoch ist das ein schöner Kunstgriff: so wird beim methodischen Aufbau die Kompetenz, die einzelnen Schritte zu vertreten und auch die Kompetenz, sie zu kritisieren, aufgebaut. Begründetheit durch methodischen Aufbau ist damit nicht durch Freiheit von Kritik weiter abgestützt, sondern diese Freiheit bedeutet genau dasselbe. Damit ist dann auch das Prinzip der Transsubjektivität - sonst über methodisch aufgebaute Suggestion, man sollte es eigentlich befolgen, wenn man so verfährt, wie man verfahren sollte[12o)], eingeführt und immer ein bißchen unzugänglich geblieben - operationalisiert: es bedeutet genau dasselbe wie das Prinzip der methodischen Ordnung.

Nun entsteht eine letzte Schwierigkeit daraus, daß jemand, der in der angegebenen Weise kompetent geworden ist, auf den Gedanken kommen könnte, seine eigenen früheren

Schritte kritisieren zu wollen. Er könnte, wenn er gemerkt hätte, in was für Institutionen er sein Wissen erworben hat, das eigene Befolgen von Aufforderungen, mit denen das Erlernen von Terminologien usw. begonnen hatte, schlecht finden. Etwa mit dem Hinweis, er habe dadurch dazu beigetragen, diese Institutionen zu konservieren. Dies ist ein Einwand, der Schwemmer von seinen Kritikern sinngemäß entgegengehalten wird[121] und demgegenüber er darauf besteht, daß darin keine Kritik an den gemachten Anfängen der Lehre gesehen werden soll. Ganz ähnlich liegen ja Janichs Repliken zu Einwänden, die den protophysikalischen Rekonstruktionen entgegenhalten, die Meßgeräte seien selber physikalische Objekte.
Sicher, wollte man solche Kritik als berechtigt zulassen, dann wäre der Begründungsbegriff lädiert: Eine methodische Begründung ist nicht wie eine Leiter, die, wenn man hochgestiegen ist, wieder weggeworfen werden könnte[122], sondern sie ist ein Weg, dessen Schritte ihre Gültigkeit behalten (für die Nachsteigenden) auch wenn man darüber hinaus ist.
Um dies zu gewährleisten, führt Schwemmer folgende Regel ein: "Natürlich werden ... die ersten oder überhaupt frühere Schritte nicht der Kritik entzogen. Nur muß man eben, wenn man erst bei einem ... späteren Schritt Kritisierbares an einem früheren bemerkt, noch einmal zu dem früheren Schritt - sagen wir S_j - zurückgehen und darf dann nur die Kompetenz K_{j-1} für die Kritik fordern"[123]

So ist nun jeder Schritt nur kritisierbar mithilfe des Wissens, was in den Schritten, die vor ihm lagen, hergestellt worden ist. Schwemmer spricht in diesem Zusammenhang von "kritischer Regulierung der Kritik"[124].
Ich fasse das Epitheton 'kritisch' als Selbstironie auf, sehe aber das Bedürfnis nach "Regulierung" der Kritik

als für den Ansatz notwendig und nenne im folgenden diese Regel 'Regel zur Regulierung der Kritik'. Für den Ansatz notwendig und fruchtbar ist diese Regel, insofern nun einerseits das Wissen, welches einmal begründet war, nicht durch seine eigenen Weiterentwicklungen widerlegt werden kann; andererseits aber darin enthaltene Lücken aufgedeckt und geschlossen werden können.

Schwerwiegende Konsequenzen ergeben sich nun allerdings für die ersten Schritte: Da ist ja noch gar keine Kritikkompetenz verfügbar. Und damit sind die ersten Schritte nicht kritisierbar. Kein Opponent könnte gegenüber einem ersten Schritt einen Einwand formulieren, weil davor keine Schritte liegen, aus denen einzig die Kompetenz einer gesicherten Kritik erhalten würde.
Damit ist das methodische Vorgehen, als Argumentationskonzept gewendet, geeignet, jede konstruktive Begründung und insbesondere auch die konstruktivistische Position als Ganzes abzusichern.
Es ist nun auch egal, wie man anfängt - etwa ob man den Aufbau der Ethik so beginnt, wie Schwemmer es in seiner Dissertation gemacht hatte[125] oder ob so, wie das in den Ethik-Kapiteln des "Lehrbuchs" des Konstruktivismus[126] oder so wie in "Appell und Argumentation" geschieht. Es ist ebenfalls egal, wenn die Formulierung der Regeln für die dialogische Logik immer mal wieder anders werden[127]. Und es ist geradezu unsinnig, dafür eine Begründung zu verlangen. Die jeweilige Begründung der Sache ist die jeweilige Fassung des methodischen Aufbaus, in dem sie vorgelegt wird. Wird ein neuer Aufbau vorgelegt, dann ist der alte hinfällig, falsch, vorbei, unbeurteilbar. Es gibt keinen Fortschritt im Wissen, sondern nur Ersetzungen durch anderes, dann wirkliches Wissen, von dem aus das alte (aber nur "hermeneutisch") verständlich werden kann.

Abgerundet wird dieser Effekt, wenn man sich vor Augen hält, daß, sind die ersten Schritte unkritisierbar, man sich also nur weigern könnte, sie mitzumachen. Doch nicht einmal diese Weigerung kann dem Konstruktivisten begründet sein: Was 'Begründung' heißt, das ist ja selber noch nicht hergestellt und müßte erst durch Vorlegen einer Schrittfolge einsichtig gemacht werden. In einem Satz: Konstruktivistisches Argumentieren besteht darin, eine Sache zu konstruieren und mit ihr auch die Kritikmöglichkeiten. Und zwar so, daß es keine gibt.

Eine geradezu frappierende Illustration dazu bietet Schwemmers Abschnitt 3.3. der genannten Arbeit, der auf die Behauptung, der Konstruktivismus sei nicht kritisierbar, ganz gezielt eingeht. Schwemmer bestätigt auch hier diese Behauptung, indem er sie bestreitet. Zunächst behauptet er, daß die konstruktivistische Terminologie nichts präjudiziere. Das Hauptargument dafür lautet natürlich wieder, daß sie methodisch aufgebaut und deshalb auch - dito - an jedem Schritt kritisierbar sei. Solche Kritik könne ggf. nämlich zur Abänderung der Terminologie führen. Das vertritt er, obwohl er selber sagt, daß eine Korrektur an einer Terminologie nicht "terminologieimmanent begründet"[128)] werden könne. Und es ja für die einzelnen Schritte nur immanente Gründe (plus "Gutwilligkeit") geben kann, die auch nur immanent kritisierbar sein sollen.

Und dennoch hat Schwemmer Recht, insofern er darauf verweisen kann, daß die konstruktivistische Terminologie (und die ethische zumal) sich ganz respektabel verändert hat. Aufgrund einer Kritik zwar, die nicht dokumentiert ist; aber ja auch nichts zur Sache tut, weil von ihr aus nicht etwa eine methodische Schrittfolge zur Erneuerung der Terminologie führt.

Nun eine Zwischenbemerkung zur Beurteilung des Bisherigen: Der Konstruktivismus als Theorie wissenschaftlichen Argumentierens stellt sich, so gesehen, als eine Explikation der Dogmatisierung einer Position dar. Jeder beliebige Text von Konstruktivisten (und am meisten tun das die liberalen und abgewogenen Einlassungen der Konstanzer Fraktion) lehrt, außer daß er solides Wissen über bestimmte Gegenstände lehrt, auch, wieso Dogmatismus nicht irgendeine eigensinnige Albernheit ist, sondern eine verständliche und verständige Philosophie. Der gemeine Begriff von "Dogma" exemplifiziert an theologischen Dogmen - wobei diese dann auch noch auf den Anspruch reduziert werden, etwas zu glauben, obwohl man es nicht einsieht (diese Reduktion ist aufklärerische Barbarei) - läßt völlig im Dunkeln, wie intelligente Menschen überhaupt Dogmatiker sein können.

Von diesem gemeinen Begriff des Dogmatismus wird man entbunden, wenn man mit Konstruktivisten diskutiert. Das wäre immerhin schon ein Verdienst, aber ein kleines. Das wirkliche Verdienst des konstruktivistischen Beitrages liegt in der Rekonstruktion dessen, was Popper als "dogmatische Attitüde" bezeichnete[129] (und dem er jedenfalls früher einmal erhebliche Bedeutung für die Wissenschaft beimaß), was Kuhn mit 'Normalwissenschaft' nur deskriptiv und deshalb nicht rational zu fassen bekommen hat, was Feyerabend als 'principle of tenacity' bezeichnet[130] und was schließlich die Rationalität des Zusammenhalts der Lakatos'schen Forschungsprogramme ausmacht. Auf diese Zusammenhänge werde ich am Ende des Kapitels eingehen.

Was das Selbstverständnis des Konstruktivismus betrifft, so wird man ihm nicht gerecht, wenn man Dogmatismus vorwirft (keinem Dogmatiker wird man gerecht, wenn man Dogmatismus einfach vorwirft: man müßte ihn mindestens darin überbieten können).

Die erste Auflage von 'Konstruktive Logik, Ethik und Wissenschaftstheorie' mußte wohl schon wegen des "Ortholexikons" und der damit verbundenen Ansprüche[131] für dogmatisch gehalten werden. In der zweiten Auflage war man vorsichtig genug, sich diese Blöße nicht wieder zu geben (umso mehr dankt man aber dessen Hersteller[132]). Man versucht dort auch aufs Neue, die Anfänge des ganzen Konzepts selber noch zu begründen. Damit wird also das konstruktivistische Programm explizit eingeschlossen in die von ihm selbst gestellten Anforderungen an den methodischen Charakter von Begründungen.

3.3. Das Problem des sicheren Anfangs

Je konsequenter eine Begründung die Forderungen der methodischen Schrittfolge einhält, desto gewichtiger wird die Frage, wie man eine solche Schrittfolge beginnen kann. Das Problem des Anfangs ist <u>das</u> Problem des konsequenten Konstruktivismus. Es gibt verschiedene Arten, sich dieses Problems anzunehmen, die ich jetzt kurz diskutieren möchte.

3.3.1. Kulturinvarianz

Das Verfahren besteht darin, daß man die Anfänge, also die grundlegenden Termini und Operationen in Logik, Ethik und Wissenschaftstheorie für "kulturinvariant" erklärt. Und im übrigen auffordert, nicht weiter hin und her zu reden, sondern den Anfang zu <u>machen</u>.
Die Behauptung, irgendetwas sei kulturinvariant, soll bedeuten, daß, um es nachzuvollziehen, keine kulturspezifischen Einsichten oder Eigenschaften von Mensch, Welt und Wissen benötigt würden.
Man könnte das als Resultat ausgedehnter kulturvergleich-

ender Studien verstehen wollen. Doch kein Konstruktivist hat je welche unternommen. Was das also zu bedeuten hat, dürfte sich noch am ehesten zeigen, wenn man sich einige Anfänge anschaut. In der Arithmetik wird mit dem Aneinanderreihen von Stäbchen begonnen und dieses wird als ein ohne Wissen verfügbares menschliches Vermögen deklariert. Wir teilten es mit den Affen. Ähnlich wird in der Sprachtheorie das Befolgen von Aufforderungen und das darin enthaltene Unterscheiden-Können von Situationen als ursprüngliches Vermögen gefordert[132a)].

Der Unterschied zu Kants Erkenntnistheorie, an dessen Intentionen der Konstruktivismus anschließt, liegt hier besonders darin, daß kein Erkenntnisvermögen, sondern ein praktisches Vermögen als ursprünglich angenommen wird. 'Kulturinvariant' ist der Ausdruck, der Kants 'a-priori' ersetzt und expliziert. Und so gedacht ist es auch nur konsequent, wenn über den Anfang nicht weiter herumgerätselt wird, sondern wenn man aufgefordert wird, ihn zu machen: Nur darin kann man ja die Bestätigung bekommen, daß das inanspruchgenommene Vermögen auch wirklich verfügbar ist.

Die Argumentationssituation, die durch diese Einlassung entsteht, ist dadurch charakterisiert, daß der Konstruktivist die Begründetheit des ersten Schrittes in die Behauptung legt, dabei würden Vermögen in Anspruch genommen, die nicht an Besonderheiten der Person oder der Kultur geknüpft sind. Das ist ein negativer Allsatz, kann nicht bewiesen werden, kann sich aber einerseits als unwiderlegt und für Kritik offen deklarieren und andererseits an der gelungenen Ausführung solcher Schritte für bewährt ansehen.
Einwandmöglichkeiten zeigen sich aber, wenn man bei einzelnen Anfängen ins Detail geht, in Hülle und Fülle.

So ist die Annahme eines ursprünglichen Überlebensbedürfnisses, dem alle anderen Handlungen untergeordnet wären[132b)], von geradezu grotesker Borniertheit: Zu allen Zeiten und in allen Kulturen hat es Menschen gegeben, die lieber tot als versklavt sein wollten. Dies so hinzudrehen, daß es ihnen dabei "eigentlich" aufs Leben angekommen sei, wäre Rabulistik. Es ist ihnen offenbar nicht aufs Leben, sondern auf ein freies Leben angekommen. Und zu meinen, daß 'freies Leben' eine Spezialität von 'Leben' sei, ist selber eine Spezialität: Eine von Untertanenseelen nämlich. Daß es eine solche Mentalität in allen Kulturen gegeben hat, das braucht man nicht zu bestreiten. Nicht einmal, daß sie die wesentliche kulturtragende Haltung ist oder gewesen ist. Bloß: Was ist das dann für ein Begriff von Kultur?
Betrachtet man die Mutmaßung, die Ausführbarkeit gewisser Handlungen gelte kulturinvariant, ein bißchen genereller, dann könnte man bemerken, daß die zentrale Operation des zweckrationalen Denkens, die solchen Anfängen zugrundeliegt, ja eine spezifisch abendländische Errungenschaft ist. Daß dieses Denken mit Gewalt und Glasperlen über den Globus verbindlich gemacht werden konnte, sollte man lieber nicht als Indiz für seine Kulturinvarianz nehmen.

Was weiterhin die Ausführbarkeit der Handlungen betrifft, so ist es mit der sinnlichen Erfahrung, die vielleicht mancher macht und sich sagt 'tatsächlich, es geht', nicht getan. Das wäre ja eine Variante des Anfangs der Erkenntnis mit Sinnesdaten, der aus guten Gründen verworfen worden ist. Hier sind noch Behauptungen impliziert über die Ausgrenzbarkeit einer Handlung aus einer Situation und über die Verallgemeinerbarkeit grundlegender Fähigkeiten. Denn daß viele Menschen imstande sind, den Affen das Stäbchenreihen oder das Gehorchen nachzumachen, ist kein hinreichender Grund, darin so etwas wie ursprüngliche

menschliche Vermögen zu sehen.

3.3.2. Das transzendentalpragmatische Argument

Hier besteht das Verfahren darin, den Anfang abzusichern, indem man kundtut, eine Kritik an ihm sei nicht möglich, weil sie selber diesen Anfang bereits machen würde. Jemand, der solches versucht, "widerspricht" sich selber, indem er handelnd die Normen bejaht, die er argumentierend ablehnen möchte.

Das Argument beruft sich darauf, daß man auf die Konstituentien des Handelns oder der Situation reflektieren kann und daß das Ergebnis solcher Reflexion verbindlich wäre. Sehr pointiert ist das von Habermas und vor allem von Apel vorgebracht worden. Eine etwas abgemilderte Variante ist in Gestalt von Kambartels Begründungskonzept im Konstruktivismus etabliert.[133)] Man hätte, wenn das Argument gültig wäre, zunächst eine verbindliche Übereinstimmung darüber, daß man sich überhaupt beim Argumentieren an Normen halten solle: weil man nicht anders könne. Und mit diesem Verfahren (Formulierung dessen, was man da handelnd vollzieht, in Gestalt von Normen zu artikulieren und diese für den gemeinsamen Fortgang verbindlich zu machen) wäre dann die jeweilige Terminologie aufzubauen; und mit der Terminologie wären Behauptungen usw. zu formulieren, die dann entscheidbar wären.

Philosophiehistorisch steht diese Argumentationsweise bei Kants Transzendentalphilosophie, mit Wittgensteins Sprachkritik gereinigt.

Die Argumentationssituation sieht bei diesem Argument so aus: Der Proponent behauptet, man hätte sich immer

schon auf Normen eingelassen, insbesondere, da man ja offenkundig rede und diskutiere, auf Redenormen. Ein Opponent, der das nicht wahrhaben will, wird darauf hingewiesen, er möge bitte darauf Acht geben, was er eigentlich tut: das sei doch normiertes Handeln. Wenn der Opponent daraufhin erklärt, er finde dergleichen nicht in sich, hat der Proponent ihm nichts weiter zu sagen.
Es sei denn, er ist Transzendentalpragmatiker. Dann sagt er nämlich, daß der Opponent sich nicht "recht begriffen"[134] habe. Nichts da, sagt der Opponent. Sie wollen mich nur festlegen. Hören Sie auf meine Einwände. Wenn Sie die verstehen, bin ich zufrieden. Wenn Sie sich über dieses Verstehen eine Theorie machen wollen, dahingehend, es beruhe auf gemeinsamen Regeln, so ist das Ihre Sache.

Ich hoffe, daß deutlich ist: das Problem ist nicht, daß man in der Diskussion niemanden zwingen könnte (wie schon gesagt: leider kann man häufig doch), sondern das Problem ist, daß das Argument ungültig ist: es beruht darauf, daß Handlungen als normiert, schematisch aufgefaßt werden. Wer diesen Aspekt am Handeln für unwesentlich hält, und den, daß Handeln situationsüberschreitend ist, (die Tatsache, daß man überhaupt argumentierend streiten kann, ergibt ein gutes Argument für diese Auffassung) für ~~un~~wesentlich, der kann sich die Zumutung des Transzendentalpragmatikers begründet verbitten.
Doch auch, wer diesen Grund nicht hat oder nicht kennt, ist deshalb nicht genötigt, die Unterstellung zu akzeptieren: er hat zwei Gründe, es nicht zu tun. Erstens beruht das Argument auf der Behauptung, daß des Opponenten Handlung der Norm N folge. Denn nur dann ergibt sich ein Widerspruch zum Inhalt der (Rede)handlung, der

besagt, N solle oder müsse nicht befolgt werden. Insofern der Proponent dies aber behauptet, ist eigentlich er es, der den Widerspruch produziert. Denn: das Subjekt kann mit diesen transzendentalen Überlegungen nicht über sich hinaus. Es verwickelt sich, wenn es darauf insistiert, in Widersprüche, die es dann dem Objekt (bzw. dem Opponenten) anlastet.
Zweitens beruht das Argument darauf, daß die Argumentationssituation als unhistorische aufgefaßt wird. Denn wenn sie historisch wäre, könnte der Opponent selbstverständlich sagen: Ja gewiß, jetzt in meinem Einwand halte ich mich an Normen, ich sagen Ihnen auch gleich, an welche. Aber ich mache das nur, damit Sie verstehen, daß Ihre Behauptung unbegründet ist.
Danach werde ich mich nicht mehr an irgendwelche Normen halten, sondern lieber zusehen, wie ich von Fall zu Fall in Freundlichkeit mit den Menschen und der Welt leben kann.

3.3.3. Der Rückgriff auf die Lebenspraxis

Hier besteht das Verfahren darin, daß man seinen Anfang dadurch sichert, daß man Fähigkeiten, Gegenstände, Wörter aufgreift und darüber sagt, das sei deshalb nicht weiter problematisch, weil es Bestandteil der Lebenspraxis sei, oder der Lebenswelt, oder der Alltagspraxis o.ä. Kurz: des oben als 'Normalsituation' bezeichneten.

Dies Argument ist so etwas wie eine Mischung aus dem ersten und dem zweiten. Seine Attraktivität besteht darin, daß damit die Konstruktion auf einer Sache aufruht, die ohne Stilisierungen direkt zugänglich ist und die historisch ist. Einsichten, die mit Rückgriff auf Lebenspraxis begründet sind, können als wandelbar deklariert

werden, ohne daß man damit etwas zurückzunehmen brauchte: weil sich die Lebenspraxisänderungen der eigenen Verfügung weitgehend entziehen.

Die Argumentationssituation sieht hier so aus, daß "aufgegriffen" werden kann. Man braucht nicht per Argument zu setzen und ist damit die Begründungspflichten los. Die Wirklichkeit hat gleichsam selber (immer) schon gesetzt. Da aber diese Welt vielfältig ist, hat man nun auch keinen Grund mehr, mit dem man irgendjemanden wegen dessen Anfang kritisieren kann.
Wenn Physiktheoretiker Darstellungen beginnen, in deren ersten Schritten Uhren vorkommen, und die in weiteren Schritten zum Reden über relativistische Längenmessung führen, wird der konstruktivistische Protophysiker einen Zirkel vorwerfen und zum Beweis die Uhr konstruktiv aufbauen. Was soll er aber dem Physiktheoretiker entgegenhalten, wenn der darauf hinweist, daß Uhren in der Lebenspraxis vorkommen, mit drei Jahren lernt man damit umzugehen usw. Ganz genauso sieht die Situation mit Vertretern eines axiomatischen Aufbaus von Logik und Mathematik aus: Axiomensysteme sind handhabbar, kommen in der Lebenspraxis vor. Rechenmaschinen sind von Personen konstruiert worden, die nicht etwa konstruktivistische, sondern axiomatische Mathematik im Kopf hatten usw.

Offenbar meint dieser Anfang, wenn er auf die Lebenspraxis zurückgreift, jeweils die Stücke Lebenspraxis, die der Konstruktivist geeignet findet, um seine Rekonstruktionen durchzuführen. Man kann dagegen fragen, weshalb Anfänge, die "weiter hinten" liegen (die Uhr, das Lineal), keine Anfänge sein sollen. Und man kann fragen, weshalb der Konstruktivist nicht jeweils noch weiter nach vorn gehen will, um seine Rekonstruktion durchzuführen.

Man bemerke bitte, daß auch dieser Anfang nicht etwa bloß beliebig ist, sondern, genau wie die beiden anderen, zirkulär: das jeweils zum Anfang erkorene Stück Lebenspraxis ist genau dadurch ausgezeichnet, daß es sich für die Rekonstruktion eignet.

3.3.4. Identität des Begründenden und des zu Begründenden

Es gibt noch einen Anfang. Er ist von Schwemmer und befindet sich am deutlichsten in der Einleitung der zweiten Auflage von 'Konstruktive Logik, Ethik und Wissenschaftstheorie'[135]. Er besteht darin, daß man die Anfänge als zu begründen zugibt, diese Begründung aber dann verschiebt, bis man im methodischen Aufbau an späterer Stelle alles beisammen hat, um die Begründung zu machen. Die Begründung selbst soll darin bestehen, daß die systematisch späteren Operationen den anfänglichen isomorph sind.
Das ist so offensichtlich zirkulär, daß sich Konstruktivisten weigern, es so aufzufassen, wie es dasteht. Berk glaubt, Schwemmer aus diesem Zirkel herauszuhelfen, indem er interpretiert, Schwemmer meine im ersten Durchgang den "alltagssprachlichen Begründungsbegriff"; so könnte das ganze als eine Explikation dieses Begründungsbegriffs aufgefaßt werden[136].
Würde er über die Grenzen seines Schulzusammenhanges hinausblicken, dann sähe er rasch, daß es andere Explikationen dieses Begründungsbegriffs gibt. Und daß man damit wieder vor der Alternative steht, die Explikation für die nun folgende Auseinandersetzung (bei der man ja begründen muß) in Anspruch zu nehmen oder aber lieber keinen Blick durch die Grenzgitterstäbe riskiert zu haben, also schulintern bzw. dogmatisch zu denken.

Schwemmer ist derjenige, der ständig gegen die Grenzen anrennt, die der Konstruktivismus dem Denken setzt[137]. Dieser letzte Anfang ist ein extremes Hinauslangen über den Konstruktivismus. Er fordert in hoher Not, besser verstanden zu werden als er sich selber nach seinen Prämissen verstehen kann. Und genau dieser Anfang ist verstehbar, wenn man die unten konzipierten Korrekturen am konstruktivistischen Konzept anbringt und die methodische Schrittfolge als vom Abstrakten zum Konkreten historisch voranschreiten ansieht.

3.4. Der Handlungsbegriff im Konstruktivismus

3.4.1. Der Handlungsbegriff in den Rekonstruktionen der Fundamente der Wissenschaften

Ein Thema, das der Konstruktivismus der analytischen Wissenschaftstheorie voraus hat, ist die Betonung des Aspekts 'Wissenschaft als Handlung'.
Wie oben ausgeführt, hat die methodische Schrittfolge zur Begründung einer Behauptung ihre Verbindlichkeit durch eine darunterliegende pragmatische Folge, die gewisse Ordnungen vorschreibt. Betrachtet man nun wissenschaftliches Denken als stilisierte Form alltäglichen Denkens[138], und hält sich vor Augen, daß alltägliches Denken praxisbewährt ist, Erfahrungen artikuliert, und auf neue praktische Erfahrungen abzielt, dann wird die Betrachtungsweise des Konstruktivisten unmittelbar verständlich: Wissenschaftliche Theorie führt kein Eigenleben, sondern ist konstituiert durch zweckgerichtetes Handeln, welches an verschiedenen Stellen (Herstellung und Verwendung der Meß- und Experimentiergeräte, Verfolgung bestimmter Forschungsziele) in den Wissenschaftsprozeß eingeht.

Und weil sie faktisch kein Eigenleben führt, deshalb soll sie auch keines führen, m. a. W. es soll im Bewußtsein der Wissenschaftler eine diesen Tatsachen entsprechende Bereitschaft etabliert werden: zu erkennen, daß sie bei ihrer Tätigkeit nicht frei im Sinne von "Beliebiges verfolgend" vorgehen, sondern daß sie eine zweckgerichtete Praxis ausführen[139].
Deren Zwecke sind, soweit es sich um Daten- und Beobachtungen konstituierende Praxis handelt, von der Sache her notwendig. Deshalb sind das Beispiele dafür, wie der Mensch sich Zwecke setzen und begründen kann, ohne dabei subjektiv oder willkürlich zu sein. Damit ist die Erfahrungswissenschaft gegenüber normativen Überlegungen nicht - wie der vom Konstruktivismus sog. Szientismus meint - neutral, sondern muß solche notwendig immer enthalten. Jeder Physiker, wenn er sich nur recht verstünde, würde bemerken, daß er "in seiner Person schon den Szientismus widerlegt", schreibt Lorenzen[140].
Und so kommt der Konstruktivismus von einem Ansatz, der als "operativer" in Logik und Mathematik Grundlagenfragen klärt und der Entdeckung des pragmatischen Fundaments der Erfahrungswissenschaften zu weitreichenden philosophischen Folgerungen, nämlich einer Interpretation der "Einheit von theoretischer und praktischer Vernunft", insofern "die theoretische Vernunft selber ein praktisches Fundament hat"[141].

Ich möchte in diesem Abschnitt zeigen, wie sich mit diesem Ansatz weitere Einsicht in die Tatsache gewinnen läßt, daß Erkenntnisbildung eine Abfolge von theoretisch-praktischen Zyklen ist. In jeder theoretischen Behauptung, wenn sie auf ihre Begründung hin betrachtet wird, sind akzeptierte Normen enthalten bzw. wird die entsprechende Praxis (Definition von Begriffen, Herstellung von Geräten zur Ermittlung von Daten oder Beobachtungen) als gelingend

vorausgesetzt wird. Man bekommt hier ein Bewußtsein dafür, wie eine Position aufgebaut ist und daß der Aufbau kein Gedankenspiel ist, sondern Resultat vergangenen Denkens und Handelns.

Andererseits wird mit dem dabei vom Konstruktivismus eingebrachten Handlungsbegriff die Geschichtlichkeit des Wissens verfehlt. Denn es wird kein Unterschied gemacht hinsichtlich der normierten Handlungen, die die Position konstituieren und denen, welche weiteres Handeln begründen sollen. Dies ermöglicht dem Konstruktivismus, zum einen die zu begründenden zukünftigen Handlungen als poietische - als auf das Aktualisieren von Schemata reduzierbar - mißzuverstehen. Und auf der anderen Seite glaubt man, daß die in der Konstitution der Position vorkommenden Handlungsschemata dieselbe insofern "begründen" würde, als man diese Schemata als reale Handlungen in der Situation aktualisiert.

Die bisherige Position wäre also begründet, insofern das darin (in methodischen Schrittfolgen) dargestellte Wissen sich über das Nachvollziehen solcher Folgen in der historischen Gegenwart ausweisen ließe. Und die zukünftigen Entwicklungen der Position wäre zu begründen, indem man weiteres Handeln in dieser schematischen Weise daran anschließend konzipiert, die Konzepte methodisch aufbauend.

Ich möchte zeigen, daß bei dieser Auffassung nicht erfaßt wird, worin die Verbindlichkeit der methodischen Schrittfolge überhaupt besteht. M.E. wird ihr einerseits zuviel abverlangt, andererseits wird von ihrem wirklichen Potential zuwenig ausgenutzt. Die Behandlung, die sie derzeit im Konstruktivismus erfährt, führt jedenfalls zu einer Reihe von Schwierigkeiten.

Diese Schwierigkeiten möchte ich nun zuerst diskutieren. Sie entstehen durch eine fehlende Differenzierung beim Verständnis des Handelns in formalwissenschaftlichen ~~Portionen~~ Operationen, werden ergänzt durch ein entsprechend verkehrtes Verständnis des Handelns in der Geräte herstellenden Tätigkeit und weiten sich dann aus zu einem völligen Mißverständnis des moralisch relevanten Handelns. Das Aufzeigen dieser Probleme soll den Boden bereiten für ein verändertes Verständnis der methodischen Schrittfolge - wie gesagt als Aufstieg vom Abstrakten zum Konkreten - wobei jedes Schrittes Ausführbarkeit dadurch verbürgt ist, daß dergleichen jetzt als ein Aspekt am Erreichten, Verstandenen, Verfügbaren aufgewiesen werden kann.

Für das Konzept der methodischen Schrittfolge ist das Vorbild der Ableitung in einem Kalkül leitend gewesen. Daß außerdem Zwecke effizient verfolgt werden können, wenn man "Methoden" einsetzt, ist aus dem täglichen Leben bekannt. "Le lait ne contient que du lait" steht auf den Milchpackungen, seitdem die Ökologen in Frankreich die Intoxikation der Lebensmittel zum Thema gemacht haben. Und es folgt eine Angabe der Behandlung, der die Milch unterzogen wird. Diese Behandlung ist die Pasteurisation und ist eine Methode zur Haltbarmachung der Milch. Die Methode wird ständig verwendet, und wenn man etwas Geduld und Präzision aufzubringen bereit ist, kann man sie sogar selber einsetzen, um Milch zu pasteurisieren.
Schließlich weiß auch jeder, daß man ein Taxi anheuern kann, wenn man ein Taxiunternehmen über seinen Standort informiert und dann am Straßenrand winkt.
Wichtig für das Verständnis dessen, worauf die Verbindlichkeit einer methodischen Begründung beruht, ist die Einsicht in die Beziehungen, die zwischen den einzelnen

Schritten bestehen. Man hat zuzusehen, was es überhaupt bedeutet, daß ein Schritt ausgeführt werden kann (oder "soll"). Dazu ist es nötig, das Handeln zu betrachten, zu dem die Anweisung auffordert und zwar insbesondere hinsichtlich der Fragen, woher man wissen kann, daß eine Handlung ausführbar ist (also: die nötigen Bedingungen jeweils da sind) und woher man wissen kann, daß der Vollzug der Handlung auch wirklich zu der Situation führt, mit der das entsprechende Schema sie verbindet.

Hinsichtlich dieser Frage sind die obigen drei Beispiele offenbar verschieden, und ich möchte für die Unterschiede Wörter festlegen. Übergänge beim Rechnen usw. sollen "Regelschritte" heißen. Zu wissen, daß man einen Regelschritt ausführen kann, beruht auf der Kenntnis der Regel. Übergänge in Methoden wie dem Pasteurisieren sollen "Kausalschritte" heißen. Zu wissen, daß man einen Kausalschritt ausführen kann, beruht darauf, daß man einer Handlung kausal mit einer Folge verknüpft weiß bzw. eine Ursache mit einer Wirkung. Übergänge wie von 'Taxizentrale anrufen' zu 'Taxi kommen sehen' sollen "Finalschritte" heißen. Ihre Ausführbarkeit beruht auf dem Wissen, daß sie (Teile von) Interaktionen sind, die, weil Menschen es so wollen oder jedenfalls nicht hindern, zustandekommen.

Etabliert man nun die Verbindlichkeit einer Schrittart (weil sie so transparant ist) als Vorbild, an dem man sich klarmacht, was in den beiden anderen Fällen vorliegt, dann ist es offensichtlich, daß man, je nachdem, welcher Fall als vorbildlich erkoren wird, große Unterschiede hinsichtlich des Verständnisses erhält, inwiefern die methodische Schrittfolge etwas begründet. Ich werde in den folgenden drei Abschnitten diese drei Schrittarten diskutieren und aufzeigen, welche Auswirkungen es hat,

daß der Konstruktivismus den Regelschritt als Vorbild nimmt.

3.4.2. Der Handlungsbegriff im Regelschritt

Operativ wird ein Gegenstand begründet, insofern er nach Regeln zusammengesetzt ist, die vorgängig in einem "Spiel" zusammengefaßt sind. Die Regeln "konstituieren" das Spiel und das Anwenden der Regeln ist das Spielen des Spiels.
Regeln haben die allgemeine Form $a \Rightarrow b$. Das heißt: Eine Transformation von A in oder nach B ist möglich. Dies 'möglich' kann man auch mit dem Wort 'erlaubt' ausdrücken. Dadurch bekommt das Regelhandeln aber einen moralischen Beigeschmack, den das Einhalten von Regeln allein nicht hat. Wenn jemand aus A (Gegenstand vom Typ a) statt B nun B' herstellt, so ist das ein Bruch der Regel, es ist nicht "verboten" oder dergl. Sogar 'Bruch' der Regel ist eigentlich zu stark. Neutral wäre: es ist nicht die Regel, die hier angewendet wird. Wer so vorgeht, spielt nicht das Spiel. Man muß einen Konsens darüber, daß ein Spiel S gespielt wird und darüber, gegen welche evtl. auftretenden Widrigkeiten usw. hinzunehmen, um so etwas wie eine Beurteilung hinsichtlich "erlaubt" oder "verboten" formulieren zu können.

Um eine Regel $a \Rightarrow b$ anwenden zu können, dazu muß man das Antezedens "haben". Anders gesagt: in der Spielsituation, in der diese Regel zur Anwendung kommen soll, muß ein Gegenstand A bereits vorliegen. Dazu muß er entweder durch einen vorangegangenen Regelschritt $C \Rightarrow A$ abgeleitet worden sein, oder das Spiel muß ausdrücklich vorsehen, mit einem Gegenstand vom Typ a zu beginnen.
Deshalb enthalten Spiele außer Regeln auch Beschreibungen

von Ausgangsstellungen. So beim Schachspiel die Anfangsstellung bzw. für jede einzelne Figur der Platz, den sie bei Spielbeginn hat. Beim Logikkalkül sind das gewisse Formeln (die, als Aussagen interpretiert, logisch wahr wären), aus denen jede beliebige andere (als Aussage L-wahre) Formel durch Transformationsregeln abgeleitet werden ~~können~~ kann.

Betrachten wir das exemplarisch an einer Ableitung im schönen Junktoren-logischen Kalkül von Carl Gentzen[142]. (Seine Schönheit besteht darin, daß die Kalkülregeln in so durchsichtiger Weise "rückwärts" anzuwenden sind, wenn es darum geht, eine Ableitung für eine Figur zu suchen.)

Anfang: $\Rightarrow a \wedge b < b \vee c$

R_1: $A \wedge B_1 \wedge B_2 < C \Rightarrow A \wedge B_2 \wedge B_1 < C$

R_2: $A < B_1 \vee B_2 \vee C \Rightarrow A < B_2 \vee B_1 \vee C$

R_3: $\gamma \wedge A < C \Rightarrow A < C$

R_4: $A < C \vee \lambda \Rightarrow A < C$

R_5: $A \wedge B_1 < C,\ A \wedge B_2 < C \Rightarrow A \wedge B_1 \vee B_2 < C$

R_6: $A < B_1 \vee C,\ A < B_2 \vee C \Rightarrow A < B_1 \wedge B_2 \vee C$

R_7: $A \wedge B < C \Rightarrow A < \neg B \vee C$

R_8: $A < B \vee C \Rightarrow A \wedge \neg B < C$

Gefragt sei die Ableitung einer der beiden de Morgan'schen Äquivalenzen[143]

Weil der Kalkül keine Äquivalenz als Grundbeziehung enthält, muß diese zuerst aus zwei Implikationen - eben in beiden Richtungen - zusammengesetzt werden.

Wir führen dann die Betrachtung durch an:

$$a \vee b \prec \neg(\neg a \wedge \neg b)$$

Nun enthält der Kalkül als Anfang Figuren vom Typ $a \wedge b \prec b \vee c$. Die abzuleitende Figur enthält im Succedens ein $\neg$. um dies $\neg$ im Succedens zu bekommen, müssen wir als Antecedens eine Figur der Form $A \wedge B$ haben. Deshalb beginnen wir mit $\Gamma \wedge A \prec A \vee \neg B$ (als einer Formel des Typs $a \wedge b \prec b \vee c$). Das läßt sich nach Regel 7 transformieren in $\Gamma \prec \neg A \vee A \vee \neg B$. Ein zweiter Anfang mit $\Gamma \wedge B \prec B \vee \neg A$ geht nach derselben Regel in eine Figur $\Gamma \prec \neg B \vee B \vee \neg A$ über. Dann werden in beiden Figuren die Succedentien nach Regel 3 umgestellt, beides nach Regel 6 zusammengesetzt und dann nochmals nach Regel 8 umgeformt, wodurch sich schließlich die abzuleitende Figur ergibt.

Was hieran wichtig ist: das Anwenden der Regeln ist eine "mechanische" Tätigkeit. Um zu erkennen, daß der Anfang $\Gamma \wedge A \prec A \vee \neg B$ eine Formel vom Typ $a \wedge b \prec b \vee c$ also des im Kalkül erlaubten Anfangs ist, müssen wir zwar mehr können, als der Kalkül uns lehrt. Ebenso, um zu erkennen, daß mit diesem Anfang das benötigte "Situationsmerkmal" (wie ich das im vorigen Abschnitt genannt habe) für einen Regelschritt nach Regel 7 vorliegt.

Aber ob wir das erkennen oder nicht, das ist für die Gültigkeit der Ableitung gleichgültig. Diese Ableitung kann von Rechnenmaschinen durchgeführt werden. Und zwar nicht, weil die "klüger" wären als Menschen, sondern natürlich, weil sie weniger klug sind: sie haben nämlich nicht soviel im Kopf wie ein Mensch, der solch eine Ableitung probiert und dabei - teils bewußt, teils unbewußt - auf allerlei anderes achtet als darauf, welche der ihm zur Verfügung stehenden Figuren von welchem Typ (hinsichtlich der für dies Spiel brauchbaren Typen) ist.

Die Maschine "erkennt" nicht, welcher Situationstyp vorliegt, um dann eine Regelhandlung auszuführen, sondern sie nimmt das präformierte Material und formt es um; falls es für ihre Rezeptoren eindeutig identifizierbar ist. Was sie "tut", wenn das nicht der Fall ist, das "weiß" nur sie selber.
Weil der Mensch viel im Kopf hat, weil er lebt, sich immer, und eben auch beim Ableiten einer Formel, verändert, deshalb ist das für ihn ein eigener Akt, ein Einsatz der Urteils- oder Abstraktionskraft.

Von der Güte dieser Akte ist die Gültigkeit der Ableitung genauso wenig betroffen wie von dem technischen Wissen, das in die Rechenmaschine eingeht. Und auch davon, wie es sich in einer bestimmten Maschine realisiert (z.B. realisiert es sich unvollkommen, wenn die Maschine in ihren mechanischen Teilen - Knöpfen, Halterungen - zu stark aufeinanderreibt bzw. nicht geschmiert ist).

So ergibt sich niemals ein Problem von der Art: Führt das Anwenden der Regel auch wirklich zu B, also zu einem "Situationstyp", der durch bestimmte Merkmale gekennzeichnet ist. Dies Problem ergibt sich deshalb nicht, weil über das Anwenden der Regel gerade nur, insofern es zu B führt, geredet wird. In der faktischen Anwendung kann es drunter und drüber gehen, der Schüler kann dem Lehrer den Griffel um die Ohren schlagen, die Rechenmaschine kann zerbröseln, falls sie Lust hat. Das alles hat mit der Gültigkeit der Ableitung nichts zu schaffen.

Ebenso ergibt sich kein Problem damit, ob ein hergestelltes A denn, wenn man sich einmal umgedreht hat, oder einen anderen Spielzug dazwischen gelegt hat, auch noch verfügbar ist; ob es sich nicht mittlerweile ("automatisch") in A' transformiert hat. Wieder aus dem gleichen

Grunde: weil über die Situationsmerkmale nur geredet wird, insofern A vorhanden ist.

Es ergibt sich: alles was die faktische Realisierung einer Ableitung zum Faktum, eben zu einem Teil dieser Realität macht, das wird im Reden über die Ableitung gerade nicht berücksichtigt. Dies Reden über die Ableitbarkeit einer Formel ist daher ein eingeschränktes Reden über die Realität von Situationen, in denen abgeleitet wird: ein Reden hinsichtlich nichts weiter als der Möglichkeit der Ableitung. Man könnte fast sagen: es ist kein Reden über diese Realität, sondern über die Regeln. Doch kann das zu theoretischen Komplikationen führen, wenn man sich mit dem so verstandenen formalen Apparat in die Wirklichkeit inhaltlicher Erkenntnis begibt. Denn natürlich sind diese Regeln auch immer Teil der Realität.
Das Wissen, daß die Begründung aus den Anfängen beim fraglichen Gegenstand, hier: der abzuleitenden Formel, ankommt, dies Wissen stammt aus der Kenntnis der Regeln. Wieso die Regeln überhaupt angewendet werden können, das kommt nicht weiter infrage (leider).
Im wesentlichen ist die Anwendbarkeit eine Forderung. Aber eine, die sich aus der Definition des Spiels und seiner Gegenstände ergibt. Insofern das selbstgemachte Gegenstände sind, kann man fordern, daß sie sich so verhalten, wie man will.

3.4.3. Der Handlungsbegriff im Kausalschritt

Pragmatisch begründet nenne ich eine Schrittfolge, deren einzelne Schritte nicht Anwendungen von Regeln, sondern Anwendungen von materialem Wissen über Kausalzusammenhänge sind. Also von Wissen, das sich nicht aus der Defi-

nition von Gegenständen ergibt, sondern von Wissen, das über empirische Gegenstände gewonnen wird. Mit solchem Wissen werden also empirisch vorhandene Gegenstände auf gewisse Formen reduziert (auch die logischen und mathematischen Zeichen sind nichts anderes als solche Formen).

Wenn eine pragmatische Folge als Methode verallgemeinert wird, dann, weil man weiß, daß ein darin vorkommender Schritt A ⇒ B realisierbar ist und weil man weiß, daß ein einmal hergestelltes A auch "erhalten" bleibt. (Das ist ohnehin objektspezifisch recht verschieden. Man bedenke etwa, daß in der "Methode" eines Backvorganges Eiweiß zu Eischnee geschlagen wird. Dieser wird dann weiter verarbeitet. Inzwischen kann man Nüsse reiben, vielleicht die Zuckerdose nachfüllen. Wenn man aber das Zwischenprodukt "zulange" stehen läßt, vergeht die hergestellte Form, in der es 'Schnee' heißt, wieder.)
Dies Wissen ist inhaltliches Wissen, aber es ist so selbstverständlich, daß, es zu verwenden, wie "eine Regel befolgen" aufgefaßt werden kann. Unser tägliches Leben ist von derartigen "Regeln" "konstituiert", so könnte man das verstehen, und dann dies Leben wie ein Spiel beschreiben.
Im Konstruktivismus liegt eine solche Auffassung nahe. Die Einsichtigkeit der pragmatischen Begründung wird nirgends eigens thematisiert (wie überhaupt diese durch die verschiedenen Schrittarten konstituierten Begründungen nirgends thematisiert werden). Lorenzen schreibt ganz en passant, nur das Leben könne die Einsicht in eine solche (pragmatische) Begründung lehren[144].

Die pragmatische Schrittfolge ist das, was dem "praktischen" und "normativen" Fundament der Erfahrungswissenschaften seine Verbindlichkeit gibt. Dies Fundament als pragmatische Schrittfolge darzustellen, bedeutet daher

soviel wie den Erfahrungswissenschaften eine sichere Grundlage geben.
Die Überlegung ist ganz luzide: wenn Erfahrungswissenschaft darin besteht, Gegenstände in ihren Invarianzen zu erkennen (gleichsam: die Regeln zu erkennen, welche sie bei ihrem Verhalten befolgen), dann ist es sinnvoll, sobald man nicht mehr völlig im Gegenstand verhaftet ist, die eigene Beteiligung in Form von Begriffen, Geräten zur standardisierten Beobachtung und Messung - also der Herstellung von Fakten - selber in begründeter Schrittfolge zu konstruieren. Daß das "sinnvoll" ist, impliziert nicht einfach, daß man dies "zuerst" zu tun hätte, sondern lediglich, daß man sein eigenes Verhältnis zum Gegenstand explizit erkennt, wenn man weiß, auf welchem Weg man sich ihm soweit hat nähern können, daß man jetzt zu den Behauptungen oder Vermutungen XY imstande ist.
Hier ergibt sich eine Gelegenheit, die etwas originelle Redeweise von der Argumentation, die im Kontakt zwischen dem Subjekt und dem Gegenstand stattfinde, um einen Gedanken anzureichern.
Die Fakten sind nicht Daten, insofern sie der Gegenstand einfach gäbe (dare) - wie im Sensualismus und Empirismus mitunter nahegelegt wurde. Sie sind auch nicht Fakten, insofern der Mensch sie durch seine Veranstaltung mache (facere) - wie der transzendentale Rationalismus mitunter nahelegte und wie es in konstruktivistischen Texten immer wieder anklingt. Sondern das sind Fakten, die der Forschende und der Gegenstand gemeinsam machen. Und weil das nicht einsinnig ist - der Forscher hat sich nicht mit dem Gegenstand "abgesprochen" - sind es, soweit man darin eine sinnvolle aber nicht schematisch geregelte Annäherung an die Wahrheit sehen möchte - Argumente, die unter beider Beteiligung hervorgebracht werden.

Es entsteht das Programm einer Protophysik, in der die erfahrungskonstituierende Eigenbeteiligung rekonstruiert wird. Bislang reicht das bis zur Rekonstruktion der Meßpraxis und ist insbesondere als Darstellung der Bedingungen der Möglichkeit von Längenmessung (konstruktive Geometrie[145]) und von Zeitmessung (konstruktive Chronometrie[146]) bearbeitet worden.

Ich möchte nun auf einige Unterschiede zwischen den hierbei auftretenden Handlungsschritten gegenüber denen in der regelkonstituierten operativen Begründung hinweisen.
Meßdaten sollen nicht Aussagen über eine einmalige historische Situation sein, sondern sollen abstrakte Gegenstände sein. Dazu muß die Gleichheit der Meßdaten als Äquivalenzrelation konstruiert werden. Und dazu müssen die Situationsmerkmale, die dies Datum ergeben, als konstant begründet werden. Dazu fordert man, daß das Meßgerät in den relevanten Eigenschaften "homogen" sei.
Die Homogenität des Meßgeräts tritt systematisch an die Stelle, an der die rationalistische Wissenschaftstheorie die "Konstanz der Natur" glaubt[147] und die empiristische Wissenschaftstheorie ein, inzwischen wahrscheinlichkeitstheoretisch interpretiertes, Induktionsprinzip formuliert[148]
Damit ist die Problematik umgedeutet, doch zu glauben, damit sei sie hinfällig, ist ein Irrtum. Während man 'Konstanz der Natur' und 'Induktionsprinzip' noch leicht als verschiedene Zugriffe auf die gleiche Sache erkennen kann, ist 'Homogenität des Meßgeräts' offensichtlich etwas anderes: Eben die transzendental formulierte Gestalt des Problems. Zu meinen, daß diese Problemstellungen sich ausschlössen oder gar, daß mit der konstruktivistischen Umformulierung des Induktionsprinzips Probleme sich auflösten, ist eine Zumutung an die bescheideneren unter

den Forschern und eine Bestärkung der arroganteren unter ihnen. Systematisch gesehen ist es eine unbegründete Behauptung[149].

Die Homogenität des Meßgeräts ist keine Eigenschaft, sondern eine Forderung, die an einem Gegenstand, insofern er Meßgerät sein soll, durchgesetzt wird. Die Forderung wird definiert durch ein (oder einige) Homogenitätsprinzip(ien). Ein Meßgerät ist dann insofern in korrekter Funktion, und also ein Meßgerät, als es diese Prinzipien hinreichend realisiert (dies 'hinreichend' ist systematisch eine Lücke, auf die ich gleich eingehen werde).
Machen wir uns nun klar, daß eine Aussage über ein Meßergebnis nicht einfach ein Satz der Form A ist, sondern daß es immer ein logisch zusammengesetzter Satz der Form $M \rightarrow A$ ist. Nämlich: falls das Meßgerät korrekt funktioniert, liegt am Objekt der Sachverhalt A vor. Daraus folgt, daß, falls bei der Messung wider Erwarten A' auftritt, man die Wahl zwischen mindestens zwei Möglichkeiten hat:

A) Die Erwartung, nach der A erscheinen sollte, war falsch: die Hypothese, das Gesetz ist falsch, die Theorie ist irgendwo verkehrt.

B) Das Meßgerät funktioniert nicht korrekt.

Wenn man den Weg unter A) einschlägt, dann setzt man voraus, daß das Meßgerät in Ordnung ist. Wenn man den Weg unter B) einschlägt, setzt man nicht voraus, daß die Theorie richtig ist.
So gedacht könnte man den Rekurs aufs Meßgerät als methodisch vorgeordnet halten. Manchmal machen Konstruktivisten glauben, sie meinten das. Doch wenn das als Forderung auf-

gestellt würde, im Falle einer Abweichung zuerst das Meßgerät in Ordnung zu bringen, wäre das fatal. Denn die Behauptung, daß es in Ordnung sei (kein Faktor der Situation sich störend eindrängt) ist unbeweisbar. Doch auch wenn man es nicht so strikt meint und nur die allgemeine transzendentale Denkfigur meint, die Eigenbeteiligung des Subjekts sei eine eher oder leichter zu sichernde Komponente des Erkenntnisprozesses, dann hat diese weiche Vorordnung schon ihre Ambivalenz: Man kann sich ja nicht mit dem Überprüfen des Geräts beschäftigen, wenn man empirische Wissenschaft machen will. Nicht dauernd. Sondern man muß messen. Und dann muß man Abweichungen als solche erkennen. Und dazu muß man eine Erwartung haben. Das heißt, es muß, methodisch gesehen, auch schon Theoretisches da sein. Und zwar weit detaillierter, als das auf den ersten Blick erscheint:
Das Homogenitätsprinzip kann ja nicht realisiert werden, und wieweit ein Gerät für eine konkrete Meßreihe diesem Prinzip angenähert sein muß, dafür braucht es Kriterien. Kriterien, um zu entscheiden, ob man im Falle ungleicher Ergebnisse das Meßgerät für gestört halten soll oder die Ungleichheiten für hinsichtlich des Gegenstandes irrelevant. Um eine Bandbreite zu kennen, innerhalb derer Abweichungen nicht unkorrektes Meßgeräteverhalten sind, dafür braucht man Theorie.

Das Annähern an das im Homogenitätsprinzip geforderte Ideal geschieht durch Handlungen, von denen bekannt ist, daß sie sich im Sinne dieser Annäherung auswirken. Im Falle der Längenmessung, bzw. der konstruktiven Geometrie, ist das das "Dreiplattenverfahren". Dies Verfahren stammt von einem Engländer namens Whitworth[15o)] und ist von Dingler in die wissenschaftstheoretischen Überlegungen eingeführt worden. Es besteht

darin, 3 Platten wechselweise aneinander zu schleifen und dabei mehr und mehr Flächen zu erhalten, deren Oberflächen hinsichtlich der Relation 'unebener'-'ebener' ununterscheidbar sind.
Der erste Handlungsschritt zur Längenmessung wäre dann dies Schleifen der Platten, welches zur Annäherung an eine homogene Ebene führt.
Daß dieser Schritt sich machen läßt und daß sein Ergebnis in Ort und Zeit transferierbar ist, das steht nun in ganz anderer Weise fest, als es feststeht, daß sich aus $\gamma \wedge A \prec A \vee \neg B$ eine Formel $\gamma \prec \neg A \vee A \vee \neg B$ herstellen läßt. Hier ist es eine Aussage über die Wirkung einer Einwirkung auf den Gegenstand: man kann sich überlegen, daß die "Berge", die sich in der Oberfläche einer Platte relativ zur Oberfläche einer anderen Platte befinden, beim Reiben gegen einander zuerst abgetragen werden. Und sollte jemand das nicht glauben, dann kann man ihm auf sehr verschiedene Weisen (keineswegs nur durch Demonstration im Dreiplattenverfahren) zu entsprechenden Erfahrungen verhelfen.
Aber dies ist etwas anderes als: den Gegenstand so zu fordern. Bei der Logik kann man achselzuckend sagen: es ist mein Spiel, daß es so geht. Hier kann man das nicht sagen, weil der Gegenstand sich nicht zum Einhalten von Regeln fordern läßt.

So kommt dann die äußerst merkwürdige Diskussionssituation zustande, die entsteht, wenn Konstruktivisten meinen, die Handlungsschritte zur Herstellung der Meßgeräte müßten realisierbar sein. Anders gesagt, sie bezögen ihre Verbindlichkeit daraus, daß man das wirklich machen kann. Das ist genau die Stelle, wo der hier grundliegende Handlungsbegriff seine Eigentümlichkeiten zeigt. Denn dieser Gedanke ist die Basis dafür, die ethische Relevanz der wissenschaftkonstituierenden Normen

zu proklamieren,[151] und dann, als Konsequenz daraus, den wissenschaftsähnlichen, nämlich poietischen Charakter der ethischen Normen.

Kein Zweifel, daß in die Formulierung der Handlungsschritte bei der pragmatischen Folge materiales Wissen eingeht. Es ist Alltagswissen, gewiß, und damit verfügbar. Doch was ist denn das wohl anderes, als die in den vergangenen Jahrhunderten in ernster Forschungsarbeit zusammengetragene Erkenntnis.
Es ist nur wenig übertrieben, wenn man hier herausliest, der Konstruktivismus nähme das Wissen aus dem bislang gültigen (nämlich in der Galileischen Physik) Wissen als selbstverständlich an. Und insofern die Rekonstruktion am Ende auf eine Polemik gegen den Übergang ins derzeitige Wissen hinausläuft[152], haben wir hier eine interparadigmatische Auseinandersetzung, die der Anhänger des alten Paradigmas als paradigmainvariante führt (was eine sehr gute Haltung ist).

Überlege man sich, was passieren würde, wenn diese Schrittfolgen, etwa beim Dreiplattenverfahren, wirklich durchgeführt werden: Dann haben wir eine historische Situation, in der sehr vieles relevant ist; man braucht Macht, um den Gesichtspunkt, um den es geht, durchsetzen zu können. Es kann durchaus sein, daß es dennoch nichts damit wird.
Die Situation ist "voll", und die Handlung 'Plattenschleifen' ist ein Teil davon. Sonst geschieht noch vieles andere: es entsteht Staub, den der Platten schleifende Protophysiker einatmet. Insofern ist diese Handlung auch 'Infiltration menschlicher Lunge mit Fremdkörpern', es entsteht Lärm, es werden Menschen zusammengebracht, damit ist Plattenschleifen Kommunikation, und zwar mühsame, es werden Mittel aus Forschungsaufträgen verzehrt,

damit ist das Plattenschleifen Aufrechterhaltung der Forschungsunterstützunginstitutionen, des Geldwesens usw.
Was sich dann aus dem Schleifen als historischer Handlung ergibt, das steht keineswegs fest. Vielleicht ergibt sich, daß der Protophysiker durch diese geisttötende Arbeit so stumpf wird, daß er über Erfolg oder Mißerfolg seiner ersten Schritte zur Herstellung eines Lineals gar nichts mehr sagen kann.
Janich betont immer wieder, es ginge dabei um ein Verständnis der Handwerkspraxis[153)]. Heute ist es nicht so, daß Handwerker Ebenen mit diesem Verfahren realisieren. Das ist natürlich kein Einwand dagegen, es als den methodischen Beginn zu sehen. Aber es ist ein Einwand, es auch für einen historischen zu proklamieren.
Dieser Beginn ist einmal historische Realität gewesen. Ihn heute wieder dazu zu benützen, das ergibt die gleichen Effekte, wie wenn die Schickeria auf Sylt sich Fischerhäuser baut (selbst wenn sie genau nachgebaut wären, so wäre es nicht dasselbe. Die Form, die sie als Teil dieser Situation haben - etwa ihre Unterhaltskosten, Baustatische Auflagen, daß sie mit Sicherheitsschlössern abgeriegelt sind usw. - macht sie zu anderen Dingen).

Man könnte es sich ja auch so ähnlich vorstellen wie die Versuche im Physikunterricht. Gewiß. Es ist ja auch nicht bloß ein Schuljungenwitz, daß solche Versuche nie funktionieren. Sondern sie "funktionieren", d.h. entweder sind sie so unsicher und ungenau, weil mit so primitiven Mitteln durchgeführt wie damals, als sie Ernst waren. Oder sie sind mit modernen Demonstrations-Geräten gemacht. Dann geht es, aber es ist nicht das, was Galvani oder Faraday ~~oder Leyden~~ gemacht haben.
Was sich aber - gegen das Selbstverständnis der Konstruktivisten - als gemeint erkennen läßt, der Aufstieg vom

Abstrakten zum Konkreten, dazu hier zunächst ein Hinweis:

Die im Wissenschaftsaufbau als methodisch früher begriffenen Phasen sind Wissen, welches in den gegenwärtig als gültig behaupteten Wissen mit formuliert sind. Wenn an irgendeiner Stelle in einer Maschine ein Lager mit Kugeln oder Flächen, die aufeinander passen sollen, vorkommt, dann wird in der Konstruktion und Realisierung jenes Wissen eingehen, das in der Plattenschleif-Überlegung enthalten ist. Aber nicht, daß es die Voraussetzung für jenes wäre, welcher man sich "zuerst einmal" unabhängig davon versichern müßte, sondern das ist dasselbe Wissen, in anderer Konkretisierung, als es damals bei den schleifenden Handwerkern eingesetzt wurde. Und auch in anderer Konkretisierung, als es heute in der Protophysikwerkstatt im Hinterzimmer des philosophischen Seminars Erlangen realisiert wird[154)].

Die Verbindlichkeit der Schritte in der pragmatischen Schrittfolge beruht also auf materialem Wissen. Dies Wissen isoliert zu realisieren und in der Folge, in der es methodisch aufeinander folgt, zu realisieren, würde die Sicherheit des Fundaments der Erfahrungswissenschaft, so ist die konstruktivistische Auffassung. Tatsächlich ist der Weg z.B. vom Herstellen einer Ebene bis hin zu einem einfachen Meßdatum keineswegs in diesem Sinn aufbaubar. Auch wenn man alle einzelnen Bedenken beiseite läßt: daß der Gegenstand das mitmacht, was man in ihm als zu realisierende Eigenschaften fordert, das kann man nicht herstellen. Sondern das muß man aufgreifen. Im weiteren Wissenschaftsprozeß sieht es dann so aus: Nach der Herstellung der Meßgeräte, wenn man Sätze zu Hypothesen und Theorien zusammensetzt, hört diese Möglichkeit der pragmatischen Begründung auf (d.h. die Lücken werden so auffällig, daß das Selbstverständnis

des methodisch begründeten Vorgehens nicht mehr gewahrt werden kann). Dann treten in die Begründung einer Position mehr und mehr Schritte, die - im üblichen Verständnis - "pragmatisch" begründet sind: nämlich von dem her, was man begründen will. Nochmals: das ist auch vorher der Fall, nur das konstruktivistische Selbstverständnis möchte das nicht recht wahrhaben[155].

Die Handlungen, die in der pragmatischen Folge ausgeführt werden, sind poietische Handlungen, d.h. sie sind Aktualisierungen von Schemata. Wobei der Trick darin besteht, das Erreichen des Ziels mit in die Definition des Schemas zu legen.
Vergleicht man die Verbindlichkeit dieser Sorte mit der bei der operativen Begründung, dann fällt auf, daß hier des Gegenstands Beteiligung für das "Spiel" vereinnahmt wird. Und zwar in ganz anderer Weise als beim schematischen Operieren. Zwar muß auch dort ein Mensch, ein Mitspieler und/oder man selber, mit Verstand bei der Sache sein, sonst gehts schief. Doch kann dennoch das Spiel als davon unbetroffen deklariert werden, weil es konstituiert ist: weil die Gegenstände, die behandelt werden, sämtlich selber gemacht und insofern unter Kontrolle sind.
Hier bei der Protowissenschaft sind sie es nicht. Da ist der Gegenstand selber Mitspieler. Und man kann letztlich nur hoffen (eine Hoffnung, die durch Technik großen Auftrieb bekommt und durch Arroganz und Beschränktheit zur Gewißheit wird), daß er in der Behandlung, die ihm bei diesem "Spiel Wissenschaft"[156] zugemutet wird, adäquat berücksichtigt ist.

Noch weitergehend ist das nun in der dritten Stufe, bei der der ganze Gegenstand aufgefordert ist, sich ans Spiel zu halten. Das ist die Situation in der moralischen

Begründung, bei der die Verbindlichkeit der Schritte auf Normen beruht, die situationsinvariant (aufgrund von Beratungen) feststehen und an die man sich - dann wäre man "vernünftig" - halten soll: Gesellschaft als Gesellschaftsspiel.

3.4.4. Der Handlungsbegriff im Finalschritt

Seit 197o gibt es, hauptsächlich auch wieder von Schwemmer ausgearbeitet, eine konstruktive Ethik[157]. Das ist eine Theorie der Konstitution möglicher Thesen der Form sm → h!, gelesen: in der Situation SM soll H getan werden. Entsprechend dem Ansatz des Konstruktivismus hat man dazu eine Schrittfolge anzugeben, die nachvollziehend, man die These SM → H! erhält und damit in SM einen Grund, den Vollzug von H zu fordern.
Dazu gibt es weitläufige Bemühungen um eine Terminologie und eine eigens konstruierte deontische Modallogik. Für den Gedankengang dieser Arbeit ist es wichtig, zu verstehen, was dabei mit 'Handlung' gemeint ist und wozu es führt, wenn mit einem solchen Handlungsbegriff darüber diskutiert wird, was geschehen soll.

Sätze von der obigen Gestalt heißen im Konstruktivismus 'Normen'. Im Verfahren des Begründens von Normen kommen Schritte vor, in denen stattfindendes menschliches Verhalten und Handeln festzustellen ist. Das wird als die Voraussetzung angesehen, daß man mit dem Vorschlagen oder Inszenieren irgendwelcher Maßnahmen eine Erfolgschance hat[158]. Für diese Feststellung ist es also nötig, einen Handlungsbeschreibenden Satz als Behauptung zu verteidigen.
Wenn man sich in Erinnerung ruft, daß die schrittausführenden Handlungen in den beiden bislang behandelten

Fällen Übergänge von Gegenständen zu anderen waren, wobei die Sicherheit des Wissens über das Ergebnis der Transformation mit der Definition der jeweiligen Handlung gegeben war, dann ist leicht zu vermuten, daß es auch hier wieder so sein wird. Und in der Tat. Der Handlungsbegriff besagt, daß Handlungen auf bestimmte Zwecke gerichtet sind und daß die Zwecke Zustände sind, welche kausal mit den Handlungen verbunden sind:
"Wer handeln lernt, lernt es, bestimmte Körperbewegungen zu bestimmten Zwecken zu beherrschen, d.h. einzuleiten, aneinanderzureihen, zu beenden"[159]. Solches Lernen geschieht über wiederholtes Befolgen von Aufforderungen ('Einüben' lautet der treffende Ausdruck von Lorenzen und Schwemmer), wobei der Lernende merkt, daß er es ist, der den jeweils eintretenden Zustand bewirkt. So versteht er schließlich sein Handeln als darauf gerichtet und damit ist die Zweckgerichtetheit als etwas in der Handlung Enthaltenes etabliert. Der theoretische Gewinn ist, daß man nun von Handlungen gleich so reden kann, sie dienten dem und dem Zweck. Man hat nicht hier die Handlung und dort die Frage nach ihrem Zweck, bzw. gar nach Kriterien, an denen sich entscheiden ließe, daß Handlung H den Zweck Z meint. (Ein Problem, welches in der analytischen Handlungstheorie auftritt.)

Bevor ich untersuche, wie man sich die Verteidigbarkeit von Behauptungen über solches Handeln qua 'lehrbares zweckgerichtetes Bewegen' vorstellen soll, will ich darauf hinweisen, daß im Umgangsdeutsch mehr gemeint ist (und zwar nicht nur in Randfällen).
Da gibt es nämlich z.B. Unterlassungshandlungen; und zwar nicht nur jene von der Art der unterlassenen Hilfeleistung: damit könnte der Konstruktivist zurandekommen (was er bisher unterlassen hat) indem er die je stattdessen getanen Bewegungen (z.B. Weiterfahren, obwohl der

Vordermann mit seinem Auto von der Straße abgekommen ist) als - dann verbotene - Handlungen einführt. Aber was ist wohl bei Handlungen zu tun, deren Pointe darin besteht, daß etwas verlernt wird: Rauchen Aufhören. Wann findet diese Handlung statt? In jeder Sekunde, wenn ich vorgestern aufgehört habe? Oder nur nach dem Essen und in anderen Situationen, in denen mir sonst gewohnheitsmäßig danach war, zu rauchen? Oder ist das ganze eine Handlung und dauert bis ans Lebensende? Oder bis nächsten Monat, wenn ich wieder anfange, und war dann nachträglich gar kein "Aufhören"?

Vielleicht sind das Schwierigkeiten, die eher dem natürlichen Reden anzulasten sind als dem Konstruktivismus. Aber betrachten wir eine Konsequenz, die sich immanent ergibt. 'Denken' ist ein "Orthoterminus", der explizit eingeführt wird[160]. Die Einführung besagt, daß Denken lautloses Reden sein soll. Reden ist aber, wie ausdrücklich betont wird[161], auch Handeln. Damit würde diese Rekonstruktion von Handeln als zweckgerichtetes Bewegen auf das überraschende Programm hinauslaufen, Gehirnströme so beherrschen zu lernen, daß die bezweckten Gedanken gedacht werden können. Oder sollte beim Denken am Ende doch etwas anderes relevant sein als die "Körperbewegungen"?

Ich möchte diese Bedenken nicht weiter ausführen, hoffe aber, daß das Prinzip klar ist, nach welchem beliebig viele weitere beizubringen sind: Im natürlichen Argumentieren und auch im alltäglichen Reden sind auch Bewegungen, Haltungen, Auslassungen usw. Handlungen, die etwas Neues sind, d.h. die nicht in regelhafter Weise an Bewegungen oder an anderes "Feststellbare" gebunden sind. Im Konstruktivismus ist das nicht der Fall.

Wenn aber wenigstens das Intendierte erreichbar wäre! Dazu werden Sätze der Form 'Dies ist Handlung H' aufgefaßt als aufgebaut aus 'Dies ist Sachverhalt S' und 'Dies dient dem Zweck Z'.
Schwemmer schreibt: "Die Handlungsbehauptungen, um die es zunächst geht, sollen zum Zwecke der Überprüfung in ihre beobachtungssprachlichen und deutungssprachlichen Teilbehauptungen zerlegt werden. Und die beobachtungssprachliche Teilbehauptung ist jedenfalls zu verteidigen, bevor die Handlungsbehauptung auch in ihrem deutungssprachlichen Teil verteidigt werden kann."[162] Der Inhalt der beobachtungssprachlichen Teilbehauptung heißt "das Beobachtungskorrelat"[163].

Das Verfahren besteht nun darin, zuerst das Beobachtungskorrelat festzustellen und dann eine Deutungsbehauptung zu "verteidigen", die dies Beobachtungskorrelat mit einem Zweck verbindet. Diese zweite Aufgabe zu lösen und damit eine der Hauptaufgaben der "Kulturwissenschaften" zu bewältigen, ist das Ziel in Schwemmers Buch 'Theorie der rationalen Erklärung'[164].
Die Lösung, 5o Seiten lang, ist nach meinem Überblick das exquisiteste Stück Gedankendrechselei, das der Konstruktivismus bislang hervorgebracht hat.
(Die Kompliziertheit gerade der Schwemmerschen Texte sollte man nicht dem Autor ankreiden - da verliert man zu leicht die Lust zu lesen - als vielmehr der Schwierigkeit, die sich bei seinen Gegenständen im Unterschied zur Formal- und Naturwissenschaft ergeben: hier muß ja irgendwie das schematische Denken zur wirklichen, lebendigen Welt vordringen. Und das muß so gemacht werden, daß nicht jeder Leser sofort ausruft: Ach so, Sie meinen, eine gute Gesellschaft wäre so etwas wie Platons Politeia. Und dann z.B. anschließt mit: Ich bin aber für die offene

Gesellschaft, oder mit: Na schön, wie wollen Sie es denn machen, wenn Sie an der Macht sind?[165] ... oder ähnlich)

Die Lösung der genannten Aufgabe sei kurz dargestellt: Sie besteht darin, daß die in der Deutungsbehauptung ausgedrückte Beziehung Beobachtungskorrelat-Zweck "reduziert" wird; und zwar so, daß wieder eine beobachtungssprachliche und eine deutungssprachliche Teilbehauptung entsteht, sodann der beobachtungssprachliche Teil wieder verifiziert wird, und der andere Teil, um den es eigentlich geht, wiederum zerlegt.
Dabei sollen im Anschluß an die erste Zerlegung drei Stufen möglich sein, die zunächst vom Zweck auf einen Zweckinhalt[166], von dort zu einer Maxime, diesen Inhalt zu intendieren[167] und dann zu einer Maximenstruktur[168] führen, in der die Maxime einen Platz in einem Beziehungsgeflecht mit anderen Maximen hat.

Der Leitgedanke dieses "methodischen Reduktionismus"[169] scheint mir ganz einsichtig: Wissen über Intentionales ist möglich, insofern Intentionen sich äußern und über diese Äußerungen nachprüfbare Behauptungen gemacht werden können. Vorausgesetzt ist dabei, daß die Verbindung zwischen beidem regelhaft ist. Bei den Gewohnheiten, die Menschen haben, welche uns gut bekannt sind, können wir dergleichen häufig sehen (das bedeutet es ja meistens, einen Menschen zu "kennen"). Daß das in allen wichtigen Fällen so sein sollte, ist nicht begründet.
Und daß wir, um dies Deuten anwenden zu können, die Art der Verbindung kennen müssen, sie also nicht mit der Handlung erst entstehen kann, sondern bereits im Repertoire der Handelnden vorkommen muß, das macht die - charakteristisch konstruktivistische - Enge dieses Konzepts aus.

Die Reduktion der Deutungsbehauptung bis hin zu einer Behauptung über ein vom Handelnden eingehaltenes Maximensystem von einer bestimmten Struktur ist gleichsam die Vorlage für eine Argumentation, in der die Deutungsbehauptung schließlich verteidigt wird. Diese Argumentation geht in umgekehrter Richtung, d.h. die begründende Kraft bekommt sie daraus, daß sie mit einer ursprünglichen Einigung über ein "System primärer Bedürfnisse"[170] beginnt, und dann dieses System in Gedanken, je auf Übereinstimmung mit dem Kontrahenten der Argumentation dringend, sich entfalten und ausdifferenzieren läßt, so daß ein Maximensystem daraus entsteht, welches von der Art des Schlußstücks der "methodischen Reduktion" ist.
Damit wäre dies Stück dann inhaltlich gefüllt und somit die Einlösung der Deutungsbehauptung vollbracht.

Ich möchte mich nicht damit aufhalten, daß sich ein solches System "primärer Bedürfnisse" nicht als allgemeingültig aufweisen läßt und daß der Prozeß des Ausdifferenzierens über "Verselbständigungen" (wofür groteskerweise Hegel und Marx in Anspruch genommen werden[171]) sich ebenfalls nur in intrapositioneller Argumentation aufziehen läßt (schließlich liegen ja Kulturgeschichten, von gegensätzlichen Positionen angefertigt, bereits vor.); und ich möchte auch nicht auf der Frage insistieren, was denn eigentlich alles zu erarbeiten wäre, damit eine einzige Handlungsbehauptung möglich ist.

Stattdessen möchte ich zusehen, ob das Konzept als ein Forschungsprogramm anzusehen ist, das sich zurecht von den Programmen analytischer Handlungstheorie abgrenzt, weil jene schon immanent Probleme generierten, dies aber nicht.
Dazu gehe ich zum Beginn zurück. Der erste Schritt der

Überprüfung einer Handlungsbehauptung ist die Zerlegung in Beobachtungskorrelat und Deutungskomponente. Nur wenn das Korrelat feststellbar ist, können die weiteren Schritte unternommen werden. Und in jedem weiteren Schritt ist es wieder dies Feststellen des Beobachtungskorrelats, was ihm den sicheren Tritt verleiht.
Wie ist so ein Korrelat feststellbar? Nach Schwemmers Ansicht "braucht man lediglich die Sprachebene ... zu verändern"[172] und zwar so, daß man in entsprechenden Sätzen über Handlungen die gelernten Handlungsprädikatoren (die ja die Bestimmung auf einen Zweck hin enthalten) "in einer deutungsfreien Sprache" ausdrückt[173]. Eine solche Sprache stehe zur Verfügung, so meint er. Und zwar aufgrund der Einführung und Regulation von Prädikatoren nach Manier der Logischen Propädeutik. Wenn hier jemand einen Einwand hätte (auch darauf will ich verzichten), dann müßte Schwemmer diese Meinung als Behauptung vertreten. Und befände sich im Zirkel, weil er dann das Einhalten von Regeln nicht nur fordern, sondern behaupten müßte. Und da sind dann natürlich bereits Behauptungen über Handlungen zu verteidigen ...

Angenommen also, es gäbe eine "deutungsfreie" Sprache, hätte man dann seine Beobachtungskorrelate unter Dach und Fach? Mitnichten, denn es steht doch nie fest, was in einer Situation, in der Menschen agieren, welche Handlung ist. Was man überhaupt ausgrenzt, um es dann "als Handlung" zu studieren, begrüßen, beschimpfen oder eben auch: zu deuten, dies ist ein Schritt, den man nur tun kann, wenn man weiß, worauf man hinaus will. Nochmal drastischer formuliert: Um irgendetwas, das dann gedeutet werden soll, aus der vollen Situation herauszugreifen, braucht der konstruktivistische Handlungstheoretiker ein Wissen darüber, <u>was</u> er darin zu deuten gedenkt. Und genau dies Wissen zieht er über die

Begründung der "Deutungsbehauptung" mit großer Geste hervor (bzw. verspricht, es am Ende der Zeiten hervorzuziehen).
Man sollte (wenn man die Scharfsinnigkeit der Schwemmerschen Gedankenführung berücksichtigt) annehmen, daß der Autor dies weiß, wenn es auch im Text nicht ausgesprochen wird.
Es gibt aber eine Überlegung, die man als Vorkehrung gegen solche Fälle verstehen kann: Schwierigkeiten mit der Feststellung des Beobachtungskorrelats könnten "überhaupt erst dann entstehen, wenn der Forscher nicht der untersuchten Rede- und Handlungsgruppe angehört, d.h. wenn er nicht die gleichen Handlungsprädikatoren ... gelernt hat wie die Handelnden"[174].
'Untersuchte Rede- und Handlungsgruppe' ..., ob er vielleicht über anthropologische Forschungen bei Naturvölkern spricht? (Sei es drum, auch bei diesen tritt das Problem auf.) Jedenfalls meint Schwemmer, daß in diesem Fall jener Forscher wird "erst lernen müssen, überhaupt Handlungen zu unterscheiden"[175].
Das ist aber (außer daß es, bezogen auf den Ernstfall, von beachtlicher Arroganz ist) nicht das Problem. Wenn der Andere Forscher ist, dann kann er Handlungen unterscheiden. Er macht das nicht entweder so wie es seines konstruktivistischen Gesprächpartners Erfahrungshorizont entspricht oder aber gar nicht. Sondern er macht es z.B. anders. Selbst wenn er ganz genau dasselbe System von Handlungsprädikatoren im Sinn hätte, stünde durch nichts in der Welt fest, daß er genauso beobachten müßte: das Problem, daß eine Zuordnung, die Urteilskraft erfordert, nötig ist, wäre auch dann noch ungelöst.

Mir scheint, daß Schwemmer, der in der Einleitung zu seinem Buch nahelegt, seine Überlegungen und Schritte seien vielleicht zu differenziert und würden in der

Wirklichkeit gar nicht alle gebraucht[176)], gänzlich neben der sozialen oder kulturellen Wirklichkeit her theoretisiert, die hier angeblich verstanden werden soll.
Denn in dieser Wirklichkeit kann man keine drei Schritte tun ohne auf Kontroversen zu stoßen wie diese: 'Sag mal, bist du meschugge, so einen Krach zu schlagen. Vati schläft!! Wieso, ich hör doch bloß ein bißchen Musik...: 'Vati wecken' versus 'Musik hören', je nachdem, welches Beobachtungskorrelat man "feststellt". Oder: ein Psychoanalytiker versucht seinen Patienten zu heilen. Nein: er versucht sich mit seiner Ausbildung sein Leben zu verdienen. Nein: er paßt einen Menschen an die Erfordernisse der Gesellschaft an. Nein: er ist in problematischen Triebkonstellationen hängengeblieben und arbeitet sie jetzt, auf der Folie der Arbeit mit dem Patienten, wieder und wieder durch.
Oder: ein Kind lernt Einkaufen; kräftigt dabei sein Selbstbewußtsein; tut seiner Mutter einen Gefallen; übt, mit Geld umzugehen; lernt, daß man nicht nehmen darf, was, zum Nehmen auffordernd, angeboten wird; wird mißbraucht, das kapitalistische Distributionssystem zu stützen...

In allen Fällen ist keineswegs nur unterschieden, was für Zwecke man unterstellt, sondern auch, was man überhaupt herausgreift. Und wenn bei gesellschaftlicher Betrachtungsweise über die Normenbildung gesprochen wird, dann ist das nicht einfach über eine Erweiterung dessen zu haben, was man bei Individualnormen wissen kann.

Die ganze Sache wird nun zusätzlich belustigend dadurch, daß Schwemmer von diesem Problem - Wissen über Beobachtbares nicht ohne Wissen über Intentionales - jedenfalls soviel weiß, daß er es seinem Gegner (dem analytischen Handlungstheoretiker) vorhalten kann, um ihn wegen

Durchlaufen eines Zirkels zu tadeln[177].
Der Unterschied zwischen beiden Ansätzen sieht so aus: Der analytische Handlungstheoretiker versucht, beobachtbare Kriterien für die Zweckgerichtetheit einer Handlung zu finden, führt daher die Handlungsprädikatoren deskriptiv ein. Nachher, bei der Kriterienzuordnung nimmt er dann den deskriptiv prädizierten Gegenstand als ohne weiteres intentional, bzw. den deskriptiven Prädikator als "eigentlich" normativ in Anspruch.
Der konstruktivistische Handlungstheoretiker führt den Handlungsprädikator normativ ein. Und die deskriptive Komponente ist entweder formalanalytisch mit der Handlung verbunden - insofern die darin besteht, eine Bewegung B auf einen Zweck Z hin zu machen; und dann gibt es keine Schwierigkeiten mit der Feststellung des Beobachtungskorrelats. Jedenfalls nicht, falls man weiß, worauf man hinauswill.
Falls man nicht weiß, worauf man hinauswill oder es sich verbietet, gibt es gar kein "Feststellen" des Beobachtungskorrelats. Sondern entweder schulinterne Gewohnheiten oder es gibt Kontroversen: wenn ein Vertreter einer anderen Position andere Handlungsunterscheidungen hat, oder die Bindung von Beobachtungskorrelaten an Zwecke ablehnt: Sei es, weil er Handeln nicht für wesentlich bedingt, sondern für wesentlich frei hält (das ist ja deshalb nicht schon regellos; es kann sein, daß die Regel im Augenblick der Tat entsteht. Vergl. oben die Lösung des gordischen Knotens), oder sei es, weil er diesen Zweckbegriff nicht übernehmen will.

Ein leidiges Problem der analytischen Handlungstheorie ist die mit dem Frageansatz nach "Kriterien" für Handlungen verbundene Verallgemeinerbarkeit von Eigenschaften, die man in manchen Fällen leicht als handlungskonstituierend glaubhaft machen kann. In Schwemmers Zirkelvor-

wurf wird mit genau dieser Problematik argumentiert (hätte nämlich die analytische Handlungstheorie allgemeine Kriterien, so entstünde kein Zirkel - sondern "nur" das Problem, den Einsatz der Urteilskraft bei Bezug eines Situationstyps auf eine Situation theoretisch nicht erfassen zu können).
Insofern setzt es dieser ganzen Darstellung wahrlich die Krone auf, wenn Schwemmer am Ende schreibt, wer die Universalität der Ergebnisse seiner handlungsdeutenden Argumentation fordere, der habe "die Aufgaben der Kulturwissenschaften vergessen"[178]. Diese Aufgaben - "unsere Welt vernünftig zu machen"[179] - verböten nämlich "die besinnungslose ... nicht auf den Sinn unseres Handelns reflektierende Aufzwängung naturwissenschaftlicher Erklärungsschemata"[180].

(Konstruktivisten fragen sich ja manchmal, weshalb um alles in der Welt gerade ihre Philosophie für dogmatisch gehalten wird[181]. Sollte man dies "Beobachtungskorrelat" damit deuten, daß sie ihre eigenen Bücher nicht lesen?)

Damit schließe ich die Untersuchung der konstruktivistischen Auffassungen von Argumentieren und von Handeln ab, bringe noch einige Bemerkungen über den Zusammenhang, der zwischen beiden besteht, wenn das Konzept "arbeitet", und werde dann die besonderen Leistungen der konstruktiven Wissenschaftstheorie für eine allgemeine Theorie des Argumentierens darlegen.

3.5. Zusammenhang zwischen Argumentieren und Handeln

Um das konstruktivistische Wissenschaftsverständnis hinsichtlich der hier relevanten Punkte mit dem kritisch-

rationalen zu vergleichen, beziehe ich es ebenfalls auf einen theoretisch-praktischen Zyklus aus vier Phasen, in denen Argumentieren und Handeln abwechselnd wesentlich werden.

Für den Konstruktivismus sind zwar die Phasen, in denen argumentiert wird, also Theorien gebildet und überprüft werden, ausdrücklich auch Handlungsphasen. Doch hat dies keine weiterreichenden Konsequenzen, weil der Handlungsbegriff schematisch ist. Argumentieren ist "handlungsvorbereitend"[182]. Die pragmatische Sichtweise, daß solches Reden selbst Handeln sei, bleibt - genau wie in der Pragmalinguistik - blockiert, solange Handlungen wie Einheiten, die von anderen, nämlich ihren Wirkungen oder Folgen getrennt sind, aufgefaßt werden.

Was die Erklärung der jeweiligen Situation angeht und die Prognosen über weitere Entwicklungen, so gibt es im Konstruktivismus dazu zwar auch spezifische Konzepte (wie die Ersetzung von Kausalgesetzen durch Verlaufsgesetze[183] die modallogische Fassung von Zukunftsaussagen und damit auch von Prognosen[184] usw.).
Doch der eigentliche Unterschied liegt in der Bedeutung, die dem Übergang von der prognostischen Phase zum Gegenstandskontakt beigelegt wird. Hier ist die Protowissenschaft angesiedelt. Sie ermöglicht, daß man weiß und versteht, welche Situationen man am Gegenstand herstellen will. Das deshalb, weil man die Besonderheit der wissenschaftlichen Erfahrung darin erblickt, daß sie apparative Erfahrung ist, und man die Apparate durch Forderungen zu idealen "Rezeptoren" macht.
Die Erklärung der Situation wird in einem Begriffssystem formuliert, an das hinsichtlich des Opponenten in einer Einführungssituation die gleichen Anforderungen gestellt werden, wie an die Meßgeräte hinsichtlich des Gegenstandes:

man bemüht sich, die Möglichkeiten von Einwänden zu überschauen, indem man eine methodische Schrittfolge vorlegt. Damit ist sowohl beim Kontakt mit dem Gegenstand als auch im Kontakt mit einem anderen Wissenschaftler die Relation nur von der Seite des Theoretikers als verstehbar angenommen: Es ist nur Apperzeption.
Schließlich ist der Verlauf wissenschaftlichen Argumentierens als aus dem natürlichen Argumentieren hervorgehend gemeint. In diesem Zyklus ausgedrückt: die wissenschaftliche Argumentation beginnt mit Denk- und Handlungsschritten im Alltag und steigt, immer geleitet von der Frage, wie man nach allgemeinen Kriterien sicher sein kann, daß die Sache so ist, wie man meint, zu Begriffs- und Gerätebildung auf. Von dort schreitet die Argumentation über die Rekonstruktion von Theorien und Meßergebnissen zur Reproduktion des so rekonstruierbaren Wissens fort. Eine Vermehrung des Wissens ist dann "im Rahmen" des Bekannten als sinnvoll ausweisbar ("vernünftig"): im Falle der Physik über Maschinenbau[185], im Falle der Soziologie über Sozialtechnologie[186].

3.6. Würdigung des Beitrages des Konstruktivismus

Bislang sehe ich die Bedeutung des Konstruktivismus in der Bearbeitung zweier Themen, die ich unter den Bezeichnungen "Identität der Position" und "Aktivität bei der Transformation" genauer hervorheben möchte.

Wenn wir den Gedanken der Konstitution von Erkenntnis durch den methodischen Aufbau erläutern, so bedeutet das, daß wir angeben können, was alles in einer Position vermutet und gewußt wird. Vermutung und Wissen unterscheidet sich nach den Kriterien, die der Kritizismus hat, letztlich nur beim Fortgang: nämlich darin,

ob die Gedanken halten. Im Konstruktivismus haben wir nun ein Kriterium für die Unterscheidung, und das ist eben die Methode des Aufbaus. Eine Position kann insofern "Wissen" enthalten, als sie das, was von ihren Vertretern vermutet wird, und das, was sich unter Annahme dieser Vermutungen dann formulieren, erfahren und machen läßt, in eine Reihenfolge bringt. Das ist die methodische Schrittfolge. Ihr wissenskonstituierender Sinn besteht darin, daß sie zeigt, was alles zu der jetzt vertretenen Position vorausgesetzt wird.
Die Voraussetzungen werden, wenn sie methodisch geordnet sind, nicht zu einem Brei, so daß, wenn zu einem von der Position vertretenen Argument eine gravierende Gegenthese kommt, nun irgendwie alles falsch sein könnte, doch niemand weiß genau, was es ist, sondern man hat mit der Schrittfolge des Positionsaufbaus zugleich eine Strategie der Fehlersuche. Anders gesagt: Der Aufbau der Position sichert deren Identität und ermöglicht einen geordneten Rückzug (wogegen sich bei Lakatos' "Feldschlacht" der Forschungsprogramme nur Standhalten oder Flüchten als Alternative bietet).

Die Voraussetzungen, die methodisch hintereinander gebracht werden, sind alle nicht notwendig, sondern sie sind hinreichend. Für die Position nämlich. Im Konstruktivismus besteht darüber Unklarheit. Meist klingt es, als sollten die Voraussetzungen notwendig sein. Das wäre schade, weil es dann - solange die Position Recht hat - kein grundsätzlich neues Wissen mehr gibt. Nach meinem Verständnis zeigt die methodische Schrittfolge nicht mehr, als wie man die jeweilige These erreichen kann. Die einzelnen Schritte sind Umformungen von Merkmalen im Gegenstand, um den geredet wird. Und sie erscheinen in der Argumentation als Umformungen von Argumenten. Insofern dafür Übergangsformen in Anspruch

genommen werden, die gültig sind, ist der jeweilige Schritt ausführbar. Diese Übergangsformen sind Formen von Gegenstandsrelationen. Dabei sind diese Relationen faktisch auf diese Formen (die je einen Aspekt an ihnen in Verbindung bringen) reduziert. Doch ist das niemals als das letzte Wort beweisbar. Mitunter ist außer irgendeinem vorgesehenen Übergang auch noch anderes und ganz anderes ausführbar. Und deshalb gibt es die Möglichkeit, mit dem Wissen - auch grundsätzlich - weiterzukommen.

Der Konstruktivismus legt eine Auffassung von wissenschaftlicher Argumentation als intraparadigmatischer vor. Die Pointe der Verbindlichkeit der Schritte ist, daß der Opponent sich mit der Erkenntnis begnügt: der Schritt ist möglich. Daß er keinen Anlaß hat, an irgendeiner Stelle einen anderen Schritt tun zu wollen. Und dies, weil er eben keine Position gegen die sich hier rechtfertigende vertreten will, sondern weil er einsehen will, worin deren Richtigkeit besteht.
Die intraparadigmatische Argumentation ist notwendig. Sie ist die eine Seite der wissenschaftlichen Argumentation, da sie die Instanz ist, über die die Identität der Paradigmata aufrechterhalten wird. Diese Identität ist eben nicht (nur) die blanke Macht, oder die guten Beziehungen, die irgendwelche Topwissenschaftler zu verlegerischen oder wissenschaftspolitischen Potentaten haben. Sondern diese Identität ist begründbar, insofern die Position sich als methodisch aufgebaut nachweist.
Kuhns Ausführungen über Normalwissenschaft enthalten viele Aspekte, die mit dem Modell der methodischen Schrittfolge systematisiert sind. Daß ein Paradigma, welches sich in dieser Weise seiner Identität versichern kann, dennoch einen Kontrahenten als dogmatisch erscheint, ist völlig klar. Wir können damit erkennen, wie Dogmatismus gerade nicht das ist, wofür die gemeine Auffassung

ihn hält: Das blöde Beharren auf irgendwelchen Thesen. Sondern daß er das Beharren auf bestimmten Thesen ist: weil man weiß, daß sie wahr sind. (Nur sind sie eben nicht gegen andere Thesen wahr. Doch damit der Dogmatiker Grund hat, das zu bemerken, müssen die anderen Thesen sich ihm in Gestalt seiner eigenen Position präsentieren.)
Beim Konstruktivismus besteht darin seine Stärke: Jeder Einwand, der nicht methodisch aufgebaut ist, zählt nicht. Und weil der methodische Aufbau ein Kriterium ist, welches nicht weniger, sondern mehr fordert, als die sonst anerkannten Kriterien der Wissenschaftlichkeit (die Definitionstheorie ist schärfer: Imprädikative Definitionen sind ausgeschlossen. Die Logik ist schärfer: die unbeweisbare Voraussetzung des Tertium non datur wird nicht gemacht usw.), deshalb kann der Konstruktivist in der Diskussion mit einem anderen Wissenschaftstheoretiker im allgemeinen dessen Einwände destruieren, indem er sie mit den Intentionen über Exaktheit konfrontiert, die der andere selber in seiner Position hat. Diese Intentionen und ihre Einlösung durch die Exaktheit der Argumentationsformen sind in allen Diskussionen, die der Wissenschaftstheoretiker sonst führt, die stolzesten Banner. Und vor dem Konstruktivismus, so scheint es, muß man sie streichen, weil der sie überbietet. Soviel zur Begründung der Identität der Position. Nun zum zweiten Punkt.

Die methodische Schrittfolge enthält Schritte, die von sehr verschiedener Art sind. Es sind für den Übergang von einem SM auf ein anderes nicht nur logische und mathematische Formeln vorgesehen, sondern noch manches andere. Im Konstruktivismus gelangt man zu diesem anderen, indem man Logik und Mathematik operativ auffaßt, die Übergänge als Handlungsschritte erkennt und diese

Erkenntnis sich in dem bestätigen läßt, was Kinder und Schüler machen, wenn sie z.B. Rechnen lernen.
In diesem Gesichtspunkt liegt eine schlichte aber bedeutende Erkenntnis: daß man, um weiterzukommen, schließlich etwas tun muß. Daß die Übergänge in wirklicher Anstrengung gemacht werden müssen und man sich nicht damit begnügen darf, daß sie ja "möglich" sind. Jedenfalls lernt kein Kind Rechnen, wenn es sich damit beruhigt, daß seine Schwester es kann.
Zugleich liegt an dieser Stelle die Fehlauffassung vor (derentwegen ich im Anfang dieses Kapitels sagte, daß der Konstruktivismus auch rationalistisch sei), daß Übergänge nur dann gut oder sinnvoll seien, wenn ihre Schemata feststünden. Also: nur im Nachvollzug. Der Schüler ist es, der beim Lernen wirklich übergeht, eine Gedankenbewegung macht. Diese Bewegung - gehalten durch die bereits erkannte Form - soll dann das Vorbild für weitere Gedankenbewegungen sein, die dann zu weiterer Erkenntnis führt. Cum grano salis läßt sich, zum wiederholten Male, dazu sagen, daß es dann keine weitere Erkenntnis gibt.
Als letztes ist hevorzuheben, daß die Vorstellung der methodischen Schrittfolge recht verschiedene Dinge als Übergangsformen enthält. Die Kühnheit, die darin besteht, einen Kausal- und einen Finalschritt so zu betrachten wie einen Regelschritt, ist als eine Leistung des Konstruktivismus herauszustellen, deren Bedeutung kaum zu übertreiben ist. Denn dadurch werden Sachen verbunden, die der gesamten übrigen Wissenschaftsauffassung getrennt sind (sowohl der Kritische Rationalismus als auch der Logische Empirismus haben als verbindliche Übergänge nur die Logik und Mathematik).
Dadurch wird sichtbar, daß in den Übergängen der wissenschaftlichen Argumentation Umformungen vorgenommen werden, die ganz verschieden sein können und deren Verbindlichkeit letztlich darauf beruht, daß man sich von der Umformbar-

keit überzeugt. Wie gesagt: indem man die Umformung macht. Ironischerweise ist diese Leistung - wegen des Anfangs in den Formalwissenschaften, den der Konstruktivismus unter Lorenzen nahm und mit dem die beiden anderen erwähnten Quellen eingefärbt wurden - mit der Einseitigkeit des Schematismus verbunden, die darin besteht, Handeln nur poietisch und nicht praktisch aufzufassen.

Zusammengefaßt: die beiden Leistungen sind das Herausarbeiten der intraparadigmatischen und praktischen Seite des wissenschaftlichen Argumentierens. Beide sind durch spezifische Prägung - hier in die intraparadigmatische Argumentation als einzig sinnvolle, da die Praxis als schematisches Operieren - beschränkt. Diese Beschränkung zu überwinden und einerseits die offene wissenschaftliche Argumentation ernstnehmen zu können[187], andererseits Geschichte nicht nur in der Vergangenheit sondern auch in der Zukunft zu sehen, wäre für den Konstruktivismus schwierig. Denn dazu müßten einige seiner sprachphilosophischen und handlungstheoretischen Grundsätze aufgegeben werden.
Doch was bindet uns an den Konstruktivismus?

III. Kapitel THEORIE DES FORMTRANSZENDENTEN ARGUMENTIERENS

1. Kritik der Theorie des rationalen Argumentierens

1.1. Natürliches und wissenschaftsliches Argumentieren

Wenn man sich um eine möglichst allgemeine Charakterisierung bemüht, durch die das wissenschaftliche Argumentieren sich vom natürlichen Argumentieren - und auch von den Arten der Wahrheitssuche, die anscheinend überhaupt nichts mit Argumentieren zu tun haben (Kunst und Religion) - unterscheidet, dann kann diese folgendermaßen aussehen:
Wissenschaftliches Argumentieren zeichnet sich dadurch aus, daß die in der Argumentation vorkommenden Umformungen von einem Argument ins nächste, von einem Einwand des Kontrahenten in einen Grund für die eigene Position, nur aufgrund von Formen vorgenommen werden, die allgemeingültig sind. Das sind also Übergangsformen gemäß vorhandenem Wissen, wobei Logik und Mathematik aus gutem Grund besonders interessant sind.
Eine genauere Betrachtung des wissenschaftlichen Argumentierens erweist aber, und das zeigte sich besonders beim Inkommensurabilitätsproblem, daß entscheidende Stellen in diesem Prozeß so nicht hinreichend begreifbar sind. Denn die für einen wirklichen Fortschritt nötigen Argumentationsschritte beruhen nicht auf bereits bekannten Übergangsformen, sondern sind Schritte, die die für sie nötigen Formen erst schaffen. Dies dürfte der Kern der Schwierigkeit sein, den wissenschaftlichen Fortschritt als "wissenschaftlich" zu begreifen.

Man kann nun diese Charakterisierung der Wissenschaftlichkeit als 'Sicherheit der argumentativen Umformung durch allgemeingültige Formen' so zuspitzen, daß die Gültigkeit der Form bereits feststehen muß, daß sie also gemeinsame Voraussetzungen beider Kontrahenten sein soll (das muß nicht aktualisiert sein: viele Menschen können nicht Integralrechnen, akzeptieren aber die entsprechenden mathematischen Formeln als gültig). Es ergibt sich dann die Argumentationsweise, die üblicherweise als 'Rationales Argumentieren' bezeichnet wird.

Als rationales Argumentieren schlägt die Wissenschaft auf das natürliche Argumentieren zurück, von dem es systematisch seinen Ausgang nimmt unter der Frage, wie die Gültigkeit der Übergangsformen gesichert werden kann. Jedes alltägliche Diskutieren, das als Argumentieren die Wahrheit bezüglich einer kontroversen Gegenstandsbestimmung anstrebt, wird, wenn es entschieden vorangetrieben wird, wissenschaftliches Argumentieren. Denn durch Einwände werden dabei immer genauere Differenzierungen und durch Begründungen immer allgemeinere Zusammenhänge gezeigt, wobei die Berechtigung der dazu nötigen Übergangsformen immer wieder selber Thema der Argumentation wird.

Diese Rückwirkung des wissenschaftlichen Argumentierens als Forderung nach der Rationalität des Argumentierens bringt, zusammen mit den Verschärfungen der Möglichkeit des Erkenntnisgewinns, auch Restriktionen. Denn natürliches Argumentieren läßt auch Argumente zu, deren man sich in ganz anderer Weise sicher ist: Durch die Erfahrung, die Bewährtheit in einer - nicht genau analysierten - Praxis, durch die Faszination, die der Andere ausübt. Zudem ist auch nicht genau abgetrennt, was alles zum Argumentieren gehört und was davon als persönliche Gestaltung oder besondere Umstände der Argumentation

unterschieden wird (so etwa Stimmführung, Schönheit oder Nachlässigkeit beim Reden, Machtverhältnisse zwischen den Kontrahenten). Zusammenfassend sieht man: beim natürlichen Argumentieren beziehen sich die Kontrahenten aufeinander als Menschen, die in einer besonderen geschichtlichen Situation eine Differenz austragen. So werden dabei immer Möglichkeiten spontaner Einigung, überraschender Umschwünge oder Einbeziehung weiterer Aspekte der Situation auftreten. Diese können zwar u.U. verwissenschaftlicht werden. Vielleicht sind sie sogar bereits wissenschaftlich analysiert. Doch das wird dann im konkreten Fall nicht zur Entscheidung herangezogen. Und dadurch werden oft Kontroversen überwunden, die bei rationaler Argumentation nicht oder nicht so bald überwunden würden. Eine der dabei einigermaßen ausgrenzbaren Verfahrensweisen habe ich im ersten Kapitel als "Kompromißfindung" betrachtet.

Es ergibt sich, wenn man das in den ersten beiden Kapiteln Erarbeitete zusammenhält, daß natürliches Argumentieren Potenzen hat, die im wissenschaftlichen Argumentieren ausgeprägt und verfeinert werden, daß es aber auch Potenzen hat, die damit nicht, bzw. zu einem gegebenen Zeitpunkt noch nicht erfaßt werden.
Auf der anderen Seite ergibt sich, daß wissenschaftliches Argumentieren mit den Mitteln, die es jeweils bereitgestellt hat, nicht hinreichend analysiert werden kann. Gerade die wichtigsten Stellen im Wissenschaftsprozeß, die Erkenntnisfortschritte, sind Argumentationsschritte, die erst im Nachherein als "wissenschaftlich" erwiesen werden können, weil darin die bislang bereitstehenden inhaltlichen und formalen Übergangsformen überschritten werden: Im Erkenntnisfortschritt wird die jeweils geltende Form wissenschaftlicher Erkenntnis überschritten.

In diesem dritten Kapitel bemühe ich mich darum, die vor- oder außerwissenschaftlichen Aspekte des natürlichen Argumentierens und die rational nicht faßbaren Aspekte des wissenschaftlichen Argumentierens mit dem, was das wissenschaftliche Argumentieren ausmacht, zusammenzubringen. Herauskommen soll eine Theorie "formtranszendenten Argumentierens", von der ich annehme, daß sie sich zu einer allgemeinen philosophischen Argumentationstheorie wird ausbauen lassen.

1.2. Die Grenzen des rationalen Argumentierens

Die Hochschätzung, die das rationale Argumentieren üblicherweise genießt, beruht darauf, daß angenommen wird: es mag ja vielleicht noch mehr im Spiel sein, wenn es um die Wahrheit geht, aber die Kriterien rationalen Argumentierens sind jedenfalls dabei einzuhalten. So können wir diese immerhin als verbindlich fordern.

Tatsächlich erweist sich, daß Rationalität, wenn sie in dieser Weise als das Höchste etabliert wird, das wir (wie die Bescheideneren meinen: bislang) besitzen, keine Kriterien liefert, um das, was bei solchen Forderungen intendiert ist, zu unterscheiden von dem, was man damit auszuschließen hofft: eben die "Irrationalität". Kurz gesagt: bei idealem Befolgen der Rationalitätskriterien ist rationales nicht von irrationalem Argumentieren zu unterscheiden.
Das läßt sich durch zwei Überlegungen grundsätzlich einsehen:

A) Jeder Argumentationsschritt, der sich einer Form bedient, enthält einen Bezug von etwas Allgemeinen, nämlich der Form, auf ein Besonderes, nämlich das gerade vorliegende Material. Und dieser Bezug -

das wurde schon mehrfach gesagt - ist, wie seit Kants "Kritik der Urteilskraft" systematisch feststeht, eine Lücke, die nie prinzipiell überbrückt werden kann. Solch ein Bezug ist zwar immer noch ein bißchen weiter zu systematisieren, indem man weitere Kriterien etabliert, die den Einsatz der bisher verfügbaren Kriterien regeln. Doch dabei wird man jedesmal diese Lücke reproduzieren.

B) Jede Argumentation ist historisch. Das bedeutet, verschiedene Kontroversstellungen, die darin vorkommen, lassen sich hinsichtlich ihres Zeitpunktes unterscheiden. Um nun überhaupt eine Stellung zu erreichen, in der ein Kontrahent den anderen zum Aufgeben irgendeiner These auffordern kann, weil der sich widersprochen hätte, muß auf irgendeine Weise die Sprechsituation als eine Einheit gesichert werden. Denn das ist die Voraussetzung dafür, daß zwei Sätze, die ein Redner vorgebracht hat, mit 'et' verknüpft werden können.
Ist dies nicht zu haben, dann kann der des Widerspruchs Bezichtigte die Historizität der Situation in Anspruch nehmen und proklamieren, diese Situation habe sich jetzt weiterentwickelt. Ein solcher Hinweis ist, wenn er ernst gemeint ist, keineswegs gleichbedeutend mit dem Zugeständnis, daß man sich beim ersten Satz S geirrt habe, oder daß man seine Meinung über den Inhalt von S geändert habe und jetzt dessen Negation $\neg$ S behaupten will.
Vielmehr kann man darauf bestehen, daß man sowohl S als auch $\neg$ S für richtig halte, sich aber dagegen wehren, daß beides als "logisch konjugiert" angesehen wird: Es käme ja in verschiedenen Situationen als Argument vor. Man kann S in diesem Sinne sogar als Voraussetzung für $\neg$ S in Anspruch nehmen, da-

rauf bestehend, daß man nur über S zur Erkenntnis von ¬ S gekommen sei.
Wer versucht, solchem Verfahren zu wehren, der müßte Kriterien für die Identität der Argumentationssituation beibringen. Was immer das für Kriterien sein mögen: es wird darüber eine Argumentationssituation entstehen, in der sich dieses Problem wiederholt. Und wenn es beigelegt ist, dann bieten diese Kriterien wieder die Schwierigkeit unter A). Und jedesmal, wenn man diese Schwierigkeit über Verfeinerungen der Kriterien zu beheben versucht, hat man wieder die unter B).

Beide Probleme zusammen führen dazu, daß niemandem in einer Argumentation ein Widerspruch nachgewiesen werden kann. Bleibt als zweiter Gesichtspunkt für rationales Zurücknehmen einer These die Lücke.

Mit einer Lücke ist sehr leicht zurechtzukommen, und zwar deshalb, weil A) um eine Lücke zu schließen Zeit nötig ist, und weil es B) keine lückenlos begründbaren Thesen gibt.
Man betrachte die Replik, die auf einen Einwand möglich ist, der folgende Form hat: 'Aber den Sachverhalt XY, der, wie Sie zugeben werden, besteht, den haben Sie mit Ihrem Argument nicht erfaßt. Daher sollten Sie Ihre These zurückziehen.'
Die Replik besteht darin, die Lücke mit 'Die Lücke ist zu schließen' zu schließen. D.h. zu behaupten, daß man bei mehr Zeit und Mühe natürlich imstande wäre, den Sachverhalt XY zu berücksichtigen.
Auf etwas allgemeinerem Niveau ist dies eine Replik, die den Einwand des Anderen als "irrelevant" deklariert. Sie bedeutet, daß man, aus welchem Grunde auch immer, (sei es, man findet das jetzt unwichtig, sei es, man findet es

überhaupt unwichtig) den Einwand nicht beachtet. Und auch dies ist rational, weil, wie gesagt, Begründungen nicht prinzipiell lückenlos sein können, und/oder weil das Beibringen von weiteren stützenden Argumenten u.U. Zeit braucht.

Bekanntlich erleben wir ja dennoch - die Klügeren unter uns erleben es sogar häufig - , daß der Andere zugibt, Unrecht zu haben; daß er seine These aufgibt, oder jedenfalls erst einmal zurücknimmt und sich Bedenkzeit ausbittet. Diese Situationen sind es, die im allgemeinen als Belege dafür herangezogen werden, daß Rationalität in der Diskussion keine Fiktion ist, sondern daß es das gibt. Die Forderung nach Einhaltung von Rationalitätskriterien und insbesondere auch die im ersten Kapitel behandelten Forderungen einer idealen Sprechsituation sind stets gemeint als "Idealisierungen" der alltäglich erfahrbaren Fälle solcher Rationalität. Und ganz ähnlich verstehen die Wissenschaftstheoretiker die methodologischen Regeln und die formalen Kriterien als idealisierende Verallgemeinerung dessen, was sich in den Ausgängen von wissenschaftlichen Kontroversen zeigt, in denen jemand auf einen Einwand hin etwas zurückzieht.

Hält man sich die beiden beschriebenen Probleme vor Augen, dann dürfte klar sein: Ein Mensch, der genug Phantasie und Differenzierungsvermögen hat, braucht niemals irgendeine These zurückzunehmen oder zu modifizieren. Die Modifikation wird er über den Bezug der Kriterien aufs Material vermeiden. Bzw. er wird sie über diesen Bezug durchführen, ohne daß sie als solche dingfest gemacht werden könnten. Und in ganz extremen Situationen wird er die Historizität des Argumentierens in Anspruch nehmen.
Nennen wir einen solchen Menschen "idealkompetent", dann

ergibt sich als überraschende Konsequenz, daß nur solange solche ideale Kompetenz nicht vorhanden ist oder sich die Kontrahenten darin unterscheiden, Modifikationen und Rücknahmen aufgrund von rationalen Argumenten durchgesetzt werden können.
Wenn ein Kontrahent idealkompetent ist, läßt sich, ob er rational (im Sinne von: was wir mit den Kriterien zu fassen versuchen) oder ob er irrational oder sonstwie argumentiert, nicht unterscheiden[188].

Man muß daher erkennen, daß, wenn die Einschätzung einer Argumentation als rational bedeutet: 'Die Übergänge und das schließliche Ergebnis kommen aufgrund allgemeingültiger Kriterien zustande' dies gleichbedeutend ist mit 'Der Kontrahent, der überzeugt worden ist, ist nicht idealkompetent' oder drastischer: 'Er ist zu dumm oder zu phantasielos, um die Besonderheit dessen, was er meinte, darzustellen'.

1.3. Die Voraussetzungen des rationalen Argumentierens

Das rationale Argumentieren, wie es z.B. in den Büchern von Toulmin[189] und Naess[190] und in den Arbeiten von Perelmann[191] mit verschiedenen Gewichtungen erarbeitet wird, und das unter dem Titel 'Argumentationslehre' im Deutschunterricht Einzug hält[192], ist nicht etwa der selbstverständliche Ausdruck dessen, was "wir immer schon" beabsichtigen, wenn wir diskutieren; und nur deshalb häufig verfehlen, weil die Umstände widrig sind.
Sondern dieses rationale Argumentieren ist eine inhaltliche Theorie, die diejenigen Eigenschaften, welche nach gängigem Wissenschaftsverständnis das Wesentliche der wissenschaftlichen Auseinandersetzung sind, verallgemeinern und popularisieren.

Daß wir es mit einer Theorie des Argumentierens zu tun haben, soll unterschieden sein von: daß wir es mit Begriffen und Gesichtspunkten für die Gestaltung der Metaargumentation zu tun haben (um solche Begriffe und Gesichtspunkte geht es in diesem Kapitel).
Eine Theorie der Argumentation enthält Voraussetzungen, also Annahmen darüber, wie Argumentieren immer beschaffen ist oder sein sollte. Und diese Annahmen sind nicht über eine derart beschaffene Argumentation einzuholen: Man kann sich dabei bloß den transzendentalpragmatischen Appellen fügen, sein eigenes Redehandeln doch bitte so zu verstehen. Oder man kann über die dadurch konstituierte Form hinausgehen. Wobei, wenn man diese Form rundheraus ablehnt, man vom rational Argumentierenden für irrational gehalten wird. Und wenn man die Form benutzt, um ihre eigene Beschränktheit aufzuzeigen, wird man für sophistisch, haarspalterisch, oder jedenfalls nicht ernsthaft gehalten. Was ja dann, wenn es um ernste Angelegenheiten geht, ebenso als irrational eingestuft ist.

Mir geht es jetzt darum, die Voraussetzungen des rationalen Argumentierens kenntlich zu machen. Daß es sich um Voraussetzungen handelt, will ich jeweils damit begründen, daß es sich dabei nicht um etwas Selbstverständliches oder rational Begründetes bzw. als kritikfrei Akzeptierbares handelt.
Ich sehe sechs Voraussetzungen:

(1) Verständnis der Kontroverse

Es wird vorausgesetzt, daß bei der Kontroverse einige Elemente der Positionen miteinander verträglich und einige miteinander unverträglich sind. Man benutzt dann die verträglichen als gemeinsame Basis, um sich in den unverträglichen anzunähern. Der Gegensatz ist nicht etwa total. Ist er total, dann läßt sich nicht mehr argumen-

tieren. Tatsächlich kommt aber die Totalisierung der Gegensätze nicht gegen, sondern gerade durch das rationale Argumentieren zustande.Bei ernsten Kontroversen geht mehr und mehr von der gemeinsamen Basis verloren; und zwar gemäß der rationalen Intention, keine subjekt- und situationsspezifischen Voraussetzungen anzuerkennen, sondern nur allgemeingültige. Daran werden schließlich auch die Grundpfeiler der gemeinsamen Basis, die mathematischen und logischen Formen, unwirksam, insofern ihr jeweiliger Bezug aufs Besondere eine besondere Leistung ist.
Kurz: Entweder der Streit ist nicht ernst. Dann braucht man das rationale Argumentieren nicht, sondern kann es als eine Verfahrensweise neben anderen (gut zureden, freundlich sein, lachen) im Gespräch haben. Oder der Streit ist ernst. Dann wird es dabei aufgezehrt.

(2) Verhältnis der Kontrahenten zur Kontroverse

Es wird vorausgesetzt, daß die Kontrahenten Subjekte sind, die "an sich" fest sind, mit Zielen, Wünschen, Notwendigkeiten. Die Kontroverse wäre dann durch das Aufeinandertreffen der Subjekte bestimmt. Nicht etwa ebensosehr diese und die Gestalt ihres Aufeinandertreffens durch die Kontroverse.
Selbstverständlich sehen wir allenthalben Menschen, die feste Positionen haben (auch die offenen und toleranten haben eine, nur der "Schutzgürtel" ist etwas reichhaltiger). Aber wir sehen auch, daß die Menschen allenthalben Differenzen haben und sich streiten. Es ist überhaupt kein Grund vorhanden, die Festigkeit der Position unabhängig von der Formung in den Kontroversen zu konzipieren. Und diese Formung ist immerhin aufzuweisen: In jedem neuen Argument, das jemand in einer Kontroverse vertritt, legt er sich ein Stück weiter fest. Und zwar nicht einfach in seinem Verhältnis zum

Gegenstand, sondern im Verhältnis zum Gegenstand und der Position des Kontrahenten.
Kurz: Es wird vorausgesetzt, die Kontroverse sei bestimmt durch die Kontrahenten. Und nicht etwa, daß ebenso die Kontrahenten bestimmt sind durch die Kontroversen.

(3) Verhältnis der Kontrahenten zueinander

Es wird vorausgesetzt, daß die Kontrahenten selbständig sind, daß sie nicht voneinander abhängig sind. Und da man ja schon weiß, daß dem meistens nicht so ist, deshalb wird es für das Ideal rationalen Argumentierens gefordert: also rationale Argumentation sei in dem Maße besser, als diese Selbständigkeit gewahrt ist. Wo dann die Selbständigkeit nicht verwirklicht werden kann, da soll dann die wechselseitige Abhängigkeit bzw. Macht übereinander jedenfalls gleich sein. Man soll die gleichen Chancen haben, sich unter Druck zu setzen. Vermutlich spielt dabei die Überlegung eine Rolle, daß man es dann nicht tun wird; oder wenn es einer tut, dann der andere nachzieht. So gäbe es immer einen Druckausgleich und das Argumentationsergebnis hinge nicht von den Kräfteverhältnissen ab, sondern eben von den Argumenten.
Es gibt bestimmt Fälle, in denen diese Art Gleichheit schöne Früchte trägt. Auf wissenschaftlichen Kongressen etwa. Aber es gibt auch Fälle, in denen diese Vorstellung absurde Konsequenzen trägt. Bei den Diskussionen über die Rüstungsbegrenzung (die in Wirklichkeit Verhandlungen über kontrollierte Aufrüstung sind[193]).
Allgemeiner formuliert wird hier vorausgesetzt, daß die Anerkennung, die die Kontrahenten einander entgegenbringen, als Einhaltung irgendwelcher Regeln gefordert werden könnte oder sollte. Diese Anerkennung läßt sich aber nicht in Kriterien fassen. Bzw. wo sie in Kriterien gefaßt ist, da läßt sich auch Nichtanerkennung darin

fassen. Im übrigen wird sowohl mit der Anerkennung als 'gleich' als auch mit der als 'selbständig' etwas gefordert, das durch das Argumentieren (vielleicht) erreicht wird. Wäre es vorhanden, dann wäre das Argumentieren überflüssig.

(4) Verhältnis des Argumentierens zum Handeln

Es wird vorausgesetzt, daß Argumentieren nicht im gleichen Sinne Handeln ist wie materiales Handeln, auf welches hin entschieden werden soll, sondern daß es jenes vorbereitet und steuert. Tatsächlich lassen sich aber nicht einmal Kriterien finden, nach denen das Argumentieren aus dem ständigen Prozeß der Auseinandersetzung des Subjekts mit seiner Umwelt und mit Kontrahenten ausgegrenzt werden könnte. Auch hier wird derartige Ausgrenzung wieder gefordert, indem man z.B. meint, rational zu argumentieren sei emotionslos, Lautstärke der Argumente, Glätte der Formulierungen usw. sollten nicht dazugehören. Wieder meint man damit die Beziehung auf die intendierte Sache in den Griff zu bekommen. Und wiederum lassen sich in der konkreten Situation häufig Fälle angeben, in denen z.B. der emotionsgeladene Vortrag echte, auf Überwindung der Kontroverse gehende Argumente enthält und der kühle Vortrag die Willkür.
Die syntaktischen, semantischen und pragmatischen Formen, die mit so großem Aufwand analysiert werden[194)], sind weder hinreichende noch notwendige Bedingungen dafür, daß Argumentieren eine Annäherung an die Wahrheit sei. Die Formen, in denen jeweils argumentiert wird und die Weise, wie diese Formen verwendet werden, ist immer selber bereits Handeln in der Kontroverse.

(5) Verständnis von Grund und Einwand

Hier wird vorausgesetzt, daß, wenn ein Argument ein Grund ist, damit irgendetwas über die kontroverse Situation als Situationstyp gesagt sein müßte. Und daß die mögliche Allgemeingültigkeit von Gründen damit zusammenhängt, daß sie in anderen Situationen auch verwendet werden können. Ebenso verhält es sich mit Einwänden: sie werden insofern als Kritik aufgefaßt, als die Situation darin als Typ gekennzeichnet wird. Sehr deutlich spricht dies Verständnis z.B. aus der Forderung, Diskussionen darum, was geschehen soll, aufzufassen als Diskussionen um bedingte Handlungsaufforderungen; bzw. eben "Normen" von der Form S → H!
Ich möchte so aufgefaßte Gründe und Einwände 'abstrakt' nennen. Sie sehen ab von der sich je bildenden Besonderheit der Situation. Sie sehen gerade in diesem Absehen die mögliche Allgemeinheit des Argumentierens.
Tatsächlich macht das Argumentieren selber ein derartiges Verständnis schwer: Die Voraussetzungen, die in abstrakter Begründung und abstrakter Kritik gemacht werden, bleiben dadurch, daß sie in Anspruch genommen werden, nicht, was sie sind. Sie enthalten ja Wörter, die an den vergangenen Situationen bestimmt waren. Ihr Bezug auf diese neue Situation fügt ihnen einen neuen Aspekt bei. Und der wiederum führt leicht dazu, daß nun der Kontrahent etwas nicht mehr anerkennt, was er nach Meinung seines Partners vorher doch anerkannt hatte; was aber nach seiner Meinung etwas ganz anderes war.

(6) Verhältnis von Argumentation und Rationalität

Alle Voraussetzungen sind mehr oder weniger weit auf Details in Argumentationen bezogene Ausformulierungen der einen Voraussetzung, daß es für die Rationalität

eine Theorie geben könnte, die, wenn auch vielleicht nicht das Ganze der Rationalität, so doch Teile davon erfaßt, und dann dieser Teile jedenfalls sicher sein kann. Damit wird eine Instanz etabliert, die allgemeiner werden soll, als das jeweils praktische Argumentieren und von der her es auf Gültigkeit zu beurteilen wäre; bzw. auf Beachtung von Kriterien, die die Geltung seiner Ergebnisse bedingen sollen. Da man aber Theorien nur machen kann auf der Grundlage dessen, was man vom Gegenstand schon hat und weiß, unterstellt dies Unterfangen, daß man das je vergangene Argumentieren und die Maßstäbe, die man darin zu erkennen glaubt, zum Mäßstab für alles weitere macht.
Diese generelle Voraussetzung ist bedauerlich. Schließlich ist auch einiges Wichtige in der Welt verdorben worden und - näher besehen - ist es sicherlich aufgrund rationaler Argumente verdorben worden.

Zum Schluß dieses Abschnittes möchte ich die Konsequenz dieser kritischen Bemerkungen über das rationale Argumentieren formulieren.
Rationales Argumentieren, bestehend aus dem Einhalten von allgemeinen Formen, dem Benutzen einer allgemein verständlichen Sprache und allgemeiner Übergangsformen für die Argumente, ist kein Verfahren des Überwindens von Kontroversen. Wenn man sich einig wird, dann ist die zusätzliche Behauptung, die Einigung sei aufgrund der Argumentation zuwege gebracht worden, nicht einlösbar. Und wenn jemand ein Argumentationsergebnis daraufhin nachprüft, ob bei den zurückgezogenen oder den modifizierten Thesen eine sachliche Notwendigkeit vorlag, so wird er, wenn er idealkompetent ist (bzw. das wieder und wieder überprüft wird), finden, daß dem nicht so war.

Andererseits ist mit einer solchen Einschätzung das

rationale Argumentieren keineswegs etwa aufzugeben. Eine solche Konsequenz würde von der gleichen schmalspurigen Mentalität zeugen, wie sie sich im Etablieren des rationalen Argumentierens als verbindlich äußert. Sondern rationales Argumentieren ist mit allem anderen, von dem wir erfahren haben, daß es mitunter zur Überwindung von Kontroversen hilfreich ist - also nett sein, Witze machen, einen guten Tee anbieten, Theater spielen, Brüllen, Türenknallen usw. - als eine Möglichkeit der Näherung an die Wahrheit beizubehalten. Wir können über alle diese Maßnahmen gute Hypothesen im Kopf haben, wann sie sich wie auswirken.
Und wir gehen rational vor, wenn wir die Maßnahmen gemäß diesen Hypothesen einsetzen.

2. Kritik der Theorie des rationalen Handelns

2.1. Die Verbindung zwischem rationalen Argumentieren und rationalem Handeln

Die Theorie rationalen Handelns[195] enthält die Theorie des rationalen Argumentierens, angewendet auf das alltägliche Handlungsverständnis. Sie läßt sich, mit ihren zentralen Fragestellungen und Antworten, geradezu generieren, wenn man beides kombiniert.
Die relevante Kontroverse ist hierbei eine Unklarheit einer Person sich selbst gegenüber, darüber, wie sie das, was sie will, handelnd erreichen kann; oder auch eine Differenz mit sich selber oder mit anderen Personen über diese Frage. Dabei steht häufig auch gar nicht fest, was die Person überhaupt will, sondern das ergibt sich aufgrund der Argumente, die die Konsequenzen von wählbaren Möglichkeiten aufzeigen. Genauso ist es ja

auch mit dem rationalen Argumentieren: Auch dort steht nicht von vorneherein fest, was die Positionen sind. Es wird nur vorausgesetzt, daß da welche sind. Und daß, wenn sie sich aufgrund der Argumentation ändern bzw. entwickeln, sie sich identisch bleiben, insofern sie sich zu Argumentationsschritten "bewußt" entschließen. Und das Bewußtsein, das in einem solchen Entschluß tätig ist, wird darin gesehen, daß man die Form des Übergangs kennt.
Dies ist die Eigenschaft, die das rationale Argumentieren mit dem rationalen Handeln gemeinsam hat. Insofern Argumentieren selber Handeln ist, ist rationales Argumentieren also bereits rationales Handeln. Ein allgemeiner Begriff des rationalen Handelns ergibt sich systematisch, indem man diese Eigenschaft des rationalen Argumentierens (durch die es bewußt ist) für alles andere Handeln fordert, bzw. jenes andere Handeln insofern verständlich findet, als es diesem Vorbild gemäß ist.

Hoffentlich ist der Vergleich deutlich: Rationales Argumentieren zielt auf das Aufrechterhalten einer Position gegenüber einer anderen Position ab. Dabei wird der anderen Position zu verstehen gegeben, daß man dort, wo man steht, nicht nur faktisch steht, sondern aufgrund auch gemeinsam anerkannter Gesichtspunkte. Ein bestimmter Argumentationsschritt verfolgt dann dieses Ziel in der je besonderen Situation, die durch den Einwand der Gegenposition entsteht. Als Mittel hat man dabei gewisse Schemata des Übergehens vom bislang Geäußerten auf ein neues Argument (also auf einen Grund oder auf eine Replik des Einwandes durch einen eigenen Einwand). Zugleich hofft man zu bemerken, ob das Ziel (die Wahrung der Position) sich mit den verfügbaren Mitteln (den Schrittschemata) überhaupt erreichen läßt. Das wird gern anders formuliert: man hält sich offen gegenüber

der Möglichkeit Unrecht zu haben.

Beim rationalen Handeln hat man Ziele oder Zwecke, die durch bestimmte Situationsmerkmale gekennzeichnet sind. Man steht in einer Situation, die ebenfalls durch bestimmte Situationsmerkmale gekennzeichnet ist. Insbesondere dadurch, daß sie die des Zieles nicht enthält. Und man hat gewisse Mittel, die man einsetzen kann, das Ziel zu erreichen.
Es gilt dann so zu verfahren, daß das Ziel erreicht wird (oder daß mindestens eine gute Chance besteht, es zu erreichen). Dazu wird zwischen den Möglichkeiten abgewogen, so daß die optimale gefunden wird. Hierzu erinnere ich an das im Abschnitt über den Kompromiß Formulierte.

Die hervorstechende Gemeinsamkeit zwischen der Rationalität des Argumentierens und der des Handelns besteht darin:
Ein Mensch läßt sich auf etwas ein, das er nicht ist oder hat, begibt sich in Kontakt mit Kontrahenten oder mit Situationsmerkmalen, wodurch er sich verändert. Und diese Veränderung ist so konzipiert, daß er vorher weiß, wie sie ausfällt. Das sollte nicht mißverstanden werden: Jeder, der bei Sinnen ist und Erfahrungen hat, weiß, daß man mit den schönst ausgetüftelten Plänen auf den Bauch fallen kann (gerade mit denen, weil die weniger ausgetüftelten ja offener sind, da hat man sich viel weniger festgelegt). Aber die Rationalität des Handelns, die Bewußtheit, mit der man sich in die Handlung begibt, die wird darin gesehen, daß man das Ende vor Augen hat und daß man möglichst sicher weiß, dort bei Verfolgung seines Konzepts auch anzukommen.

Außer dem rationalen Argumentieren ist daher für eine Theorie des rationalen Handelns noch ein Begriff von

Handeln nötig, der das alltägliche Handlungsverständnis so präzisiert, daß es für diese Zwecke taugt. Dazu steht man dann vor dem Problem, vor denen auch der Konstruktivismus steht. Und vor denen die anderen Wissenschaftstheorien auch stehen, sobald sie das, was im Wissenschaftsprozeß getan wird, in die Analyse einbeziehen[196]. Man braucht nämlich "Wahrheitskriterien" für Sätze, in denen Handlungen ausgesagt werden; ggf. auch, in denen sie erklärt und/oder begründet werden. Dazu wird unter der Bezeichnung 'Analytische Handlungstheorie' seit ca. zwanzig Jahren eine enorme theoretische Arbeit geleistet[197].

Ich bemühe mich in dieser Arbeit um einen Handlungsbegriff, bei dem das Bewußtsein des Handelnden allerdings durch einen argumentativen Kontext bestimmt ist. Doch soll dabei sowohl der Begriff von Argumentieren über den des rationalen Argumentierens hinausgehen als auch der Begriff von Handeln über das, was in der analytischen Handlungstheorie unter Handeln verstanden wird.

Unter der Voraussetzung (die zu belegen ich verzichte), daß diese Handlungstheorie eine Präzisierung des natürlichen Handlungsverständisses im Hinblick auf das rationale Handeln ist, versuche ich jetzt, die bereits durch diese Zielsetzung entstehenden Prägungen als einschränkende Besonderheiten zu kritisieren.
Im Grunde ist der Gedankengang von gleicher Art wie beim Argumentieren. Was wir vorfinden, ist ein natürliches Verständnis von Handeln. Dies wird unter bestimmten Zielen interessant und wird dann analysiert und präzisiert. Und dies präzisierte Verständnis ist dann nicht nur eine Verschärfung bestimmter Leistungen des natürlichen Begriffs - vornehmlich: eine genaue Angabe, worin die Bewußtheit des Handelns liegt - sondern es ist auch eine Restriktion. Diese Restriktion sollte dann überwunden

werden. Das bedeutet: sie sollte in ihrer Beschränktheit kritisiert und dann so überschritten werden, daß jener Handlungsbegriff nicht einfach als falsch abgelehnt wird. Sondern daß er als eine Möglichkeit erhalten bleibt, die nur dann, wenn sie als die wahre oder die angemessenste angeboten wird, verkehrt ist.

2.2. Der natürliche Handlungsbegriff

Das natürliche, im Alltag vorfindbare Verständnis von Handeln unterscheidet Handlungen ohne weiteres von Dingen und von Ereignissen. Aber man weiß nicht allgemeingültig, wann welches Handeln vorliegt. Wie man überhaupt im unmittelbaren Leben nichts allgemeingültig weiß, aber immer alles diskutieren kann und dann von Fall zu Fall gemäß den bislang bekannten Gesichtspunkten verfährt.

So dürften die meisten Menschen 'Handeln' als einen Oberbegriff benutzen für menschliche Tätigkeiten wie Lesen, Autofahren, Autoreparieren, sich Unterhalten, Duschen, eine Stechuhr Bedienen. Ebenso findet sich ein Unterschied zu Geschehnissen, die auch von Menschen dargeboten werden wie: Niesen, Erschrecken, längere Haare Bekommen. Doch ist keineswegs per se klar, daß, wenn jemand niest, das keine Handlung wäre. Das kommt auf die Situation an (Man überlege sich, was es bedeutet, wenn einer an einer leisen Stelle in einer Opernaufführung niest).
Für viele Menschen ist, was Tiere tun, auch Handeln ("Was glauben Sie denn, mein Hund versteht mich ganz genau!"). Und es gibt Situationen, in denen das auch ganz augenfällig ist ("Als Karl das erste Mal mit dem Trecker auf den Hof kam, wollte die Liese am liebsten zur anderen Seite aus dem Stall hinaus." Liese ist die

Kuh.)
Ebenso gibt es die Möglichkeit, auch von Pflanzen Derartiges auszusagen. Wenn die Gartenblumen austreiben, blühen, welken, so kann es in Gesprächssituationen gerade auf die offenkundige Eigenständigkeit ankommen, die man darin erblickt.
Und selbst über Steine können wir so reden, daß sie "sich" in der Brandung ründen (oder: Wenn wir uns das als rational Denkende verbitten, können wir andere Leute so reden hören; jedenfalls solange uns die Idee 'Verständlichkeit von Sprache beruht auf etablierten semantischen Regeln' noch nicht die Ohren verknöchert hat).
Am Ende "handeln" auch Wesen, die nicht einmal klar abgegrenzt sind gegen anderes. Etwa der Himmel: Blitzen, Eintrüben, oder abends mit dem ungeheuren Auge der Dämmerung ruhig und gespannt auf diese erstaunlichen Menschen Blicken.

Ich versuche dies jetzt zusammenzufassen: Beim Handeln gibt es ein Subjekt, eine Instanz, die irgendetwas gestalten kann, die dabei mehrere Möglichkeiten hat und sich für eine entscheidet bzw. einige beiseite läßt, nicht so deutlich hervortreten läßt. Das Gestalten ist irgendeine Äußerung, muß keineswegs eine Bewegung sein, kann geradezu eine besondere Bewegungslosigkeit sein. Es kommt lediglich darauf an, daß sich darin eine Gestaltung oder Bestimmung erkennen läßt. (Bzw. erkannt wird: Hier geht ja das, was das Handeln ausmacht, über in das, als was es ausgemacht wird. Das ist dann die Stelle, an der ich versuche, den Begriff des Argumentierens zu bilden: Als Äußerung über eine andere Äußerung, die nun deutlich macht, wie die Äußerung jenes Subjekts dieses Subjekt bestimmt habe und dadurch darüber hinaus ist. Dazu unten.)
Das Gestalten, welches die Handlung ausmacht, kann ein

Ziel haben, das möglicherweise (einen Brief Schreiben), aber nicht unbedingt außerhalb des Subjekts liegt. Es kann auch im Vollzug allein bestehen (unterm Regen Gehen). Die handelnde Instanz, das Subjekt, ist häufig nicht klar gegen das abgegrenzt, was als gegenständliches Mittel in Anspruch genommen wird; und häufig auch nicht gegen das, worauf das Handeln abzielt. (Die Menschen, die beim Autofahren das Auto wie ein unter Kausalgesetzen stehendes Gerät benutzen, sind eine große Gefahr für den Verkehr. Der geübte Autofahrer "fühlt" mit dem Auto: Bodenwellen, Steigungen, enge Kurven usw. Beim noch geübteren ist das Bewußtsein, Handeln und Fühlen zusammen mit den Möglichkeiten des Fahrzeugs in den Verkehrsprozeß integriert.)

Sicher wird kaum jemand glauben wollen, daß diese Sichtweise im "natürlichen" Handlungsverständnis angetroffen wird. Daß sie dort anzutreffen ist, das ist, wenn es bezweifelt oder bestritten wird, eine These. Und dann muß man sehen, wie zu argumentieren ist. Das ist aber sehr leicht, mit solchen Thesen Recht zu behalten (und auch mit gegenteiligen), weil eben im natürlichen Handlungsverständnis (fast) alles möglich ist.
Ich habe diese Schilderung vorausgeschickt, damit für die nun folgenden Gesichtspunkte, welche den Handlungsbegriff prägen, wenn er in Richtung 'Bewußtheit qua Rationalität' präzisiert wird, eine Folie vorhanden ist, auf der die Einschränkungen erkennbar sind.

2.3. Der rationalistische Handlungsbegriff

Es werden hier fünf Charakteristika dieses Handlungsbegriffs aufgeführt und kurz in ihrer Problematik erörtert:

Erstens: Wenn von einer Handlung gesprochen wird, dann davon, daß irgendjemand etwas will und tut. Dies findet unter gewissen Situationsbedingungen statt und die mögen mehr oder weniger klar sein. Im Handeln wird aber nur dies Eine angesprochen: Das Gemeinte, das das Bedürfnis, der Zweck. Es wird nicht dies Gemeinte ausgesagt in seinem Bezug auf die Bedingungen oder auf das, was dem Handelnden in der Situation entgegensteht und gegen oder durch das er sich mit seinem Tun durchsetzen muß, welches also die Handlung prägt. Alles, was im Vollzug der Handlung vorkommt, aber nicht gemeint war, ist störendes Beiwerk.
Illustration: Wer einen Nagel einschlägt, dem ist, daß der Hammer dabei abnutzt, egal. Wer einkauft, der will nicht zugleich eine Verkäuferin in Bewegung bringen, ein Handelsunternehmen stärken, ein Wirtschaftssystem stützen. Erst wenn derartige Zu-fälle der Handlungen das Gewollte sehr behindern oder verhindern (wenn der Hammerkopf so abgewetzt ist, daß genaues Schlagen schwierig wird, oder wenn die Verkäuferin überbeansprucht, nervös und ärgerlich geworden ist), dann werden diese Faktoren in die Bestimmung der Handlung aufgenommen (z.B. mit der flachen Seite des Hammerkopfs schlagen, mit dem freundlichsten Gesicht an die Kasse treten). Doch auch dann ist das Gemeinte wieder abgetrennt vom Rest.
Kurz gesagt: Das Handeln ist isoliertes Detail, ist nicht Teil eines Systems, der sich bestimmt und dabei ein ganzes System bestimmt, von diesem bestimmt ist.

Zweitens: Handeln ist Äußerung eines Subjekts. Ein Mann raucht, ein Passant bedient den Fahrkartenentwerter. Auch beim Reden über Interaktionen ist das nicht prinzipiell anders. Zwei Menschen spielen Tennis, eine Arbeitsgruppe brütet über einer Problemlösung: Hier wird dann eine

Gruppe als ein Subjekt angesehen wird. Sprachlich artikuliert sich das so, daß Handlungsprädikatoren einstellig verwendet werden. Nur deshalb kann man sich nach den Wahrheitsbedingungen für entsprechende Behauptungen fragen. Und die Fiktion, es gäbe welche, die führt dazu, daß man in Gesprächen wie diesem das Wesentliche übersehen kann:

'Was machst du denn heute wieder für ein Gesicht?'
'Ich, ein Gesicht? Ich mache kein Gesicht, was fällt dir ein, laß mich in Ruhe!'
'Wie bitte - ich lasse dich doch in Ruhe, was regst du dich denn gleich so auf?'
'Quatsch Aufregen, wer regt sich denn hier auf, du oder ich ... ' usw.

Solche Fälle legen nahe, Handlungsprädikatoren als mindestens zweistellig aufzufassen; und zwar zuerst zwischen den Handelnden und dem Beobachter (also: Für mich ist diese Äußerung die Handlung H). Dadurch ist von vorneherein eine Argumentation eröffnet. Im weiteren ist der Beobachter dadurch als Koakteur mit dem Handelnden in einer Interaktion (bzw. Interkognition). Handlungsprädikatoren sind dann Relatoren, und sie einstellig zu gebrauchen, hat etwa den gleichen Sinn, wie von jemandem zu sagen, er sei 'Vater'.
Damit ist nicht etwa das "hermeneutische" Problem des Handlungsverstehens in diese Prädikation aufgenommen. Jedenfalls nicht, insofern dies Problem unterstellt, es gäbe da "eine Handlung", und die sei zu verstehen. Sondern es ist gemeint, daß das Subjekt in der Argumentation mehr und mehr selber klar bekommt, was es tut.

Drittens: Handeln wird in einem Verhältnis zum Wissen gesehen, das sich am ehesten als "Anwenden" bezeichnen läßt. Das Wissen enthält die Gesetzmäßigkeiten, nach

denen sich die Situation unter gewissen Bedingungen verändert. Und das Handeln setzt dann diese Bedingungen. Nach der Handlung wird das erreichte Resultat mit dem Ziel verglichen. Bei Abweichung wird - wenn sonstige Fehler ausgeschlossen werden können - das Wissen für mangelhaft angesehen und korrigiert. Das Handeln ist so eine Art "Probe" auf das Wissen.
Bei dieser Vorstellung fungiert das Handeln idealiter wie ein Stück eines Naturvorgangs, der vom sonstigen Geschehen nur dadurch ausgezeichnet ist, daß er bekannt und gewollt ist. So ist dann das Handeln Wiederholen eines Vorbildes oder Aktualisieren eines Schemas. Der Mensch begibt sich dabei gleichsam in eine Schablone. Während er darin ist, hört er auf, Mensch zu sein, als der er sich darstellen und sich umgucken könnte wie es sich diesmal darin lebt. Bewußtheit gibt es nicht im Vollzug. Die Aufmerksamkeit, die imstande wäre, das möglicherweise Neue zu entdecken, setzt erst wieder nach der Handlung, nämlich bei Betrachten des Resultats ein.

Viertens: Handeln wird als aus zwei Komponenten zusammengesetzt vorgestellt, nämlich einer äußeren und einer inneren. Die äußere ist das, was man "sieht" und die innere ist das, was der Handelnde damit "meint".
An drastischen Beispielen läßt sich natürlich leicht verstehen, wie solches Reden entsteht:
Ein Mann rennt die Straße längs, mit aufgeregten Haarsträhnen und tapsenden Sohlen, die dergleichen nicht gewöhnt sind. Dahinten an der Haltestelle steht der Bus. Klar: dies Rennen ist kein Trimm-Dich-"Spaß", sondern er will den Bus kriegen.
Bedauerlicherweise ist das, was dabei getan wird, tatsächlich geeignet, diesen Handlungsbegriff zu bestärken: Weil es so wenig Handlung ist, so wenig volle menschliche

Äußerung, in der das gemeint ist, was getan wird, und in der ein Mensch sich in seiner Würde zeigt. Was man da zu sehen bekommt, ist vielmehr ein pein-licher Augenblick. Da wird ein Mann durch ein Stück seines Lebens gerissen, kaum wissend, wie ihm geschieht, angezogen von dem lächerlichen "Zweck", den Autobus zu kriegen.
Zum Glück ist es ja selten so krass. Wenn man so etwas nicht als Standardbeispiel für den Handlungsbegriff haben will, könnte man über die Szene, insofern sie Handlung ist, sagen: Ein Mann gehorcht selbstvergessen dem Alltagsstreß. Das würde dem Beteiligten sicher nicht recht sein. Und man könnte darüber diskutieren, und einiges darüber erkennen, was er "eigentlich" tut.
Die Problematik, die sich aus der Vorstellung der beiden Komponenten ergibt, habe ich oben an Schwemmers "Beobachtungskorrelat" diskutiert: Entweder ist es unproblematisch, über eine Äußerung "als Handlung" zu reden. Dann braucht man nichts zu behaupten und braucht also keine Kriterien für die Wahrheit seiner Behauptung. Oder es ist nicht unproblematisch. Dann steht man, wenn man diese Trennung zwischen Innen und Außen bei der Handlung macht, vor der Frage, welcher Innenteil zu dem (angeblich) vorfindbaren Außenteil gehört.
Kurz: In diesem Handlungsbegriff trennt man erst die Komponenten. Und dann bekommt man sie nicht mehr zusammen.

Fünftens: Das Handeln wird als Äußerung eines Subjekts aufgefaßt, das irgendwie als eine feste Instanz "dahinter" steht. Es äußert sich und dann sieht es, was es bewirkt hat. Und dann lernt es daraus. Für den Beobachter ist das die Voraussetzung dafür, aus einer Reihe von Handlungen auf den Charakter und die Persönlichkeit des Handelnden zu schließen. Und es ist auch die Voraus-

setzung dafür, daß ein Subjekt entweder als handlungsfähig (Erwachsener) oder als nicht handlungsfähig (Kleinkind, Irrer) aufgefaßt wird. Oder eben als ein Grenzfall.
Beim rationalistischen Handlungsbegriff ist die Bewußtheit etwas Statisches, das im Handeln unterbrochen wird und danach sich neu konstituiert. Das Handeln ist nicht selber eine bewußte Äußerung, in der und durch die das Subjekt wird. Handeln im Sinne dieses Handlungsbegriffs ist daher auch nicht geeignet, den Übergang vom weniger bewußten Subjekt zum bewußteren zu fassen (und vom potentiellen Subjekt zum Subjekt).
Dieser Zug des rationalistischen Handlungsbegriffs wird sehr wichtig für das im vierten Kapitel angeführte Beispiel.

Damit möchte ich diese Besprechung beenden. Man wird wohl erkennen können, daß die oben vorgebrachte Kritik am rationalen Argumentieren nichts weiter ist als eine Spezifizierung dieser Kritik mit besonderem Bezug auf die Argumentation als Handlung.

Ich denke, daß damit die gröbsten Arbeiten erledigt sind, die zu erledigen waren, damit der nun folgende Entwurf eines (transrationalen) Begriffs von Argumentieren, der mit einem Begriff von Handeln verschränkt ist, in seiner grundsätzlichen Absicht verstanden werden kann.

3. Das Konzept des formtranszendenten Argumentierens

3.1. Unterschied - Gegensatz - Widerspruch

Die für das Argumentieren relevante Situation ist die Kontroverse und das Ziel des Argumentierens sollte die Überwindung der Kontroverse sein. Jeder kennt einen Unterschied zwischen einer Beseitigung von Differenzen, die nur deren Äußerungen (für eine Weile) verdeckt und einer Behebung, bei der man "wirklich" einig geworden ist. Eine genauere Bestimmung dieses Unterschieds erfordert eine genauere Bestimmung dessen, was eine Kontroverse ist. Und, weil derartige Überlegungen schließlich in Gesichtspunkten für die Überwindung von Kontroversen einmünden sollen, wird bei jener Begriffsbestimmung auch dies Ziel genauer bestimmt.

Als erstes sollen drei Begriffe eingeführt werden, die allgemeine Feststellungen über die Genese von Kontroversen erlauben: Unterschied, Gegensatz und Widerspruch. Ich fasse dazu zunächst die Träger der Positionen als Menschen auf, die sich im Leben orientieren. Ihre Orientierungen sind ihnen mehr oder weniger bewußt als formulierte Begriffssysteme. Begriffssysteme sollen, wie das in II.2.8. angesprochen wurde, Gruppen von Begriffen sein, zwischen denen Übergänge gemacht werden können. Diese Übergänge beruhen teils auf Definitionen, Sprachregeln und teils auf erfahrenem oder erlerntem Wissen über die Gegenstände. Die Orientierungen sind praxisbewährt in folgendem Sinne: Jemand lebt damit, indem er mit den Gegenständen so umgeht, wie die Orientierungen es ausdrücken.
Auch Sätze oder Begriffe, die niemals explizit auf Gegenstände bezogen werden, weil sie z.B. fiktiv sind, gehören in diesem Sinn zu den Orientierungen, insofern

jemand damit lebt, daß er hin und wieder darüber nachdenkt usw. Ein orientierendes Begriffssystem ist der theoretische Ausdruck des Lebens, das jemand führt.
Ich möchte z.B. von jemandem, der hört, in Aumühle gebe es einen Wald, der in Privatbesitz ist, und der dann übergeht zu: 'Da wird man nicht einfach spazieren gehen können'. Oder zu: 'Ein Wald, nein, das gehört nicht in Privathand'. Oder: 'Na, der Besitzer kann sich freuen, kann er ja als Naherholungszentrum für Hamburg ausbauen.' usw. sagen, daß er dabei Teile seine Orientierungssystems artikuliert.
Solche Systeme formulieren "an sich" betrachtet, lauter Unterschiede: 'Wald' unterscheidet den baumbestandenen Landstrich vom nicht baumbestandenen und noch von sehr viel anderem. Die Unterschiede sind aufeinander bezogen. Diese Beziehungen sollen eine einerseits verallgemeinerte, andererseits eingeschränkte Version der Prädikatorenregeln sein, von denen in der logischen Propädeutik die Rede ist[198)]. Und zwar liegt die Verallgemeinerung darin, daß alles, was jemand überhaupt über eine Unterscheidung P spontan sagen kann, als Beziehung zwischen P und einer anderen Unterscheidung aufgefaßt werden soll.
Ich möchte also insbesondere Übergänge von 'Wald' auf 'gehört nicht in Privathand' oder auf 'sollte der Naherholung dienen' usw. als gleichberechtigt auffassen zu Übergängen von 'Wald' auf 'baumbestandener Landstrich'. Das ist die Verallgemeinerung. Nun die Einschränkung: Dies sollen nicht Regeln oder semantische Formen der gemeinsamen Sprache sein, welche eine Person mit anderen zusammen hat, sondern das soll ausdrücken, was diese Person lebt und meint.
Gemeinsamkeiten, die es in der Sprache hinsichtlich solcher Beziehungen zwischen den Begriffen gibt, die kann man zu erforschen versuchen. Dann beschäftigt man sich mit einer empirischen Wissenschaft, die Sätze der Form

'In der Sprache S verwenden 32 % der Sprecher das Wort W in folgender Weise ..., 14 % in der folgenden Weise ..., 11 % ... usw. ' produziert. Derartige Sätze sind für eine Argumentationstheorie weniger interessant. Man könnte auch meinen, eine Sprache habe Regeln in der gleichen Weise, wie ein Spiel Regeln hat. Auf der Grundlage dieser Meinung kommt man zu einigen Einsichten, falls man über Mißverständnisse nachdenkt.
Beim Argumentieren stellt sich aber meistens heraus, daß jeder Begriff schillert, also die Kontrahenten ihn in verschiedener Weise in Beziehungen zu anderen verwenden. Anders ausgedrückt, sie unterscheiden an dieser Stelle die Welt in verschiedener Weise. Solange sich Menschen in ihren Orientierungen unterscheiden, also andere Unterschiede machen, ist noch nicht selbstverständlich, daß sie in Kontroversen geraten.

Nun soll zum Ausdruck 'Unterschied' der Aspekt hinzutreten, daß das damit Ausgedrückte "bestimmt" ist, also für die Person P nicht ohne weiteres anders sein kann, wenn es ein anderer Mensch gern möchte oder wenn sich Schwierigkeiten im Umgang mit dem so gesehenen Gegenstand ergeben. Die Bestimmheit bedeutet, daß der Unterschied Teil einer Lebensform ist, die nicht einfach in jedem Augenblick geändert werden kann. Dann, so möchte ich sagen, drückt ein Unterschied einen Gegensatz aus.

Um das zu illustrieren, betrachte man Unterschiede zwischen zwei Menschen: Der eine ist 25 Jahre alt, der andere 6o. Dieser Unterschied bringt es (nach meinem Orientierungssystem) mit sich, daß der jüngere Mensch weniger Erfahrungen und mehr Neugier als der andere hat, der ältere weniger Neugierde und mehr Erfahrungen.
Man kann nun leicht feststellen, daß diese Unterschiede von den beiden Menschen selber anders formuliert werden.

Beispielsweise so: Der 25-jährige meint, er habe weniger Vorurteile und mehr Mut, wirkliche Erfahrungen zu machen. Und der 6o-jährige meint, er habe mehr Erfahrungen und sei dementsprechend umsichtiger.
Auf dieser Ebene ist das, was der Unterschied "an sich" ausdrückt, "für sich" formuliert. Das soll heißen: so wie die Unterschiedenen selber es für sich sehen und sich daran orientieren. Und hier sind die Unterschiede, insofern sie fest sind, konfliktgeladen.
Es braucht nun irgendetwas zwischen diesen beiden Menschen vorzufallen, das den 6o-jährigen veranlaßt, sich auf seine Erfahrungen zu berufen. Ein winziger falscher Zungenschlag, ein weises Kopfschütteln oder dergl. genügt, und der Jüngere meint, das sei ein Vorurteil.
Und dann geht es gleich weiter: Vorurteile soll man nicht haben, sie sind dumm und machen bei jedem Mal, bei dem sie eingebracht werden, noch dümmer. Wer Vorurteile an einer Stelle hat, der hat sie sicher auch an anderer usw. Dann gibt der Jüngere irgendeine dies ausdrückende Äußerung von sich, und aufgrund der Reaktion, das sei aber nun reichlich frech von diesem jungen Mann usw., werden weitere Teile des Orientierungssystems für diesen Fall eingesetzt. Z.B. hat der Junge das Privateigentum am Wald abgelehnt, der Alte gemeint, es gebe solche und solche Waldbesitzer, der Junge daraufhin gemeint, der Alte sei Anhänger des Privateigentums an Grund und Boden und damit für die Spekulation. Also was ihm denn jetzt einfiele, kriegt er zu hören, Vorschnelligkeit, na ja, Sozialkritik sei ja wohl heute modern usw.

Weshalb ich das schildere: Nimmt man systematisch an, es seien zunächst einmal Unterschiede da, so kann man an solchen Disputen sehen, wie sie in der Kontroverse zu Gegensätzen werden: Die Beteiligten holen dabei ihre

Orientierungen Stück für Stück hervor, aber um sie jeweils gegen den Kontrahenten einzubringen. Man formuliert also das, worin man sich unterscheidet, als etwas, womit man gegen einen anderen lebt, meint und handelt. Dies ist die Weise, in der sich die Bildung der Positionen bzw. der Paradigmata verstehen läßt.
Denn nun hat man Abgrenzungen zu machen, z.B. geht man auseinander, redet nicht mehr. Wo das nicht möglich ist, etwa weil der 25-jährige im Haushalt des 6o-jährigen lebt, da weitet es sich aus. Schließlich ist das gesamte Verhältnis zwischen beiden vergiftet. Man nimmt sich voreinander in Acht, findet sich lästig und Schlimmeres. Ein "Generationenkonflikt" sagen die Bekannten. Und meinen damit, es läge an dem Unterschied, mit dem dies Beispiel begonnen hat.
Ebenso soll es Rassen- und Klassenkonflikte geben usw. Gemeint ist immer, daß man den wesentlichen Unterschied, den, auf dem das Konfliktverhältnis systematisch und/oder historisch aufbaut, bezeichnet hätte.

Damit komme ich zum zweiten Aspekt, der zum Begriff des Unterschieds hinzutreten soll. Wenn die Positionen sich in solchen Disputen resp. in einem solchen Lebensverhältnis zueinander entwickeln, dann halten sie sich, ihrem Selbstverständnis nach, für unabhängig voneinander.Sie entwickeln ihre Position, so ist der Eindruck. Zwar käme sie durch diese ständige Konfrontation sicherlich ein bißchen hart heraus. Doch sei das nur eine Beigabe, verursacht durch die besonderen Umstände.
Ich möchte im Hinblick darauf, daß die Positionen nicht nur gegeneinander, sondern daß sie gegeneinander entwickelt werden, sagen, daß die Unterschiede, die in Kontroversen zutagetreten, 'Widersprüche' sind. Das Verhältnis 'Widerspruch' bezeichnet damit gleichzeitig die Einheit und die Gegensätzlichkeit zwischen Positionen

oder Positionsteilen.

Hier dürfte eine Erläuterung zur Wortwahl am Platze sein: Schon Aristoteles hat den Widerspruch als den "vollendeten" Unterschied bezeichnet[199]. Mir ist klar, daß diese Verbindung zwischen Widerspruch und Unterschied unter Einbeziehung des Bewußtseins, wie sie in der dialektischen Philosophie gemacht wird, zu theoretischen Schwierigkeiten führt. Doch meine ich, daß diese Schwierigkeiten nicht dadurch umgangen werden sollten, daß die Assoziation zum logischen Widerspruch einfach durch eine andere Wortwahl vermieden wird.
Ein logischer Widerspruch, der in einer Argumentation auftritt, hat niemals per se die Form $a \wedge \neg a$, sondern das wird als Versuch eines Kontrahenten so dargestellt werden. Und derjenige, der dafür verantwortlich sein soll, der wird zu zeigen versuchen, daß dem nicht so ist. Das kann lange so gehen und produziert immer wieder Stellungen, von denen "wir" sagen würden: Jetzt widersprechen sie sich. Doch damit geben wir nichts weiter als ein Argument hinzu.
Sicher kann letztlich die Kontroverse Stellungen erreichen, in denen es Sinn macht, zu sagen, daß es nicht mehr ein Kontrahent ist, sondern "die Wirklichkeit", die die beiden gegensätzlichen Thesen zusammenstellt. Das ist selten. Beispiele gibt es aber hin und wieder sogar in der öffentlichen Diskussion (so die Äußerungen der Abgeordneten Wienand und Steiner zur Bestechungsaffaire vor dem Parlamentarischen Untersuchungsausschuß[200]).

In solchen Fällen ist der logische Widerspruch der vollkommene theoretische Ausdruck des Widerspruchs zwischen den Positionen: die Situation bringt es mit sich, daß die Positionen in ihrem Gegensatz sich als einheitlich darstellen müssen. Es gibt keine Möglichkeit der

Ausflucht. Dann, so können wir sagen, sind die Thesen objektiv in Konjunktion (nicht nur subjektiv, nach Meinung eines Kontrahenten). Und: die eine ist die Negation der anderen.

Überdenkt man nun die Entwicklung der Positionen in Kontroversen und versteht man die Unterschiede, um die es dabei geht, im hier intendierten Sinn als Widersprüche, dann bietet sich folgender Gedanke an: Unabhängig von der Kontroverse ist überhaupt nicht anzugeben, worin die Kontrahenten sich unterscheiden. Es ist, strikt gesagt, nicht auszumachen, wie jeder von ihnen "eigentlich" ist. Angesichts des universellen Faktums von gegeneinanderstehenden Bestimmtheiten an Menschen (und daran, wie Menschen die Welt sehen und in ihr leben), ist das Reden von Unterschieden, die an sich da wären, bloß intuitiv einsichtig.
Zwar können wir uns leicht darüber verständigen, daß dieses Mädchen einen Ring trägt, jener Gartenpfosten frisch gestrichen ist usw. Aber wir haben uns zweierlei vor Augen zu halten:

1) Wir <u>können nicht behaupten</u>, daß derartige Unterschiede auch gemacht würden, also in Gestalt des Wortes 'Ring' und der Realität - dieser Ring hier - auch dann in unserem Leben vorhanden wären, wenn wir nicht in einem Prozeß ständiger Abgrenzungen, bedingter Annäherungen, und von Übereinstimmungen, durchsetzt mit Kontroversen, in diese Welt hineingewachsen wären.

2) Wir können bemerken, daß, wenn nur ein genügend scharfer Streit ausbricht, Zug um Zug alle derartigen Gemeinsamkeiten, die sich in unterscheidenden Wortbedeutungen, solange man nett miteinander ist, so offensichtlich manifestieren, <u>verloren</u>

> gehen. Daß Kontrahenten, die es ernst meinen, schließlich "keine gemeinsame Sprache" mehr sprechen, ist keineswegs eine übertreibende Metapher. Sondern das trifft den Tatbestand, daß man schließlich keine einzige Übereinstimmung mehr erreichen kann (wobei ja ironischerweise dann auch kein Streit mehr möglich ist).

Zusammenfassend möchte ich folgendes festhalten: Solange man sich einig ist, oder sich nur intrapositionelle Belehrungen erteilt, treten keine Behauptungen auf, keine Frage, ob irgendetwas oder irgendjemand "wirklich" ist, wie er ist. (Das sind keine argumentativ relevanten Fälle: "Kind, hast du auch den Schlüssel bei dir?" "Ja." "Wirklich?" "Ja doch!!")
Daher "weiß" man dann nicht, wie jemand anders oder wie eine andere Sache ist. Man braucht es nicht zu wissen. Wenn man das Wissen braucht, dann gegen jemanden (oder gegen ein erwartungswidriges Ereignis). Und dann hat man es, soweit man hat, als Positionsteil. Also: im Widerspruch.

3.2. Argumentieren als Überwinden der Widersprüche

Mit Bezug auf das beschriebene Verständnis der Kontroverse soll nun das Argumentieren charakterisiert werden. Dabei geht es nun nicht mehr um spezielle Verfahren (Das wäre ja auch zu albern, solche jetzt aus irgendeinem Ärmel zu zaubern, nachdem ich unermüdlich betont und begründet habe, es gäbe keine).
Was m.E. für eine philosophische Argumentationstheorie überhaupt zu tun ist, das ist folgendes: Das, was argumentierend getan wird, so zu beschreiben, wie es ohnehin verläuft und wie es, würde es im Bewußtsein dieser

Beschreibung betrieben, seinem eigentlichen Ziel deutlicher diente.
"Wie es verläuft", das steht nicht fest, darüber ist im ersten Kapitel ausführlich gesprochen worden. Man kann sich natürlich immer irgendeinen Aspekt herausgreifen und dann darauf seinen Begriff von Argumentieren aufbauen. Doch hängt natürlich alles davon ab, wieweit man seine Kontrahenten dazubewegen kann, das richtig zu finden. Und wenn man sie bewegt hat, es richtig zu finden - die meisten Menschen finden ja wohl rationales Argumentieren richtig - es dann auch anzuwenden. Und zwar im richtigen Sinne.

Ich möchte das über das rationale Argumentieren hinausgehende Argumentieren als eine Fortsetzung jener Art der Positionsentwicklung bestimmen, von der im vorigen Abschnitt die Rede war. Diese Entwicklung der Positionen an- und gegeneinander bringt immer neue Widersprüche hervor. Dabei werden die Positionen ständig in Bewegung gehalten und die jeweils bis dahin gegeneinanderstehenden Teile richten sich am neu sich bildenden Teil, am neuen Argument, aus. Wenn das neue Argument bewußt gebildet wird, mit dem Wissen darum, was, allgemein formuliert, dabei passiert, dann ist das schon alles, was sich überhaupt unabhängig von konkreten Kontroversen sagen läßt. Dies versuche ich jetzt zu zeigen.

Wir haben in einer Argumentationssituation eine Kontroversstellung P_1 gegen P_2, die im Augenblick A_o (P_1) und A_o (P_2) hervorgebracht hat. Wie die Kontroverse historisch begonnen hat, ist uninteressant. Besonders: Wer sie begonnen hat, ist uninteressant. Kommt man nämlich mit Äußerungen zu diesen Fragen, dann ist man meistens augenblicklich ganz heftig in der Kontroverse. Im Hinblick auf das oben Gesagte können wir generell sagen,

daß "der Anfang" der Kontroverse immer vor dem Augenblick liegt, in dem der Disput begonnen wird.

Es wird nun von K_1 ein Argument A_1 (P_1) gebracht. Dies Argument wird, wie immer es ausfalle, und was es an Schönem und Vernünftigem beabsichtige, eine Stützung der Position P_1 von K_1 sein: Es soll verdeutlichen, inwiefern K_1 berechtigterweise so ist, denkt, handelt, wie er jetzt gegen K_2 aufgetreten ist. K_2 meint genau dasselbe. Und man hat dem keine weitere Beurteilung hinzuzufügen. Beide sind im Recht.
Das einzige, was zu kritisieren ist, ist, daß sie nun gegeneinander stehen. Und das ist nicht etwas, was man als Argumentationstheoretiker kritisiert, sondern da kritisiert die Realität sich selber; durch ihre Teile nämlich: ein Kontrahent kritisiert den anderen und umgekehrt.
Das Argument A_1 (P_1) verändert die Kontroversstellung. Etwas allgemeiner gesagt: Es ändert das Verhältnis der Kontrahenten zueinander (soweit diese, wie ich der Einfachheit halber annehme, allein durch die Stellung in der Kontroverse bestimmt sind). Jetzt stehen sich A_1 (P_1) und A_o (P_2) gegenüber. Dann bringt u.U. K_2 ein Argument, doch muß das auch nicht so sein. K_1 könnte ebensogut ein weiteres Argument bringen (in Reden und Vorlesungen werden meistens sehr viele Argumente vom gleichen Kontrahenten hintereinander vorgebracht).

Wenn die Argumentation ihr Ziel erreicht, dann, insofern die Positionen verschwunden sind. Die "Überwindung der Widersprüche" als Ziel der Argumentation impliziert, wenn von Widersprüchen im Sinne der Einführung in Abschnitt 3.1. geredet wird, daß dabei nicht irgendetwas Besonderes in den Positionen, sondern diese selber verflüssigt werden. Was sie dann sind, was ihre Träger sind,

das weiß niemand.
Der wichtige Punkt ist immer der Übergang, den die Argumentation von einer bestimmten Kontroversstellung aus vollzieht. Am Ende der Argumentation wird mit dem Übergang nicht wieder auf eine Kontroversstellung und also nicht auf ein Verhältnis der Positionen übergegangen; weil, wie gesagt, dann keine Positionen mehr da sind. Der letzte Schritt hat also kein bestimmtes Ziel, sondern bei diesem ist das Ziel mit dem Vollzug des Schrittes erreicht.
Wenn "natürlich" argumentiert wird, dann wird der erste zu betrachtende Übergang entsprechend einer Beziehung im orientierenden System von K_1 ausgeführt werden. Es wird also z.B. ein Grund gegeben, indem zu A_o auf eine für K_1 geläufige Weise A_1 hinzugefügt wird. Diese "geläufige Weise" ist, wenn danach gefragt wird, dann als eine Übergangsform zu systematisieren. Beim natürlichen Argumentieren kommt es jedoch nicht weiter darauf an, denn es gibt keinen relevanten Unterschied zwischen dem, was A_1 enthält und dem, wie man dazu kommt, von A_o auf A_1 überzugehen.
Herausheben möchte ich nur dies: A_1 stammt aus der Position von K_1. Aber als Teil der Position ist es nicht genau dasselbe wie als Argument in der Stellung $A_o(P_1) \dashv\vdash A_o(P_2)$. Denn diese Stellung bringt eine neue Situation und damit eine Veränderung, sei sie auch noch so "klein", gegenüber dem, was K_1 bislang mit A_1 bezeichnen konnte.
Selbstverständlich ist das in den meisten Fällen nicht so wichtig (in den meisten Fällen werden auch Kontroversen nicht überwunden, sondern abgebrochen, vertagt, zugeschüttet ...).

Beim rationalen Argumentieren geschieht zunächst einmal genau dasselbe. Der Unterschied liegt darin, daß mindest-

ens für einen Teil von A_1 in Anspruch genommen wird, daß er aus allgemeingültigem Wissen stamme. Wir haben jedoch hier als unüberbrückbare Lücke, daß die Kontroversstellung eine besondere historische Situation ist, das Stück "Wissen" aber ein allgemeiner Gegenstand[201]. Der Bezug auf die besondere Situation bringt einerseits für diese Situation ein bestimmtes Gepräge, und andererseits prägt das auch die allgemeine Form.

Man solle von Herzen schenken, kann man jetzt in den Juwelierläden lesen. Was? Gold: Gold sei Liebe. Durch diesen Einsatz von Wörtern und von Übergangsregeln (Liebe kommt vom Herzen, oder ist darin zuhause, hat jedenfalls mit ihm zu tun) wird vielmehr in der Situation "bestimmt", als beabsichtigt war.
Das kann man zwei oder drei Winter lang mit diesen Wörtern machen. Und mit dem Geschmack des Publikums. Danach sind die Wörter stumpf und der Geschmack (hoffentlich) bei etwas anderem.
Kurz: Jeder Übergang, bei dem ein Teil der Position eines Kontrahenten für die Umbestimmung der Kontroversstellung als Argument eingesetzt wird, ändert außer jener auch den Teil der Position. Die Position wird damit auf die vorliegende Situation hin - ein Stückchen - neu bestimmt. Ich möchte dazu sagen: sie wird 'konkretisiert'.

Die Änderung, die A_1 als Teil der Position erfährt, wenn es jetzt in der Kontroverse an einer bestimmten Stelle eingesetzt wird, soll auch mit dem Wort 'Umformung' bezeichnet werden. Das soll bedeuten: A_1 hat seine Beziehung zu anderen Begriffen, Argumenten usw., zu denen es in Beziehung steht, geändert. (Die Art der Beziehungen nenne ich, entsprechend der Einführung in I, die 'Form' des Arguments.)
Nun unterscheiden wir zwei Fälle. Erster Fall: K_1 ist

sich über die Umformung nicht im klaren. Dann bestimmt er mit seinem Argument die Kontroversstellung und dadurch einen Schritt weit die Kontroverse. Er bemerkt aber nicht, daß seine Position und damit er selber auch von der Kontroverse bestimmt wird und daß dies gerade durch seinen jetzt unternommenen Schritt geschieht.
Zweiter Fall: K_1 weiß davon und achtet auf die Umformung. Möglicherweise will er sie und sein Schritt ist eine bewußte Handlung.
Beim ersten Fall ändert sich die Form nicht bewußt, sondern nur unbewußt. Das Verständnis, das der Argumentierende von seiner Position, vom Kontrahenten und vom Gegenstand der Kontroverse hat, bleibt, was es war, obwohl die Sache anders geworden ist. Dies Verständnis aber bestimmt das nächste Argument von K_1. Dies bedenkend nenne ich den Transfer, der bei der nicht bewußten Umformung vollzogen wird, 'formimmanent'.

Die Reibungen, die dadurch in der Terminologie auftreten, verschwinden, wenn wir uns die Argumentationssituation konkret vorstellen: Da wird der Kontrahent K_2 ja dann einmal ein Argument bringen, in dem er das gleiche tut, dabei aber von <u>seinem</u> Verständnis von A_1 (P_1) ausgehend. Das bedeutet, K_1 bekommt die Weise, wie er seine Position im Argument A_1 konkretisiert hat, von K_2 demonstriert. Allerdings durch dessen "Brille". Häufig gibt es dennoch die Möglichkeit zu erkennen: Nein, <u>so</u> wollte ich das nicht sagen bzw. verstanden wissen. (Solange man nicht engagiert streitet, ist das gleichbedeutend. Später ist dann die Weise, wie der Andere "mißversteht", was man selber gesagt hat, immer auch ein Argument gegen ihn.)

Was also festzuhalten ist: Für K_1 ändert sich die Form nicht: weil er (nach Voraussetzung) nichts von der Umformung des A_1 bemerkt. Daß aber eine Umformung statt-

findet, bedeutet: K_2 hat damit zu tun, daß K_1 seine Position auf eine "originelle" Weise einsetzt. Und er nimmt mit seinem Argument darauf Bezug. Und nicht auf das, was K_1 davon hält. Doch das unterscheidet sich gar nicht unbedingt von: er versteht das, was K_1 meint, gleich in dieser umgeformten Version.
Damit haben wir zwei Sorten der Umformung. Die wissend vollzogene will ich 'formtranszendent' nennen.

Kontroversstellungen tendieren auf die Stellung "Widerspruch". D.h. auf eine Stellung, in der A_n (P_1) und A_n (P_2), wenn man sie in der gleichen Sprache darstellt und mit dem Konjunktor verknüpft, einen logischen Widerspruch darstellen. Solange das nicht der Fall ist, rede ich von 'schwachem Widerspruch'. Ist das - vgl. die obige Erläuterung - der Fall, heißt der Widerspruch 'starker Widerspruch'.
Damit ist jedes Argument entweder ein Versuch, einen Widerspruch auszuräumen oder es ist ein Schritt hin zu einer Kontroversstellung "Widerspruch" (dabei muß es nicht in einem Schritt soweit sein, daß man diese Stellung erreicht; wenn aber längere Zeit Argumente kommen, ohne daß man sich - schwach - widerspricht, dann hört man damit auf, denn es lohnt offenbar nicht zu streiten; oder man sieht, daß man sich gar nicht streitet).
In beiden Fällen wird eine Beschränkung der Argumentationssituation aufgehoben. Im Übergang hin zu einem Widerspruch wird die Beschränkung aufgehoben, daß man nicht hinreichend klar sieht, worüber man eigentlich differiert. Im Übergang weg von einem Widerspruch wird die Beschränkung aufgehoben, daß man nicht hinreichend klar hat, worin man eigentlich einig ist. (Wäre man nur uneinig, dann könnte man nicht argumentieren, sondern würde sich voneinander abwenden oder sich zu vernichten suchen.)

Beim Argumentieren "entmischt" sich Gegensätzliches und Einheitliches.
In beiden Fällen wird, wie oben dargelegt, die Position entwickelt. Jedes Argument enthält einen, gegenüber dem bislang Gebrachten, neuen Aspekt: Entweder eine Unterscheidung, die dem Kontrahenten in der Kontroversstellung fehlt oder eine Gleichsetzung, die ihm fehlt (Beispiel für letzteres: Karl hat genauso ein albernes Männerhandtäschchen wie der Typ neulich im Restaurant. Ob er auch die dazu passenden Schuhe hat? Beispiel für ersteres: Wo denkst du hin, dazu ist er viel zu geizig). Dies läßt sich als die gleiche Operation auffassen. Ich nenne sie 'Differenzierung'.
Bei der Gleichsetzung wird Karl hinsichtlich Täschchen, Ähnlichkeit mit dem Mann im Restaurant und daraus möglichem Schuhbesitz differenziert. Ausführlicher ausgedrückt: Er wird mit solchen Menschen gleichgesetzt, für die das zutrifft und er wird von solchen unterschieden, für die es nicht zutrifft. Doch ist dies auch eine positive Bestimmung, es ist nicht etwa "alles Nicht-Täschchen-Habende", also z.B. auch die Stühle, auf denen diese Menschen sitzen oder die schneeigen Dachflächen der Wetterwarte auf der Zugspitze. Sondern das sind Menschen, die ihre Schlüssel lieber in der Jackentasche tragen, und ihr Geld in der Hose.
Das scheint fast bedeutungslos zu sein. Und wenn man die eigentümlichen "exemplarischen Einführungen" der Logischen Propädeutik im Kopf hat, dann scheint es gar abwegig und willkürlich zu sein.
Es ist aber am Ende die wichtigste Sache überhaupt: Das, was man bei einer neuen Unterscheidung an einer Sache als positive Bestimmung ergreift. Dazu gleich am Beispiel mit den Benzinfässern Näheres.

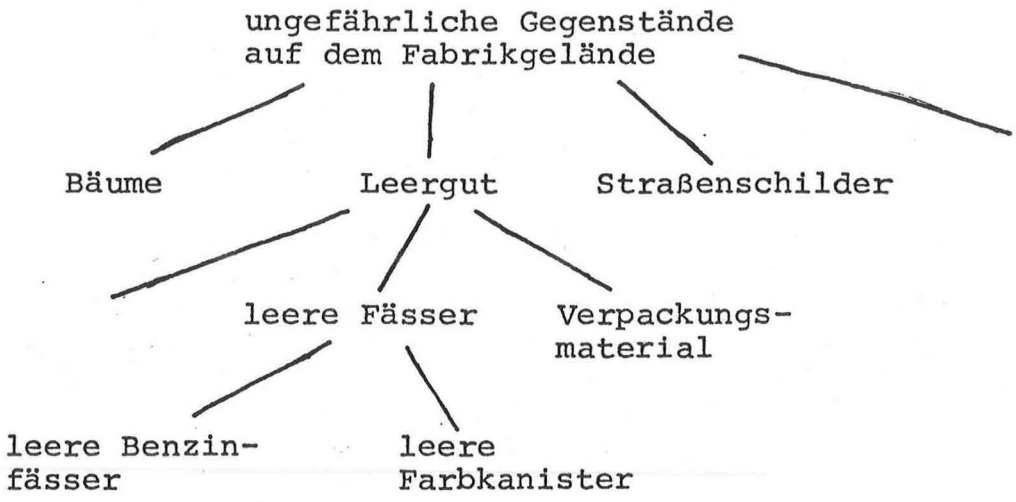
Wenn nun die jeweilige Umformung bewußt vollzogen wird,

so bedeutet das, daß an der durch die Kontroversstellung definierten Situation eine zusätzliche Unterscheidung aufgewiesen wird, die vordem nicht gesehen worden war. Es kommt nun alles darauf an, diese Unterscheidung so zu treffen, daß mit ihr der in der Kontroversstellung vorhandene Widerspruch überwunden wird, ohne daß dadurch ein Argument als falsch zurückgewiesen wird.
Durch solch ein Argument wird auch die Kontroversstellung umgeformt. Doch nicht in einen neuerlichen Widerspruch, sondern dahingehend, daß A_n und $\neg A_n$ zwar noch da sind, aber nicht mehr von gegeneinanderstehenden Positionen gebraucht werden, weil sie nicht mehr gegeneinanderstehen: Man hat eine Alternative zu der Kombination A_n und $\neg A_n$ gefunden.

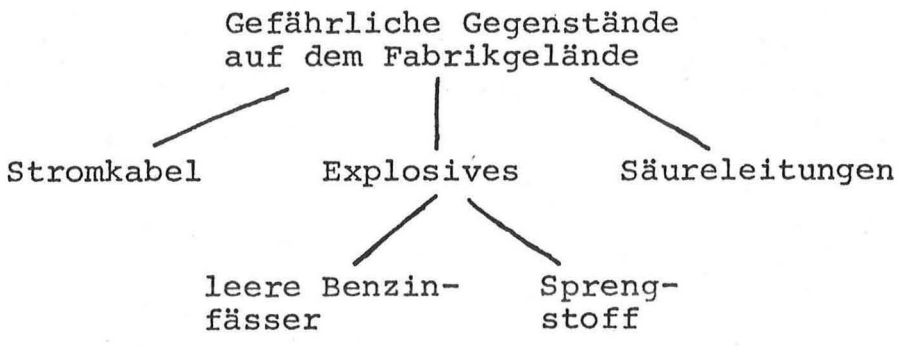
Die Befremdung, die solches Reden nachsichzieht - und natürlich besonders für wissenschaftstheoretisch trainierte Philosophen - verschwindet, wenn man sich das am Beispiel klarmacht (Befremdend könnte bleiben, daß das gerade so analysiert werden soll. Dazu weiß ich keine bessere Rechtfertigung als: Mit solchen Begriffen hoffe ich es analysieren zu können; mit anderen bleiben jedenfalls Uneinheitlichkeiten und Brüche).

Benjamin Lee Whorf erwähnt in seinem, für die Semantik klassischen Buch 'Denken, Sprache, Wirklichkeit'[202] folgende interessante Begebenheit:
Er hat als Versicherungsagent einen Schadensfall in einer Fabrik zu untersuchen. Aus unbekannten Gründen hatte es in einem Lagerraum eine Explosion gegeben. Er findet, daß in diesem Raum Leergut abgestellt worden war und eines Tages auch leere Benzinfässer. Diese waren durch einen Funken oder Zigarettenglut oder dergl. explodiert. Whorf meint zum Hergang, die Leute hätten leere Benzinfässer als "Leergut" angesehen. Und Leergut als

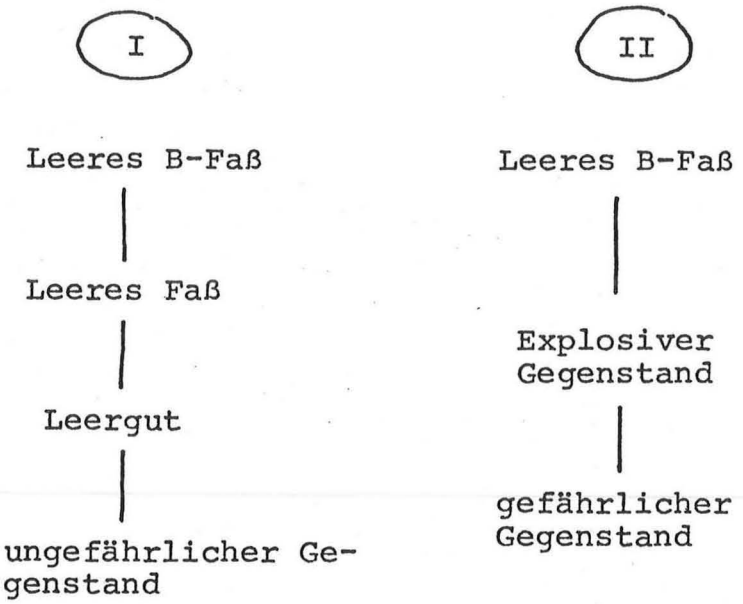
"ungefährlich". Dies Beispiel soll etwas genauer betrachtet werden: Daß hier leere Benzinfässer zusammen mit anderen Fässern und sonstigem Plunder in der Lagerhalle gelandet sind, das verdankt man einem Begriffssystem, in dem es ungefähr so aussieht:



Aufgrund der Explosion hat sich herausgestellt, daß leere Benzinfässer jedoch nicht ungefährlich, sondern ganz im Gegenteil, sehr gefährlich sind. Sie müßten in einem Begriffssystem stehen, in dem es mindestens folgendermaßen aussähe:



Damit sind beide Begriffssysteme zusammengenommen, widersprüchlich. Nach dem ersten kann man in vier Schritten von 'leeres Benzinfaß' zu 'ungefährlicher Gegenstand' gelangen; nach dem zweiten in drei Schritten von 'leeres Benzinfaß' zu 'gefährlicher Gegenstand':



Man hätte zwischen zwei Kontrahenten, von denen der eine mit dem ersten, der andere mit dem zweiten System argumentiert, in diesem Fall einen Widerspruch zu erwarten. So z.B. wenn der Versicherungsagent sagt, man bezahle nicht (oder nur teilweise), weil Sicherheitsauflagen nicht eingehalten worden seien, die Gegenpartei aber sagt, die Vorschriften seien eingehalten worden, denn es habe sich nur Leergut in der Halle befunden.
Die Pointe bei der "Überwindung" besteht darin, im Wort 'leer' eine zusätzliche Differenzierung anzubringen: und zwar 'Leerheit von Fässern, in denen sich explosive Flüssigkeiten befunden haben'. Und nun wird die "positive Bestimmung" nötig, von der die Rede war: Diese Fässer

hinsichtlich 'explosiver Inhalt' nicht leer, sondern voll; sie sind sogar gerade dann voll, wenn sie hinsichtlich der Flüssigkeit, die sich darin befunden hat, leer sind: sie sind nämlich voll mit Dämpfen. Und gerade deshalb sind sie explosiv.
Andererseits sind sie auch leer, nämlich in dem Sinne, in dem die anderen Fässer, Farbkanister usw. leer sind. Aber der Sinn, in dem diese "leer" sind, ist nun auch verändert. Und deshalb sind sie auch nicht in dem Sinne "leer", der gemeint war, als man vor dieser Affaire von 'leeren Fässern' sprach.
Und sie sind auch nicht "voll" im Sinne, in dem "volle Benzinfässer" voll sind, weil dieser Sinn die Bedeutung enthielt: 'mit Absicht eingefüllt' oder 'auf den Inhalt kommt es an' usw. Jetzt wird diese Bedeutung dahingehend modifiziert, daß es auch Vollheit gibt, die sich unbeabsichtigt einstellt.

So sind beide Positionen nicht mehr, was sie waren. Es wird nicht eine durch die andere ersetzt, sondern in der neuen, in welcher der Begriff leer/voll vorkommt und in der auch die relevante Praxis umgestellt wird (so daß z.B. jetzt "leere" Benzinfässer leer gemacht werden, indem man sie ausspült), sind beide noch vorhanden, lediglich ein bißchen (was das Verhältnis zueinander angeht) flüssiger.

Allgemein läßt sich sagen: eine zusätzliche theoretische Differenzierung stellt die Begriffssysteme um. Und damit stellt sie dann auch die üblichen Verfahren und Handlungsweisen um, deren Ausdruck diese Begriffssysteme sind. Bezogen auf das allgemeine Verständnis des Argumentierens: hat man einen Widerspruch in dieser Weise überwunden, dann kommt es im weiteren Fortgang darauf an, mit dem neuen bzw. umgestalteten Wissen in den Positionen zu

lösen, was zu lösen ist (nämlich was mit A und mit ¬A zusammenhing), solange bis man wieder eine Kontroversstellung erreicht hat. Und dann ist wieder zu argumentieren.

Ganz ähnlich geschieht das alles auch, wenn die Umformungen unbewußt vollzogen werden: Mit der Zeit ist das, was man tut, gegen das, wie man es versteht, so stark verändert, daß ein Kontrahent laufend Widersprüche in der gegnerischen Position aufweisen kann. Irgendwann "bricht die Position zusammen": Der Kontrahent ist genötigt, eine wichtige These aufzugeben. Und dann werden, ganz genauso wie in dem Falle, in dem er eine These nicht mehr "als These" gegen den Anderen in Anspruch nimmt (weil er bemerkt, daß er sie nicht gegen ihn braucht), in der Position Änderungen durchzuführen sein.

Ein so allgemein charakterisiertes Verständnis von Argumentieren unterscheidet sich noch nicht hinsichtlich der sprachlichen oder der sonstigen Form (etwa der handelnden) von Argumenten. Denn wenn einer, statt zu sagen: "Ich bezweifle Ihr Argument" oder "Ach Quatsch, das glauben Sie doch selber nicht!", zu lachen beginnt, dann wird sein Kontrahent das entweder als ein Argument verstehen. Und entsprechend dazu Stellung nehmen. Oder er wird es nicht als Argument zur Kenntnis nehmen. Dann gehört es gar nicht zu dem hinzu, was als 'Kontroversstellung' in Rede steht.
Kann aber sein, daß der Lachende nun sagt, er habe doch gelacht. Und das sei schließlich an einer solchen Stelle das einzig richtige Argument. Dann gehört es natürlich doch zur Situation, die wir betrachten.

Zusammenfassend kann man an jedem Argument vier Aspekte unterscheiden, die das Argumentieren mit dem noch zu

erörternden Handeln gemeinsam hat, und wodurch es dessen "Teil" wird.

A) In einem Argument wird das vorige Argument des Kontrahenten bzw. die Form der Kontroversstellung berücksichtigt: Das Argument wird davon mit bestimmt.

B) Ein Argument kritisiert diese Form der Kontroversstellung hinsichtlich einer Beschränkung (meistens: hinsichtlich des darin auftretenden Gegenarguments).

C) Das Argument bringt einen Aspekt, der zur Überwindung der Beschränkung dienen soll. Dieser Aspekt enthält gegenüber der bisherigen Position etwas Neues.

D) Der neue Aspekt ändert die Kontroversstellung und diese Änderung erscheint dann, umgeformt durch die Sicht des Kontrahenten, in dessen nächstem Argument.

Eine Behauptung darüber, ob das, was im Argumentieren geschieht, wenn sich die Kontrahenten nicht so verstehen, dennoch auf die Dauer dasselbe bringt wie ein Argumentieren unter diesem Verständnis, ist überflüssig. Und zwar insbesondere dann, wenn sie wahr ist.

4. Der argumentativ-handelnde Zyklus des Bewußtwerdens

4.1. Charakterisierung des Weges des Bewußtwerdens

Nun soll erörtert werden, was sich ergibt, wenn unter 'Argumentieren' in dem Sinne, in welchem es als 'Überwindung der Widersprüche' bezeichnet wurde, auch Handeln verstanden werden soll. Offenbar unterscheiden wir, ob

ein Mensch sein Auto repariert, ob er einkaufen geht, oder ob er davon redet, es beschreibt oder plant. Dennoch soll hier für das Handeln alles gelten, was im vorigen Abschnitt über Argumentieren gesagt worden ist. D.h. der Unterschied - wie immer er sonst genau zu fassen sei - soll im Hinblick darauf, daß dabei Äußerungen auf die Überwindung der Widersprüche gerichtet sind, nicht unterschieden sein.
Dies ist für das übliche Verständnis von rationalem Argumentieren eine Begriffsdehnung, die schwer tragbar ist. Dem natürlichen Argumentieren ist das dagegen nicht so fremd:

Heiner: Komm, geh du einkaufen!
Sibylle: Was ich? Weshalb? Geh doch selber!
Heiner: Hör mal, ich habe heute früh schon das Auto repariert.

Hier soll das Autoreparierthaben ein Argument sein zur Begründung der Aufforderung 'Geh einkaufen'. Also die Handlung ausgeführt zu haben, nicht der Satz, ist der Grund. Jedenfalls kann man es so verstehen. Als rational Argumentierender kann man anders: Da soll der Satz über das Autoreparierthaben der Grund sein. Aber natürlich nicht der Satz als irgendetwas Dahergeredetes. Nein: Er muß wahr sein. Daß er wahr ist, das macht den Grund aus. Und damit ist es dann dasselbe, was ich auch wollte. Nurmehr die Ausdrucksweise ist verschieden.

Nach dem hier gemeinten Konzept wechseln sich im Lebensprozeß eines Menschen Phasen, in denen er wesentlich handelt, ab mit Phasen, in denen er wesentlich denkt. (Wenn er weder das eine noch das andre zu tun scheint - im Schlaf - tut er beides, gemischt und weniger bewußt). Das Denken wird als theoretisches Argumentieren aufge-

faßt. Hier wird der Mensch sich seiner Situation, seiner Wünsche, seines Wissens usw. inne, indem er mit sich selber zurate geht und indem er mit und gegen andere darüber spricht. Das Handeln wird - wie es beim wissenschaftlichen Argumentieren qua "Gegenstandskontakt" konzipiert war - als Auseinandersetzung mit der Welt aufgefaßt, bei der einerseits das ausgeführt wird, was geplant oder gewollt war, andererseits Neues erfahren wird.
So wird der Lebensprozeß des Individuums zu einem Band, in dem die Argumente anderer und die Argumente der Welt und das, was es selber jeweils weiß, kann und ist, zusammengeflochten werden, wobei es mit seiner Aufmerksamkeit mal mehr beim Konzipieren, und mal mehr beim Ausführen des Konzipierten ist. Doch dies ist nur - im Bild gesprochen - der Faden, den es je in den Händen hat. Gleichwohl findet das andere auch immer statt.
Beim planenden Reden findet auch Ausführen statt: nämlich Vollzug von sprachlichen, gefühlsmäßigen usw. Übergängen. Und was im Ausführen geschieht, das kann im anschließenden Plan als das Bereitstellen des ersten Schritts zu dem jetzt anstehenden Plan erscheinen.
In dies Band hineingeflochten sind die Argumente, die das Individuum aus den Handlungsvollzügen und dem Reden mit anderen genommen bzw. umgeformt hat. Dabei ist von deren Warte aus das gleiche zu sagen, so daß, wenn man ein Gesamtbild probiert, alles individuelle Leben und das Geschehen in der Welt in einer Art großem Teppich ineinander verwoben ist, ständig weiter sich flicht.

Ob etwas Argumentieren oder ob es Handeln ist und was es als Argument und was es als Handlung ist, das kommt immer auf den Standpuntk an, den man einnimmt. Jeder weiß (hoffentlich), was er tut und vertritt. Doch wenn wir seinen Freund fragen, dann ist es schon wieder etwas

anderes und das ist nicht weniger wichtig, denn was der Freund davon hält, das bringt er von seiner Seite in diese Freundschaft ein, und der Befreundete ist davon bestimmt. Drastischer ist es meist noch, wenn wir seinen Feind fragen.
Der "Standpunkt", von dem aus das überhaupt gesagt werden kann, ist auch keineswegs übergeordnet, sondern nichts weiter als eine individuelle Äußerung über ein Verständnis von Argumentieren und Handeln. Ein Verständnis, welches sich bislang in Auseinandersetzungen mit anderen hat bestimmen lassen.

Ich möchte nun ein Konzept entwickeln, welches diesen Prozeß der denkenden und handelnden Bestimmung und Bestimmtwerdung im Zusammenhange mit der Welt und anderen Menschen systematisiert. Und zwar derart, daß ersichtlich wird, wie dabei Menschen bewußter werden.
Der Ausdruck 'bewußt' ist im bisherigen Text hin und wieder vorgekommen, seine Bedeutung sollte nun über ein alltagssprachliches Verständnis hinausgehen.
Wir sagen z.B. daß wir im Schlaf weniger bewußt sind als beim Wachen. Und im Zirkus mehr als auf einer langweiligen Bahnfahrt. Es gibt Menschen, die von sich sagen, daß sie "bewußt" essen und dann hantieren sie mit einer Kalorientabelle. Erwachsene sind bewußter als Kinder. Und die mehr als Tiere.
Es scheint darauf anzukommen, daß man weiß, was man tut und es steuert. Solch ein Verhältnis zwischen Wissen, Aufmerksamkeit und Handeln scheint entwickelbar zu sein. Jedenfalls wenn wir den Fortgang vom Kind zum Erwachsenen vor Augen haben.
Wodurch entwickelt sich dies Verhältnis? Anders: Wie wird ein Mensch bewußt? Das ist die Frage, als die sich schließlich die Frage nach der Einheit von Argumentieren und Metaargumentieren reformulieren läßt. Allerdings

ist damit eine entscheidende Verschärfung gegenüber dem alltäglichen Reden von Bewußtsein gemacht: Bewußt kann jemand dann nicht gegen die Anderen und das Andere sein. Im alltäglich Reden ist das zugelassen. Attraktiv ist die Vermutung, daß das Wort deshalb dort 'Bewußtsein' heißt. Hier soll von 'Bewußtwerden' gesprochen werden.

Nun zu dem Konzept (Man wird ohne weiteres den oben beim wissenschaftlichen Argumentieren entwickelten Zyklus wiedererkennen):
Der Anfang ist das Auftreten einer Kontroverse, ein Anlaß, bei dem in irgendeiner Weise die bisherige unproblematische Einheit des unmittelbaren Lebens zerbrochen ist. Dieser Anfang provoziert eine erste Argumentationsphase, in der die Kontroversstellung zu einer Darstellung der Situation wird. Diese Darstellung ist die erste theoretische Phase des Zyklus und klärt die Form der Situation, in der ein Mensch sich befindet. Sie impliziert damit eine Erklärung der Kontroverse und eine Kritik der Situation, insofern diese die Kontroverse hervorgebracht hat. Meist ist das eine Kritik am Kontrahenten, wie ja auch meistens die Darstellung nicht übereinstimmend ist, sondern die Kontrahenten gegen- und aneinander jeweils ihre Sicht der Dinge entwickeln. Doch muß es nicht so sein. Sie können schon in dieser Phase die Widersprüche überwinden. Ob diese dann überwunden sind, bzw. ob sich das hält, das wird dann sichtbar werden daran, wie die nächsten Phasen durchschritten werden.
Die zweite theoretische Phase bringt eine Vorstellung darüber, wie die Kontroverse behoben werden könnte. In der entsprechenden Argumentation wird diese Vorstellung entwickelt. Diese Entwicklung ist die Begründung des Handelns. Diese Phase geht sodann über ins Handeln, oder, wie man auch sagen kann: ins praktische Darstellen des

theoretisch Vorgestellten. Sind sich die Kontrahenten nicht einig geworden, dann ist dies Handeln ein mehr oder weniger harter "Kampf" um die Bestimmung der Sache. Allgemein ist es die ~~Frage~~ Phase der Auseinandersetzung mit der Sache: Es wird getan, was sonst immer getan wurde, jedoch nun unter den zusätzlichen Gesichtspunkten aus den beiden theoretischen Phasen, die vorangegangen sind. Insofern das aber nicht nur ein "Ausführen" ist, sondern eben auch Neues bringt - einerseits weil man seine allgemeinen Begriffe auf besondere Situationen bezieht, andererseits, weil die Situation sich ändert, und ja auch durchs Handeln sich ändert - deshalb folgt dieser Phase eine weitere theoretische, die ich 'Auswertung' nenne. Hier wird dann "festgestellt", wie weit das Vorgestellte sich praktisch darstellen ließ. Auch diese Feststellung ist eine Argumentation. Was der eine feststellt, das wird dem anderen u.U. als borniert vorkommen. Eine kontroverse Argumentation darüber geht dann wieder in eine Darstellung dessen, was für eine Form die Situation überhaupt hat, über. Damit beginnt dann ein zweiter Zyklus, der wieder die gleiche systematische Struktur hat.

Um zu sehen, was dabei 'systematisch' heißen soll und wie sich das zur Zeitlichkeit des Redens, Denkens und Handelns verhält, betrachten wir die vierte Phase:
Man bemüht sich hier, zu erkennen, was man getan und erreicht "hat". Und das scheint zeitlich später zu sein als die eigentliche Handlung. Offensichtlich überlegen wir aber auch <u>während</u> der Handlung, was wir erreichen und ob es das ist, was wir erreichen wollten. Und: ob wir das, was wir wollten, auch weiterhin wollen - nämlich angesichts der Widerstände, auf die wir stoßen und der Möglichkeiten, die sich eröffnen.

Dieses in einer Weise zu erfassen, daß wir darin eine Entwicklung erkennen und daß sich zeigt, wie diese Entwicklung steuerbar ist, das ist der Sinn der Einbettung des Handelns in diesen Zyklus. Der Zyklus ist der Versuch, die Gedankengänge (die theoretischen Handlungen) zu systematisieren, mit denen wir das (praktische) Handeln "über-legen". Und zwar so, daß die Möglichkeiten sichtbar werden, wie das Überlegte und die verschiedenen Aspekte des Überlegens mit einer gewissen Konsequenz auseinander hervorgehen. Dies Hervorgehen ist dann systematisch und/oder historisch gemeint. Das wirkliche lebendige Handeln soll in dem Maße 'bewußt' heißen, als es alle vier Phasen eines Zyklus und ggf. auch weitere Phasen darauf aufbauender Zyklen - möglicherweise ganze Zyklen - zugleich als Aspekte an sich hat. Und zwar nicht (nur) für einen Betrachter, sondern so daß der Handelnde das in seinem Handeln selber berücksichtigen kann.

Und insofern dies Handeln eine Konfrontation mit Neuem ist und dies u.U. als Änderungen der Überlegungen berücksichtigt wird, "wird" der Mensch bewußter. Das Bewußtwerden ist damit ein Weg, auf dem der Handelnde mehr und mehr erkennt, von welchen Widersprüchen die Situation und sein eigenes Erkennen, Wollen und Tun geprägt ist. Und auf dem er nur vorwärts kommt, wenn er ständig bereit ist, alles, was er zu wissen und zu tun gewöhnt ist, auch wieder aufzugeben, weil es ja als Teil der widersprüchlichen Situation auch verkehrt ist; aber solange er es nicht aufgeben muß, er es unbedingt festhält, weil er sonst nicht erkennt, und damit nicht weiß, was er tut.

Er muß beim Handeln genau auf das achten, was für Erfahrungen sich hinsichtlich seiner Vorstellung ergeben. Und er muß genau darauf achten, was die Situation als andere ist. Dafür bekommt er zwar von seinem jeweiligen

Kontrahenten Gesichtspunkte, doch dadurch ist die Schwierigkeit nicht geringer. Diese Schwierigkeit, die darin besteht, das, was man selber will und ist, im Auge zu haben und ebensosehr das Gegenteil alles dessen, um so für das Denken und das Handeln positive übergreifende Bestimmungen zu entdecken. Dies ist aber (nach dem hier intendierten Wortgebrauch) das "Bewußtwerden".

4.2. Anfang

Der Ausdruck 'Anfang' steht als Oberbegriff für das, was geschieht, wenn die Geschlossenheit oder jedenfalls die unmittelbare Gegebenheit der bestehenden Situation aufbricht.
Der Anfang ist das Übergehen von der weniger bewußten Phase hin zu einem Zustand, in dem jedenfalls Mängel in jener Phase sichtbar werden. Mängel, die über das übliche hinausgehen, die jene Phase als ganze betreffen, so nämlich, daß man darüber hinaus gerät.
Man kann sich sehr leicht überlegen, daß nicht irgendwelche Anlässe von sich aus Anfänge der Bewußtseinsbildung sind, sondern daß es dabei auf Veränderungen im Verhältnis zwischen Menschen und dem Anderen ankommt.
Z.B. ist es für einen erwachsenen Menschen keine besondere Sache, daß Menschen sterblich sind. Für kleine Kinder ist es überhaupt keine Sache. Und für etwas größere Kinder ist es eine Ungeheuerlichkeit.
(Die Erwachsenen haben sich meistens so arrangiert, daß sie die dadurch bezeichnete, stärkste Widersprüchlichkeit in ihrem Leben, nicht weiter beachten. In der Philosophie ist es interessanterweise die Logik gewesen, die hier - Sokrates ist ein Mensch, also sterblich - aus der Sache, die allerdings alles irdische Guthaben wechselt, Kleingeld macht.)

Versucht man genauer zu bestimmen, was dieses "Heraustreten", welches im Anfang geschieht, ist, dann kommt man über die Frage, woraus denn herausgetreten wird, und wohin sodann zu treten wäre, zu dem Eindruck, daß dies genauer zu beschreiben, überhaupt nichts anderes ist, als den Gang des Bewußtseins oder der Erkenntnis zu beschreiben. Das Bewußtwerden ist eigentlich nichts anderes, als das Genaufassen dessen, was man im Anfang gesehen bzw. nicht gesehen hat.

In der Philosophiegeschichte hat es ständig Überlegungen gegeben, womit Erkenntnis beginne. Es scheint so zu sein, daß sich auch in dem, wie der Anfang genauer bestimmt wird, die zunehmende Erkenntnis spiegelt. Sehr grob lassen sich drei Stufen unterscheiden. Bei den Alten war es das Staunen, in der Neuzeit der Zweifel und in der neuesten Zeit sind, wohl hauptsächlich vom Existentialismus, Bestimmungen wie der Ekel oder der Schrekken gegeben worden. Bemerkenswert ist daran, daß offenbar der Zustand aus dem herausgetreten wird, als zunehmend sicher gilt. So daß der Heraustritt zunehmend abrupter wird.

Heute scheint es so zu sein, daß Menschen hauptsächlich bei Problemen zu denken anfangen. Wenn Popper die Wissenschaft bei Problem beginnen läßt, dann dürfte das ein Gedanke sein, der sich über die Grenzen der Wissenschaftstheorie hinaus als genauere Bestimmung des "Anfangs" mit dem Bewußtwerden auffassen läßt. Dabei wäre dann allerdings nicht nur ein"Bruch in unserem Wissen" als Problem zu würdigen, sondern alles mögliche, bei dem neues Fragen, neues Nachdenken und neues Tun einsetzt.
Mit der sehr allgemeinen Fassung des Ausdrucks 'Kontroverse' als der Stelle, mit der Argumentationen beginnen

- und in der sie dann bleiben, bis deren wichtigster Zug, der Widerspruch, überwunden ist - liegt dann eine operable Fassung des problematischen Beginns des Prozesses "Bewußtwerden" vor. D.h. es liegt eine Fassung vor, die die Richtung enthält, in welcher der Anfang als ein Erforderniß der Wahrheit und nicht (nur) der Unzufriedenheit von Subjekten verstanden werden kann. Die Kontroverse ist in allen wichtigen Hinsichten "Anfang", wie man im Vergleich mit z.B. dem Zweifel sehen kann:
Man weiß nicht genau was, aber irgendetwas geht nicht mehr wie bisher. Man ist nicht durch einen Akt freier Wahl in diese Situation hineingeraten. Die Situation in diesem Anfang enthält Kräfte, die über ihn hinauszugehen tendieren.

4.3. Darstellung

Die erste Phase des Zyklus besteht darin, das Problem, als den Gegenstand der Kontroverse theoretisch darzustellen. Argumentativ entwickelt sich diese Darstellung aus der anfänglichen Kontroversstellung. Und zwar dadurch, daß in immer weiteren Argumenten - man habe Recht, weil ... und der andere habe Unrecht, weil ... - immer weitere Teile der Situation in die Argumentation hereingebracht werden. Das kann durchaus unterbrochen sein von Zusammenfassungen dessen, was sich nach einigen Argumenten insgesamt ergibt und wie es sich gegenüber der Gegenposition ausnimmt.
Solche Zusammenfassungen "erklären" dann die Kontroverse, insofern sie die Sicht einer Position zu dieser Sache enthalten. Bei bewußteren Argumentationspartnern enthalten sie auch jeweils die Sicht des anderen. Man braucht das jedoch nicht zu fordern. Denn wenn auch die Position

kein Verständnis der Gegenposition "für sich" enthält: die Kontroverse äußert ja das Verhältnis beider, bringt es "an sich" zur Darstellung.

Ich möchte die Teile der Situation, die in der Darstellung berücksichtigt werden, zusammengenommen 'das System' nennen. 'System' ist also ein Wort für das, was einem Kontrahenten an der Situation wesentlich ist. Das System ist der Inhalt der Position. Solch ein System erfährt eine Erweiterung, wenn mehr aus der Situation in der Position berücksichtigt wird. Also wenn - sei es vom Kontrahenten, sei es von der Situation - ein neues Argument kommt. Der Ausdruck 'Teil' soll für alles stehen, wovon in den Argumenten die Rede ist. Als Teile eines Systems können sowohl Gegenstände als auch Zusammenhänge thematisiert werden. Zusammenhänge sind im System das, was in der Argumentation die Übergänge sind. Gesetzmäßige oder regelmäßige Zusammenhänge sind die Übergangsformen. Die Zusammenhänge bestimmen die Teile, so wie die von einem Begriff zu einem anderen bestehenden Beziehungen die Begriffe bestimmen.
Auch der Ausdruck 'Form' soll hier auf der Objektebene verwendet werden; und zwar analog seiner Verwendung für Argumente und Positionen: mit dem Wort Form wird dann über die Zusammenhänge geredet, insofern sie bestimmt sind und fest. Insofern sie also nicht einfach anders sein können, doch auch nicht unveränderlich sind, aber jedenfalls einer Veränderung Widerstand entgegensetzen.

Sofern die Teile in Zusammenhängen stehen, in denen sie einander einerseits ~~schützen~~ stützen und fördern, andererseits beschränken und gefährden, insofern sie also positiv und negativ voneinander abhängig sind, möchte ich die Form des Systems 'widersprüchlich' nennen. Der Wortgebrauch von 'widersprüchlich', den ich für das Verhältnis

zwischen Positionen und Positionsteilen eingeführt hatte, ist damit jetzt eine Unterart dieser Verwendung: vermittelt wird das, wenn wir die zusammengestellten Positionen als System auffassen.

Die erste theoretische Phase besteht darin, daß das Problem erklärt wird. Die Erklärung besteht darin, daß man formuliert, welchen Widerspruch das Problem ausdrückt. Erläuternd: Ein Mensch will etwas anders haben als es vorliegt oder als ein anderer es will. Die Erklärung würde angeben, wie sich das aus den Zusammenhängen zwischen "seinen Teilen" (Wünschen, Bedürfnissen, Einstellungen) und denen des anderen als Resultat einer einheitlich/gegensätzlichen Entwicklung ergibt.

Das System, wenn überhaupt Menschen damit zu schaffen haben, ist bereits vorverstanden. D.h. es gibt ein Verständnis des Systems - ich will ein solches Verständnis ein 'Modell' nennen -, das dem jetzt durch den Anfang geforderten neuen Modell voraufgeht. Der Anfang ist gerade insofern ein Anfang, als er mit diesem Vorverständnis nicht hinreichend erklärt wird.
Das Vorverständnis ist ~~auf~~ oft kein explizites Modell, sondern ist in der Sprache, die im System gesprochen wird, also in ihren syntaktischen, semantischen und pragmatischen Eigenarten, sowie in den Selbstverständlichkeiten des Denkens und Verhaltens verborgen.
Der wichtigste Aspekt dieses Vorverstädnnisses ist, daß es auch ein Teil des Systems ist und damit der bestimmten Form angehört, in der das System die Teile integriert. Es ist sogar ein ganz exponierter Teil, denn es hält die Teile zusammen: entsprechend diesem Verständnis berücksichtigen die Menschen Teile der Situation in ihrem Handeln. Das Vorverständnis, insofern es explizit im Zusammenhang mit dem widersprüchlichen System gesehen

wird, soll das 'forminterne Modell' heißen.
Der Zusammenhang, in dem das forminterne Modell die Teile hält ("klebt" könnte man fast sagen), ist auch im obigen Sinn widersprüchlich: insofern in diesem Modell die Teile des Systems bewertet sind, also in positive und negative eingeteilt (bzw. in solche, deren bedingtes Verhalten positiv eingeschätzt wird und in solche, deren bedingtes Verhalten negativ eingeschätzt wird, - eine Einschätzung, die sich besonders dann einstellt, wenn das Verhalten überhaupt nicht bedingt ist), werden die Teile des Systems durch das forminterne Modell und das daraus sich begründende Handeln einerseits in ihren Möglichkeiten eingeschränkt, andererseits in ihrem Bestand gesichert.

Nun besteht darüber, was positiv und was negativ sei, meist keine Übereinstimmung. Soweit die formulierte Erkenntnis von Systemteilen selber eine Bewertung ist (in jeder Erkenntnis wird ja eine gewisse Relevanz des Erkannten kundgetan; mindestens diese Bewertung liegt immer vor), finden die Widersprüche der ganzen Form des Systems ihre Entsprechung in Umstimmigkeiten des forminternen Modells. Im Extremfall sind das dann kontroverse Behauptungen, die aber noch nicht unbedingt von kontroversen Positionen gegeneinander vorgebracht werden.

Die Erklärung des Problems besteht also darin, daß es als Resultat der Entwicklung eines widersprüchlichen Systems dargestellt wird, welches durch ein forminternes Verständnis so festgehalten wird, daß alle Systemerweiterungen (die nötig werden, wenn sich irgendetwas in der Situation bis dahin nicht Vorhandenes oder nicht für wichtig Gehaltenes oder nicht Bemerktes als relevant erweist), die Form wahren und nicht etwa sprengen oder überschreiten.

Diese Erklärung beinhaltet insofern eine Kritik. Und zwar einerseits am System: Das Problem weist darauf hin, daß die Form hier zur Schranke wird. Andererseits am forminternen Modell des Systems: Es ist qua formbestimmter Bestandteil des Systems am Zustandekommen des Problems beteiligt.
Die Kritik ist von einer etwas anderen Art als das, was sonst 'Kritik' genannt wird. Und zwar in drei Hinsichten:

A) Sie ist nicht subjektiv, sondern objektiv. Das soll heißen: Man kritisiert hier nicht, indem man sich etwas Besseres ausdenkt und das der vorliegenden Problematik gegenüberstellt. Sondern man formuliert oder macht bewußt, inwiefern das System gleichsam sich selber kritisiert: Das Problem hervorbringt und damit auf Beschränkungen der Möglichkeiten der Teile hinweist.

B) Sie ist nicht abstrakt, sondern konkret. Das soll heißen: Die Situation wird nicht dahingehend kritisiert, daß sie Teile enthält, die nach ihren Verhaltenskonstanzen, soweit diese im Modell erkannt sind, mit den Verhaltenskonstanzen anderer Teile (nämlich den Werten, Normen, Wünschen, Menschenbildern eines Kontrahenten) konfrontiert, zu Schwierigkeiten führen. Dabei nämlich würden die Teile stets auf einige ihrer Möglichkeiten reduziert[2o3)]. Sondern bei dieser Kritik wird über Teile und deren Verhaltenskonstanzen nur mit Bezug auf den Anfang geredet als dem Punkt, an dem das System sich als offen und sich entwickelnd erweist.

C) Sie ist nicht partiell, sondern total. D.h. in dieser Kritik werden nicht Teile, die in Gedanken aus der Situation isoliert worden sind, abgelehnt,

der Rest aber so belassen, sondern es wird das Problem als Ausdruck der Verkehrtheit des ganzen Systems aufgrund seiner widersprüchlichen Form kritisiert.

Die Darstellung bringt also das Problem als eine gewisse - für den Darstellenden problematische - Konstellation im Verhältnis zwischen der Situation, deren bisherigem Verständnis und dem Darstellenden selber, zum Bewußtsein.

Betrachten wir die dabei entstehende Argumentationssituation, dann haben wir intra- und interpositionelle Argumentation zu unterscheiden. Intrapositionell ist die Darstellung eine Folge von Schritten, die das Problem methodisch aufbaut: Sie zeigt, wie man von abstrakten Anfängen her, mit denen man Teile aus der Situation in Gedanken herauslöst und dann als herausgelöste in Beziehungen zu anderen setzt, das sich dabei ergebende Resultat wieder in weitere Beziehungen usw., bei der konkreten Problemsituation ankommen kann.
Interpositionell ist es schwierig, sich diese Schritte vorzulegen, weil die je andere Position darin kaum etwas für sich findet. Der Grund, der intrapositionell bei jedem Schritt ausschlaggebend ist, nämlich daß man schließlich bei der spezifischen Problemsicht ankommt, ist für die andere Position nicht da. Für sie ist das Problem etwas anderes, die andere Seite nämlich. Da sind dann meistens schon die Anfänge nicht nachvollziehbar (Weshalb wollen Sie denn gerade diesen Unterschied - z.B. Produktionsmittelbesitz - als Anfang Ihrer Erklärung?).

Daher sieht die darstellende Argumentation interpositionell so aus, daß ständig von beiden Seiten aus nach

Argumenten gesucht wird, die der andere mal annimmt. Nur wenn man solch eines gefunden hat, dann geht die Argumentation ein Stückchen weit methodisch: Solange, bis der andere wieder deklariert, da habe er einen Einwand. Geht man den Einwänden sorgfältig nach, dann ergibt sich immer wieder der als 'Inkommensurabilität' bezeichnete Sachverhalt.
Von jeder Position aus gehört daher die andere Position zu der Sache, die problematisch ist und in der man das Problem erkennen muß. Das Entgegenstehen der anderen Position und deren Unverständnis für die eigenen Argumente sind selber Teile der Sache, die das Problem ausmachen, welches es zu erklären gilt. Somit ist jeder Position die andere mit der Situation verfilzt. Das was sie meint, ist forminternes Modell. Wogegen man mit dem, was man selber für richtig hält, darüber hinaus zu sein glaubt.

Allgemein gesagt ist nun die Position der anderen überlegen, die der anderen zeigen kann, daß sie über die Situation hinaus ist und daher: die dem kontroversen Modell dessen Formimmanenz zeigen kann.
Ein solcher Nachweis kann in seiner Schwierigkeit kaum überschätzt werden: Die andere Position will ja "dieses" Problem auch loswerden. Der Nachweis würde implizieren, daß sie in der Weise, wie sie das Problem versteht und behandelt, es selber hervorbringt.
Die Position, gesehen als theoretischer Ausdruck von Handlungsweisen, mit denen die Situation bestimmt wird, war 'Paradigma' genannt worden. Der Nachweis der Formimmanenz würde damit auf den Nachweis hinauslaufen, daß der interparadigmatische Widerspruch - als der das Problem in der kontroversen Argumentation immer wieder auftritt - in Wahrheit ein intraparadigmatischer Widerspruch des Kontrahenten ist.

Solange aber eine Position dieser Nachweis nicht gelingt, kann sie das zwar mit allen Kräften glauben usw. doch ist das nicht nur unnütz ('Du bist es, der den Streit bringt', ist ja ein Öl-ins-Feuer-Argument), sondern auch verkehrt: Diese Theorie ist bloß Gedanke. Sie hat keine Wirklichkeit darin, daß der Andere anderes tut. So ist man es selber, der den Widerspruch zum Anderen - und ganz pointiert in dieser Behauptung - macht. Und damit ist er (auch) interparadigmatisch.

Was die intraparadigmatische Argumentation angeht, so bleibt stets die Frage offen, weshalb man denn das Problem gerade so sehen sollte. Es gebe ja auch andere Möglichkeiten. Solche bezweifelnden Einwände sind innerhalb dieser Phase nicht auszuräumen. Man kann sich sehr um das Ausfüllen von Lücken bekümmern, grundsätzlich wird man die Position nicht lückenlos machen.
Die eingentliche Bedeutung der bezweifelnden Einwände ist, daß sie zum Weitergehen über diese Phase hinaus nötigen. Die Erklärung des Problems in einer bestimmten Weise zu machen, stützt sich nur "nach hinten" auf die methodische Darstellung. Sie muß sich auch nach vorn stützen: darauf, daß mit dieser Erklärung das Problem lösbar ist.

4.4. Vorstellung

Die zweite theoretische Phase ist in zweierlei Hinsicht eine Begründung. Sie ist die Begründung dafür, die Erklärung so zu machen, wie man sie macht. Und sie ist eine Begründung dafür, so zu handeln, wie man dann handelt. In dieser zweiten Phase findet die Überwindung des Problems in der Vorstellung statt. In der dritten wird sie in der Tat versucht.

Die Darstellung ging von gewissen abstrakten Einzelheiten des Systems hin zur konkreten Problemsituation. Die Vorstellung geht über diese hinaus auf eine Situation, die wieder nur durch einige Einzelheiten bestimmt ist (sein kann, weil sie ja noch nicht da ist). Die Vorstellung ist also eine Verländerung, Elaboration und Weiterentwicklung des Systems.
Das soll etwas anderes sein, als daß man einfach die eigenen Wünsche oder Ziele als zu verwirklichende an die Situation heranträgt: daß man also als Problemlösung etwas konzipiert, das dem Widerspruch bloß entgegengesetzt ist.

Der Grund, aus dem nicht so verfahren werden sollte: Eine derartige Entgegensetzung wäre selber formimmanent. Mit ihr würde nur eine weitere Seite der widersprüchlichen Form - nämlich die eigenen Wünsche und Ziele eines Subjekts, also eines Teils der Situation - aktiviert.
Was vielmehr in der Phase "Vorstellung" zu tun ist: Es ist zu zeigen, in wieweit im Problem nicht nur Einschränkungen des Handelns und der Situationsentwicklung liegen, sondern auch Chancen. Das ist nun nicht so zu machen, daß man in einigen Teilen Schranken sieht, in anderen aber Chancen, sondern die Aufgabe besteht darin, dieselben Aspekte am Problem als einschränkende Fessel und als entfesselnde Befreiung darzustellen.

Diese etwas befremdende Forderung kommt über folgende Überlegung zustande: das Problem ist zwar eine Beschränkung der Handlungsmöglichkeiten. Aber diese realisieren zu wollen (und sich insofern als beschränkt zu erfahren) ist selber Teil der Form: also der besonderen Beziehungen, in denen die Teile der Situation zusammengefügt sind. Und daher ist das Problem der Hinweis darauf, daß in dieser Form irgendetwas nicht berücksichtigt wird,

daß Teile ignoriert werden bzw. sich nicht so verhalten können sollen, wie es gerade geschieht.
Und insofern dieser Hinweis dringlich ist, nämlich problembeladen, insofern er also Abänderung verlangt, ja: selber schon Abänderung ist, kann man das Problem als eine Einschränkung der formspezifischen Einschränkungen sehen.

Diese Einschränkung der Einschränkung positiv zu formulieren, das ist die Aufgabe der Vorstellung. Es ist also hier ein Ziel anzugeben, auf das das System "eigentlich" hinsteuert. 'Eigentlich' soll dabei heißen: insofern es nicht diese besondere Form hätte, sondern eine allgemeine. Dieses Ziel, welches, wie man sagen könnte, im Problem "negativ" ausgedrückt wird, ist in der Vorstellung positiv zu fassen.
Dazu ist das, was die kontroversen Seiten in der Bewältigung des Problens von sich nach außen bringen, allgemeiner zu fassen. Nämlich so, daß es nicht mehr formspezifisch und somit dem Widerspruch verhaftet ist. Das vorgestellte Ziel, das die Überwindung des Widerspruchs theoretisch ausdrückt, steht also nicht im Gegensatz zu dem, was die am Widerspruch beteiligten Seiten zur Problembewältigung unternehmen, sondern es enthält nur die Inhalte dieser Äußerungen und fügt sie so zusammen, daß der Widerspruch, soweit er erkannt ist, aufgehoben ist. Bzw. daß eben voraussichtlich derartige Probleme nicht mehr auftreten[2o4)].

Auf dies Ziel hin sind dann Handlungen zu konzipieren. Diese Hanlungen, so will ich vorgreifend sagen, sind nicht zweckrational auf das Ziel bezogen: sie sind nicht Ursachen, die voraussichtlich das Ziel als Wirkung nach sich ziehen. Sondern sie sind Ausdrucksweisen des Ziels, sind selber nichts anderes als das Ziel, konkreter ge-

faßt. Das mag ein bißchen mysteriös klingen. Doch das Mysterium verschwindet, wenn man bedenkt, daß das Ziel kein Zweck ist, im Sinne eines Zustandes, der der Situation in ihrem gegenwärtigen Zustand vorangestellt wird und auf den dann hinzuwirken wäre.
Auch die Erklärung und Kritik der jetzigen Situation stellt diese nicht in einem starren Zustand dar, sondern als ein dynamisches System in bestimmter Form. Dabei geht es immer um die Bewegungsmöglichkeiten der Teile: wie sie durch die Verhältnisse der Teile zueinander geprägt sind und wie die Realisierungen der Bewegungsmöglichkeiten die Relationen zwischen den Teilen - und am Ende eben auch diese Teile selbst - prägen.
Das Ziel ist, um in der Metapher zu bleiben, eine Umprägung der Beziehungen, die man für die problemrelevanten hält. Und insofern diese Beziehungen Handlungsbedingungen und -eigenschaften sind, hat man das eingreifende Handeln nicht als Änderungen bewirkend zu konzipieren, sondern als ändernd: als anders.
Als anders als "es" bis dahin war. Das eingreifende, auf Überwindung des Widerspruchs hinzielende Handeln ist nichts weiter als das Ändern der Formbestimmtheiten der bislang ausgeführten Handlungsweisen.

Die Argumentation, die die Bewußtheit in dieser zweiten Darstellungsphase konstituiert, sieht intraparadigmatisch so aus: Es werden Thesen gebracht als Vorschläge zu Handlungen, die gewisse bis dahin als Teile des Systems vorkommende Handlungsweisen ersetzen (das kann, von außen betrachtet, ganz genau das gleiche sein; nur daß es jetzt nicht "als Handlungsweise", also schematisch, gemacht wird, sondern mit Aufmerksamkeit, als je neue, aktuelle Äußerungen).
Die Gründe für die Thesen sind Belege dafür, daß diese Handlungen ausführbar sind, daß sie von dem her, was das

System in dieser Form erlaubt und verbietet, möglich sind; und daß, sie auszuführen keine isolierte Änderung eines Teils wäre, sondern daß durch diese Änderungen die Form sich ändert. Und zwar im Hinblick auf Lösung des Problems.

Diese Belege sind keine Prognosen im üblichen Sinne, d.h. Voraussagen über die Wirkungen von Eingriffen: sie folgen nicht unbedingt aus dem Modell als Implikationen seiner Gesetzmäßigkeiten. Sondern sie stehen auf gleicher Stufe wie das Modell, sind dessen Erkenntnisse, reformuliert für konkrete Fälle. Dennoch sollen diese Belege hier 'Prognosen' genannt werden. Es kann sich um Folgerungen aus generellen Sätzen handeln, doch muß es nicht so sein. Es können auch Sätze von der Art 'An anderer Stelle, bei ähnlicher Sachlage, ist der Prozeß so oder so verlaufen' sein, die dann als "Analogien" für den anstehenden Fall verwendet werden.

Der Übergang von der Darstellung des geformten Systems zur Vorstellung seiner Überwindung ist nicht unbedingt zwingend. D.h.: Aus dem für die bisherige Erklärung in Anspruch genommenen Wissen (zu dem zurecht das übliche formale Wissen - Logik, Mathematik - und das übliche inhaltliche Wissen - allerlei mehr oder weniger gut bestätigte Theorien - gehört), läßt sich die Vorstellung nicht in formalen Schritten herleiten.
Die dabei entstehende Schwierigkeit ist nicht einfach die Wiederholung der Schwierigkeiten in der Erklärung: intrapositionell müßte man nur sehen, daß die Schritte möglich sind. Denn jetzt ist diese Möglichkeit nicht mehr zu sichern, indem man in der bestehenden Situation eine Übungs- oder Schulsituation realisiert. Sondern jetzt besteht das Gewinnen derartiger Einsicht darin, daß man die Situation überschreitet.

(Das kann auch in kleinen Übungssituationen gemacht werden. Z.B. ein Schulversuch, eine Modelluniversität. Wenn aber diese die "Möglichkeit" tatsächlich zum Vorschein bringen, dann werden sie meistens zurückgenommen. Das heißt aber dann, daß das Konzept gerade nicht möglich war, sondern nur denkbar.)

Daß der Übergang von der Darstellung in die Vorstellung nicht zwingend ist und, insofern er "notwendig" sein soll, diese Notwendigkeit letztlich durch nichts anderes zeigen kann als durch die Realisierung des für möglich Erachteten, das ist ein Zug, der dieses Handlungskonzept vom methodisch angeleiteten rationalen Handeln unterscheidet. Es ist ein guter Zug: er behindert die Meinung, man könne sich des Sinns seiner Handlungen vor deren Ausführung sicher sein.

Die letztlich bleibende Unsicherheit wird operationalisiert in der interparadigmatischen Argumentation. Solange eine Gegenposition vorhanden ist, kann diese immer bestreiten, daß die herangezogenen Fälle "analog" sind. Daß also die Situation, in der sie stattfinden, der vorliegenden in den wesentlichen Hinsichten gleich wäre. Oder sie kann bestreiten, daß die in der Analogie unterstellte Gesetzmäßigkeit besteht, indem sie ihrerseits analoge Fälle dagegensetzt, in denen der Verlauf anders ist.
Setzt man sich mit solchen Einwänden gründlich auseinander, so führt das schließlich wieder in die Argumentation um das Verständnis des Systems (ggf. eines neuen Systems, aus dem die Gegenbeispiele stammen).
Tritt aber intraparadigmatisch als Einwand der blanke Zweifel auf, daß es so gehen könnte - es wäre doch auch anderes möglich usw. - dann ist dem nicht anders abzuhelfen, als indem man nun ans Handeln geht.

4.5. Handeln

Die in der Vorstellung formulierten Ergänzungen der Situation werden im Handeln zur Wirklichkeit gebracht. Das Handeln ist so die Verlängerung der Überlegungen in das Werden der Situation hinein, soweit man mit seiner Tätigkeit daran beteiligt ist.
Das Handeln ist nichts weiter als das Bemühen darum, die in der Vorstellung theoretischen Handlungen, die sich als Handlungen gegen Einwände durchzuhalten versuchen - dabei die Bestimmungen des Einwendenden nicht ablehnend, sondern integrierend - nun auch als praktische Handlungen durch die "Einwände" der Situation hindurch zu halten.

Der dabei verwendete Handlungsbegriff geht über den als 'rationales Handeln' oben kritisierten hinaus. Die Überschreitung besteht darin, daß das, was in jenem Mangel ist (nämlich daß man niemals vollständiges Wissen zur Verfügung hat, mit dem man formuliert, daß man etwas will und kann), hier zum Begriffe gehört: Als das Berücksichtigen der Tatsache, daß man handelnd wirklich etwas Neues tut. Daher muß das "Bewußtsein" beim Handeln dann nicht nur durch Wissensbildung vor dem Handeln bestimmt sein, sondern durch Integration des Handelns als Phase in diesem Zyklus. Zusammenfassend ist dieser Begriff so zu charakterisieren:
Handeln ist das Sich-Äußern eines Subjekts, betrachtet in der Hinsicht, daß das Subjekt dabei seiner selbst bewußter wird; oder, was dasselbe bedeuten soll, daß es darin die Widersprüche seiner Situation konkretisiert und zu überwinden sich bemüht.

Um das zu erläutern, greife ich zwei Unterscheidungen aus der griechischen Philosophie auf: die zwischen ποιεῖν und πράττειν und die zwischen πράττειν und ἄρχειν [205].

Zur ersten Unterscheidung: ποιεῖν ist Handeln im Hinblick auf das daran sich Wiederholende, Schematische. Handeln als ποιεῖν ist das Aktualisieren eines Handlungsschemas, das Ausführen eines Rezepts oder einer Anweisung. Das zeigt auch der Bezug auf das Produkt: Poietisches Handeln ist Handeln insofern es ein vorher bestimmtes Resultat erzielt.
πράττειν in Bezug zu ποιεῖν ist der historische Aspekt daran; der Aspekt, daß Handlungen, die schematisch sind, ja auch wirkliche historische Ereignisse sind, bei denen der Mensch lebt und sich verändert. In das hier anvisierte Konzept einbezogen besagt die Unterscheidung: Handeln als Handlung, also als isoliertes Stück menschlicher Möglichkeiten, versus Handeln als "Teil" der Situation, bestimmt von der Form des Systems. Etwas vergröbert läuft es darauf hinaus: Handeln, systematisch betrachtet versus Handeln, historisch betrachtet.

Die zweite Unterscheidung liegt quer hierzu:
πράττειν in Bezug auf ἄρχειν bezeichnet den Aspekt am Handeln, daß dabei etwas aus der Vergangenheit Offengebliebenes vollendet oder durchgeführt wird. Hier bedeutet das dann: Handeln als Durchführung dessen, was in einer bestimmten Situation gewußt und gewollt werden kann zur Überwindung des Widerspruchs[206], diesen dabei "praktisch darstellend".
Diese praktische Darstellung geht aber über das hinaus, was gewußt und gewollt werden kann. Und das führt zur zweiten Seite dieser Unterscheidung, dem ἄρχειν : Das Handeln ist immer ein wirkliches Überschreiten der ganzen Situation, atemlose Erneuerung, Wiedergeburt, oder wie man sich immer hier ausdrücken möchte (bei gegebenem Stand der Dinge - der verbiestert-pedantische Schematismus feiert in der Handlungstheorie geradezu Triumphe - kann man hier kaum zu pathetisch sein). Insofern man

dies bewußt haben kann, ist dieser Aspekt die praktische Einlösung des im Anfang, im Problem erschienenen Überschreitens der Situation.

Diesen Aspekt des ἄρχειν hat jedes Handeln, auch die stupideste Routine, an sich. Nur ist man, je gewohnter man in einer Handlungsweise ist, umso verschlossener, ihn zu bemerken; weil die Struktur der Aufmerksamkeit durch die dauernden Bestätigungen hart geworden ist.

Das Handeln in toto als πράττειν oder gar als ποιεῖν aufzufassen, ist nicht nur Ausdruck eines armseligen Lebens, sondern es ist auch theoretisch angreifbar, weil man dann überhaupt nicht zu greifen vermag, was abstrakt jeder weiß: daß wir mit jeder Äußerung, in jedem Sekundenbruchteil in einereinzigartigen historischen Situation sind, die noch nie da war und die sich nie wiederholen wird. Gewiß ist Handeln, insofern wir uns überhaupt zu etwas entschließen, auch Aktualisieren von Schemata. Wenigstens an irgendetwas Bekanntes müssen wir uns dabei anlehnen. Und bei der anschließenden Identifizierung dessen, was man eigentlich getan hat, drängt sich auch die Subsumption unter ein bereits bekanntes Schema auf. Immerhin zeugt aber die Entstehung neuer Handlungsprädikatoren, daß auch Neues bemerkt wird (manchmal sind sie mit dem Eigennamen desjenigen gebildet, der die Handlung als erster ausgeführt hat: Röntgen, Boykottieren).

Weil aber die Gesichtspunkte, die mit der πράττειν-ποιεῖν-Seite zu tun haben (und alles, was 'rationales Handeln' heißt, hat ausschließlich damit zu tun: Neues entsteht dabei durch Zufall, durch Mißglücken des Intendierten oder durch den Eigensinn von Leuten, die sich partout nicht "vernünftig" festlegen wollen), so starke Geltung haben, deshalb ist der Gesichtspunkt des ἄρχειν heute

umso stärker zu betonen.

Es folgen nun einige Erläuterungen zur Beziehung so verstandenen Handelns zur Theorie bzw. zum Erkennen.
Im Handeln setzt sich das Subjekt mit der Wirklichkeit auseinander, in der argumentierenden Theorie mit kontroversen Verständnisses dieser Wirklichkeit. Insofern die Verständnisse selber auch Teile der Wirklichkeit sind, ist auch das Argumentieren Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit. Doch zeigt sich das immer erst von einem Verständnis her, welches selber über die unmittelbare Zugehörigkeit zur Wirklichkeit hinausgekommen ist.
Im Handeln ist der Handelnde gänzlich Teil der Wirklichkeit, mit andern Teilen sich auseinandersetzend. Insofern er aber bewußter und bewußtwerdender Teil ist und insofern er nicht irgendetwas, sondern das durchzusetzen versucht, was er für die Überwindung der Widersprüche hält, habe ich das Handeln auch "praktisches Argumentieren" genannt. Ebenso wie andererseits das Argumentieren auch "theoretisches Handeln" heißen sollte.

Die Anwesenheit der Theorie im Handeln ist von anderer Art als beim Argumentieren. Das Wissen der Theorie - bzw. derjenigen Teile der Theorie, die praxisrelevant sind - strukturiert die Aufmerksamkeit des Handelnden. Es bestimmt, worauf der Handelnde achtet und wie er darauf achtet.
Es ist ein großer Unterschied, ob man sich die Beziehung der Theorie zum Handeln so vorstellt, daß der Handelnde die Theorie anwende, wie man z.B. ein Werkzeug verwendet oder ein bestimmtes Medikament anwendet, oder ob man das so versteht, daß die Theorie als eine Strukturierung der Aufmerksamkeit des Subjekts ins Handeln eingeht.
Erst in diesem zweiten Verständnis "Theorie als Struktur der Aufmerksamkeit" kommt die ambivalente Rolle der Theorie

voll ins Blickfeld: Daß die Theorie die Aufmerksamkeit strukturiert, ist einerseits ein Vorteil, insofern man überhaupt nur so gezielt handeln kann. Sie ist andererseits ein Nachteil, insofern man genau dadurch so vieles von der Situation nicht erfährt.
Daß wir überhaupt eine Chance haben, etwas über das hinaus, was wir in der Theorie schon zu wissen glauben, zu erfahren, das liegt daran, daß das Handeln die Situation ändert, daß es etwas Neues schafft. Das hängt also mit dem Aspekt des ἄρχειν zusammen.
Im Hinblick auf den Aspekt des ποιεῖν ist zum Verhältnis Theorie - Praxis zu sagen, daß der Übergang von der Theorie zum Handeln nicht einfach ein Anwenden oder Ausführen ist. Zwar hat, wie bereits gesagt, das Handeln, insofern wir es konzipieren, diesen Aspekt; aber im wirklichen Tun kann man kaum umsichtig genug damit sein: Die Handlungen, die zu tun sind, um die Widersprüche der Situation zu überwinden, können ja nicht als bewährte Schemata bekannt sein. Sie müßten dazu irgendwelchen bereits üblichen Handlungsweisen entsprechen, die aber alle von den Widersprüchen des Systems mitgeprägt sind. Das ist die Schwierigkeit bei diesem Handlungskonzept: Wenn man sich ernst nimmt bei der Darstellung der problematischen Situation als einer widersprüchlichen Form, dann kann man nicht annehmen, daß begründete Handlungen als Schemata (qua: invariante Prädikationen über bekannte Handlungen) zu bestimmen wären und daß die zu tun wären, kommen in der Situation nicht vor: darin gerade liegt ja auch die Mangelhaftigkeit dieser Situation.
Daß wir dennoch etwas über die zu unternehmenden Handlungen wissen können, das rührt daher, daß wir Verstand und Phantasie haben; systematisiert: daß in der Argumentation (die zwischen den kontroversen Modellen ausgetragen wird, wobei jedes Modell die Tätigkeiten und Resultate, die vorliegen, im Sinne seiner Position auszuwerten

bestrebt ist) die Formbestimmtheit der bereits vorkommenden Handlungen ausdiskutiert wird, man dadurch von ihr abstrahieren und die verbleibenden "Inhalte" mit anderen bekannten oder erdachten Möglichkeiten in neuen Formen konzipieren kann.
Dennoch bleibt diese Schwierigkeit bestehen: Die zu unternehmenden Handlungen können nicht konkret bestimmt werden, weil es sie als konkrete noch nicht gibt. Und, um es nochmal zu sagen, dies ist zwar die Schwierigkeit, aber es ist auch die Chance, die Situation zu verbessern.

Zusammengenommen ist das Handeln, unter den genannten vier Aspekten bezogen auf die Theorie, einerseits Ausführung dessen was man konzipiert hatte (ποιεῖν), andererseits konkretes historisches Tun (πράττειν), drittens Aufdecken der bis dahin latenten Schranken und Möglichkeiten der Situation (πράττειν) und viertens Erneuerung und Überwindung, Beteiligtsein an der Entwicklung neuer Möglichkeiten und der Provokation neuer Schranken (ἄρχειν). Diese Gesichtspunkte zusammenfassend wird Handeln, von der Ebene der Theorie her geredet, 'Forschung' genannt. "An sich" betrachtet ist es ein freier Ausdruck der widersprüchlichen Situation, oder, wie gesagt, die praktische Darstellung dessen, was die Situation unter dem Ziel der Erkenntnis und Überwindung des Widerspruchs "wird".

Wäre der Handelnde stark genug, dann könnte sein Handeln so weit gehen, bis der Widerspruch - soweit er ihn sieht - überwunden ist. Weil aber das Subjekt nicht alles auf einmal kann, weil es, wenn es sich recht versteht, nicht eine Handlung als "Voraussetzung" für die nächste ansehen kann (dazu unten) und weil es für den wichtigsten Aspekt seines Handelns nicht wissen kann, was es tut, deshalb ist es genötigt, sich in einer eigenen theoreti-

schen Anstrengung bewußt zu machen, was eigentlich geschieht, bzw. was es vollbringt. Anders gesagt: Es ist nötig, das Agieren - die dabei gemachten Erfahrungen und erzielten Resultate - daraufhin zu bestimmen, was sie innerhalb des Widerspruchs sind, wie sie den Widerspruch praktisch darstellen.
Diese Notwendigkeiten stellt die theoretische Aufgabe, das Getane als Handeln zu bestimmen. Und, insofern das Subjekt dabei seiner selbst gewisser werden möchte, es als sein Handeln zu identifizieren.

4.6. Auswertung

Die vierte Phase des Zyklus ist die Ausertung der veränderten Situation auf das hin, was erreicht worden ist. Weil aber die Situation nicht als Zustand aufgefaßt wird, sondern als Phase eines Prozesses, stellt sich die Frage zunächst als die nach der "Identifikation" der Handlungen. Solch eine Frage ist, wie in der Auseinandersetzung mit dem konstruktivistischen Handlungsverständnis gezeigt, keineswegs trivial und findet ihre Antwort nicht etwa im Zusprechen eines Handlungsprädikats. Vielmehr provoziert sie wieder eine Argumentationssituation, in der das, was die Handlungen "erforscht" haben, nun "festgestellt" werden soll.

Thema dieser Argumentation sind Beschreibungen der Handlungen und ihrer Folgen als Konkretionen der dem Handeln systematisch voraufgegangenen Darstellung. Anders ausgedrückt: Die Argumentation geht darum, in welcher Beschreibung die Handlungen in die Darstellung eingefügt werden sollen. Es ist zu erwarten, daß eine Antwort auf diese Frage sich zwischen zwei Extremen bewegt.
Auf der einen Seite könnte man sich ein Einfügen denken,

das nur die Wörter der Darstellung und besonders des vorstellenden Teils der Darstellung benutzt. Damit würde dann ausgesagt: Es ist nichts Neues passiert. Wir haben so oder so erfolgreich oder weniger erfolgreich getan, was wir wollten.
Auf der anderen Seite stünde ein Einfügen, bei dem quasi nicht die Beschreibung der Handlung in die Darstellung, sondern die Darstellung in die Beschreibung der Handlung eingefügt wird: bei dem die Darstellung zur Gänze reformuliert werden muß. Damit wäre ausgedrückt: Wir haben handelnd festgestellt, daß die Situation ganz anders ist, als wir gedacht hatten.
Der übliche Fall wird sich zwischen diesen Extremen befinden und besteht darin, daß die Darstellung in ihren konkreteren Teilen korrigiert wird. Konkretere Teile sind insbesondere die Prognosen. Diese sind nun entweder ersetzbar durch andere (meist ist das die Korrektur der Übertragbarkeit einer Analogie), so daß die Handlungsresultate bzw. die Erfahrungen beim Handeln sich dann einfügen lassen. Oder sie sind nicht durch solche anderen ersetzbar. Dann sind auch abstraktere Teile der Darstellung zu ersetzen.

Dies Einfügen von Handlungsidentifikationen ist kein "Verifizieren" des Modells und das Anbringen von Korrekturen ist kein "Falsifizieren". Falsifizieren ist es deshalb nicht, weil ja diese Korrekturen erst durch die Handlungen möglich wurden. Und diese Handlungen waren durch das Modell begründet. Soweit diese Begründung argumentativ als einwandfrei durchgegangen waren, können sie nicht jetzt nachträglich falsch sein. Eine solche Auffassung würde die Tatsache, daß sich die Situation durch das Handeln verändert hat, nicht ernstnehmen.
Verifizieren ist es deshalb nicht, weil bei der Integration von Handlungsresultaten, also dieser theoretischen

Fassung dessen, was praktisch konkretisiert wurde, das Modell immer ein bißchen "umverstanden" wird (Begriffe, die darin vorkommen, erhalten eine andere Bedeutung). Man sieht mit diesem integrierenden Auswerten nicht nur besser, wie die Situation ist, sondern man weiß auch besser, was man gemeint hatte, als man sich das Problem erklärte. Die Auswertung formuliert gleichsam eine Antwort zu einer Frage, die erst jetzt genau formulierbar ist.
Hier haben wir also den Punkt erreicht, an dem das Inkommensurabilitätsproblem intraparadigmatisch auftritt, bzw. bei dem es im Verhältnis zwischen Paradigma und Gegenstand relevant wird. Ich hoffe, daß jetzt erkennbar ist, was diese Lokalisierung soll:
Es führt kein theoretischer Schritt von der Darstellung zu den entsprechenden Teilen der Auswertung, sondern eben ein praktischer und der ist "kategorial" anders. Insofern die Rationalität des Vorgehens in der theoretischen Konzipierbarkeit eines Schrittes gesehen wird, ist diese Art handelnden Wissenserwerbs nicht rational (Aber auch nicht irrational, denn es wird ja dabei nicht gegen theoretisch Abgesichertes vorgegangen; man könnte es vielleicht 'arational' nennen?). Andererseits kann man solch einen Schritt nachträglich als einen theoretischen darstellen, muß aber dazu dann zunächst die Ausgangssituation entsprechend dem handelnd Erfahrenen neu darstellen. Und das hätte zur Konsequenz, daß, da diese Ausgangssituation selbst aus einer früheren entstanden ist, ihr Entstehen durch eine ebenfalls neu durchzuführende Darstellung jener früheren Situation zu begreifen wäre. Eine "rationale Rekonstruktion" ist also möglich, aber nur (a) als Rückblick und (b) als vollständige "rationale Geschichte", die mit dem gegenwärtigen Zustand als ihrem notwendigen Resultat abschließt. (Ich erinnere an die Darlegung dessen, was sich in Lakatos' Methodologie erkennen läßt).

Im Prinzip ist die Argumentation, die diese Phase konstituiert, wieder wie die der ersten. Man sucht zu erfassen, wie jetzt die Widersprüche liegen. Das, was sich als Antwort darauf ergibt, ist, insofern es Folge der Handlung ist, durch die Handlung als Forschung hergestellt worden. Im auswertenden Begreifen dieser Forschung sucht die Position ihre Identität als Teil des Systems - und zwar als der Teil, welcher zum Bewußtsein kommen will - zu erhalten (qua: bewahren und bekommen).
Insoweit man davon ausgehen kann, daß vor dem Handeln Probleme da waren und daß beim und nach dem Handeln ebenfalls Probleme da sind, ist zu fragen, wie sich beide Situationen unterscheiden: ob und wie die Problemverschiebung progressiv ist.
Die Progressivität der Problemverschiebung besteht, so kann man jetzt sagen, darin, daß der Anfang vollendet ist oder eben daß besser gesehen wird, was er ist, und weshalb die unmittelbare Situation aufgebrochen ist.

Intrapositionell sieht die Argumentation so aus: man kann die erhaltenen Resultate so bestimmen, daß sie in die Darstellung einpaßbar sind, und zwar ohne daß ein intrapositioneller Widerspruch entsteht. Dabei werden Umformungen vorgenommen werden: Die Entwicklung der Position besteht darin, daß die Schritte der bisherigen Position plus einem systematisch weiteren Schritt zu dem neuen Resultat führen, als das die veränderte Situation aufzufassen ist. Wenn hier Zweifel bleiben, weshalb die Auswertung gerade so gemacht werden soll, dann ist wieder die Darstellung durchzugehen: d.h. diese vierte Phase geht dann in die erste Phase eines neuen Zyklus über.

Interpositionell wird die Argumentation so aussehen, daß die jeweils kontroverse Position die Progressivität der

Problemverschiebung bestreitet. Sie wird vertreten, es habe sich nichts zum Besseren gewendet, womöglich: es habe sich überhaupt nichts verändert. Dabei werden jeweils die Auswertungen des Kontrahenten so umgeformt, daß sie Bestätigungen für die eigene Position sind. Der Kern solchen Argumentierens besteht darin, daß man, nunmehr anhand von Ereignissen, die vorliegen, sich zu zeigen versucht, daß des anderen Modell selber zur Form des Systems gehört, darüber nicht hinausgelangen kann. Auch hier ist es wieder so, daß es darauf ankommt, Einigkeit und Gegensätzlichkeit zu entmischen, indem man Kontroversstellungen sucht, in denen man sich widerspricht, und dann dabei das - in den Handlungen gesehene Neue - als theoretisch neue Bestimmung formulieren kann, so daß ein Anfang mit der bewußten Überwindung des Widerspruchs zwischen den Positionen gemacht ist.

Gelingt das nicht, dann befindet man sich mit der Argumentation bald wieder auf dem Level der ersten Phase. Wenn sich die Kontrahenten nicht haben zeigen können, daß sie in ihrem Verhältnis zueinander - und nicht nur jeder für sich - anders geworden sind, dann ist die nun anbrechende nächste Runde eine Wiederholung der ersten. Das wird aber, genau gesehen, nie auftreten, weil die geführten Argumentationen den Positionen ihre Schwächen und Widersprüche sowie die Stärken des Gegeners gezeigt haben. Daher werden sie nun anders argumentieren: selbst wenn eine Position kein einziges Argument zurückgenommen und keines des Gegners übernommen hat: sie hat den Widerstand des anderen erfahren und darin, daß sie nicht alles ist und nicht alles über diesen kontroversen Gegenstand versteht (Sonst hätte sie dem Gegner zeigen können, wodurch seine Irrtümer und Kurzsichtigkeiten rühren). Und das tut Wirkung: Niemand kann ja verhindern, daß ihm beim nächsten Kontakt mit der Sache Dinge auffallen, auf die

er nicht achten können, weil er sie nicht (als relevant) kannte; bevor er sie in der Kontroverse - natürlich in Form von Einwänden gegen sich - zu sehen bekam.

Die Positionen machen auf diese Weise, ob sie das mögen oder nicht, einen Prozeß durch, in dem sie sich gegenseitig bestimmen. Und diese Bestimmung bewußt zu vollziehen bedeutet formtranszendent zu argumentieren: Man wird dann nicht ohne es zu merken anders, so daß man auf einmal in einer ganz anderen Situation, als ein Anderer sich wiederfindet - sondern man wird bewußt anders: immer wissend, daß die bisherigen Phasen nicht falsch, widerlegt, vorbei sind, sondern daß sie in ihrer Beschränktheit überwunden sind und nun in unserer Position als freie - jederzeit rekonstruierbare - Möglichkeit vorhanden.

4.7. Abgrenzungen zu Rationalismus, Voluntarismus und Fatalismus

Zum Abschluß dieser Darlegung versuche ich, eine etwas größere Klarheit des Sinnes und der Konsequenzen dieses Konzepts dadurch zu erreichen, daß ich es von drei Handlungsauffassungen abgrenze, zu denen es ohne Zweifel Beziehungen hat (wäre es mir möglich, dies Konzept schöner zu entwickeln, dann würde sich wohl zeigen, daß diese drei Auffassungen in ihm enthalten sind, aber in einer Weise, in der sie nicht mehr gegeneinanderstehen).

Zur ersten Abgrenzung: Gegenüber dem Rationalismus ist im Abschnitt, der den Handlungsbegriff der Theorie des rationalen Handelns diskutierte, schon alles nötige gesagt worden. Ein Vertreter dieser Theorie würde dennoch

womöglich sagen, dieses hier beschriebene Konzept sei genau dasselbe, was man sonst 'strategisches Handeln' nenne: Man plane seine Handlungen in einer Reihe von aufeinanderfolgenden Schritten. Und wenn man bei der Durchführung etwas Neues erfahre, dann stimme man sein Verständnis der Sache und seinen weiteren Plan darauf ab. Das hier gegebene Konzept wäre dann eine Beschreibung dieser Auffasung mit etwas ungewöhnlichen Ausdrücken, wodurch die üblichen Lücken in der strategischen Handlungskonzeption (daß man immer nur unvollständiges Wissen hat) auf eine etwas ungewöhnliche Weise verborgen sind.

Hierzu möchte ich zusammenfassend zwei Unterschiede hervorheben. Strategien, die Handlungspläne enthalten, zielen auf irgendetwas ab, das in der jetzigen Situation konkret vorhanden ist. Z.B. Abbau von Vorurteilen gegenüber ausländischen Arbeitern in einem Betrieb, Erhöhung der Gewinnmarge in einem Betrieb, oder Aufhebung des Privateigentums an Grund und Boden. Solche Strategien enthalten dann Schritte, bei denen jeder als eine Bedingung für das Erreichen des Ziels gilt, dies Ziel aber nicht selber ist. Die Handlungen sind jeweils Mittel für einen Zweck.
Das Handeln auf dem Weg des Bewußtwerdens hat ein Ziel nie in dieser Weise. Die Überwindung der Widersprüche ist nicht etwas, das als Situationsmerkmal angestrebt werden könnte, weil das, was es bedeutet, 'Widersprüche in Unterschiede umzuformen' sich nicht aufweisen läßt. Es läßt sich nur von manchem Argumentieren und Handeln sagen, daß es das damit Gemeinte deutlicher konkretisiert als anderes. Aber das läßt sich nicht behaupten, was aber auch nicht nötig ist. Denn das, was hier das Ziel ist, findet ohnehin statt. Was sich natürlich noch weniger behaupten läßt.

Der zweite Unterschied besteht darin, daß dies Handeln kein gleichgültiges Mittel ist, keine Schablone, die eingesetzt wird und bei der man aus dem Resultat erst erfahren würde, was sich an Neuen ergeben hat. Falls sich etwas ergeben hat. Hier dagegen soll das Handeln nicht als Übergang von einem Wissens- oder Bewußtseinsstand zu einem anderen verstanden werden.
Das bewußte Werden liegt vielmehr darin, den Übergang selber bewußt zu vollziehen.

Zur zweiten Abgrenzung:
Man könnte dieses Handeln für voluntaristisch halten: Die jeweils wichtigsten Schritte sollen die sein, die nicht gewußt und nicht vorweg begründet sind, bei denen also niemand genau weiß, was sich ergibt. Der setzende Wille ist die Instanz, die das Handeln bestimmt, und die gleich auch noch bestimmt, was ein gutes Argument sei. Man weiß nicht genau genug, was das Handeln bedingt, meint darüber hinaus aber nicht, dies sei ein Mangel, sondern hält das für unaufhebbar; macht also gleichsam aus der Not eine Tugend, indem nun dort hinein die Freiheit des Handelns gelegt werden soll.
Freiheit besteht nach üblicher reflektierter Auffassung darin, daß man sich an (selbstgesetzte) Gesetze hält, nicht darauflos tut, wie man will. Dies ist mittlerweile populär in dem Verständnis, daß man Gesetze mit den Betroffenen diskutiert, und sodann Beschlüsse faßt, an die sich alle halten sollen. Soweit das darauf hinausläuft, daß die Akzeptabilität des Erreichten vor dem Handeln für alle ersichtlich sei, und sie deshalb auf ein bestimmtes Handeln sich einigen können, ist es ein unmögliches Konzept: Es unterstellt Einigung, wo keine ist. Und zwar sieht man das am deutlichsten daran, daß sie so nötig ist.
Solch eine Auffassung unterscheidet aber, näher besehen,

nicht ein rationales Vorgehen von Aktionismus und Verantwortungslosigkeit. Sondern es unterscheidet ein Vorgehen, das einem Ideal zu folgen vorgibt, welches nicht verwirklichbar ist - welches daher immer annäherungsweise verwirklicht wird, wobei die jeweils Stärksten bestimmen, wie die Annäherung am zweckmäßigsten ist - von einem Vorgehen, bei dem man so weit wie möglich weiß was man tut, aber über das, worüber man nichts wissen kann, auch nichts zu wissen vorgibt.
Und darüber nicht beunruhigt ist, sondern beruhigt: weil dadurch Möglichkeiten im Denken sind, über die jeweiligen Beschränkungen auch einmal hinauszukommen.

Die Forderung, man müsse am besten alles, was einen Handlungsschritt bedingt und betrifft, vorher wissen, ist auf der einen Seite Ausdruck der grenzenlosen Arroganz, man könnte sich durch Perfektionierung des Wissens und Könnens vor dem Einbruch des Unbekannten bewahren. Auf der anderen Seite ist sie Ausdruck der grenzenlosen Sorge, zu behalten was man hat und zu bleiben was man ist.
Beide Seiten sind sehr im Schwange, wie man z.B. an den Bilanzen der Versicherungsunternehmen ablesen kann und an dem Geschwätz, wonach bei technischen Großanlagen, die nach dem besten gegenwärtig verfügbaren Wissen konstruiert und abgesichert sind, nurmehr das - prinzipiell unbehebbare - "Restrisiko" übrigbleibe.
Solche Maßlosigkeit in der Sicherheit bzw. in der Sorge wird gern für das gehalten, was die Selbstbestimmung des modernen Menschen ausmacht. Aber es ist eine einerseits lächerliche, andererseits angstverzerrte Karikatur darauf.

Zur dritten Abgrenzung:
Sollte es am Ende so sein, daß die hier entwickelte

Vorstellung von Argumentieren und Handeln gar nichts weiter ist als eine Beschreibung dessen, was ohnehin passiert - wobei die Beschreibung (falls sie etwas besser wäre) nur die Beunruhigung des Nichtverstehens wegnähme - dann wäre das Konzept fatalistisch. Es liefe ja darauf hinaus, daß alles, was kommt, schon seine Richtigkeit hat.
Mir scheint, daß dem nichts weiter entgegenzusetzen ist. Denn wenn man jetzt etwa sagt 'Es ist der Unterschied, ob das unmittelbar geschieht oder ob es mit Wissen, als Handlung gemacht wird', dann könnte ja mit Recht gefragt werden, worin denn der Unterschied bestehen sollte. Und dann hätte man, was man auch heranziehen mag - Übereinstimmung zwischen Denken und Handeln, Glück o.ä. - etwas über die "Wirkung" des Bewußtwerdens zu behaupten. Und damit würde der Behauptende dem, was er behauptet, zuwider reden.
Nein, es ist so: das wirkliche Geschehen ist ein Grenzfall des vernünftigen. Der Grenzfall, der sich ergibt, wenn jemand über ein Geschehnis redet, aber nicht darüber, sondern nur darin steht. Aber das "gibt" es nicht.

IV. Kapitel EIN BEISPIEL: JAN FOUDRAINES THERAPEUTISCHE MASSNAHMEN IN UPPER COTTAGE

1. Der Sinn dieses Beispiels

Es wäre zweifellos möglich, die in den ersten drei Kapiteln erarbeiteten Überlegungen zum Begriff eines Bewußtsein-bildendenden Argumentierens und Handelns in der philosophische und wissenschaftstheoretische Diskussion einzubringen ohne weitere Hinweise (über die ständigen kleinen Illustrationen hinaus) zur Anwendung dieses Konzepts zu suchen.
Das ist ein übliches Verfahren und man kann es als bescheiden und vorsichtig akzeptieren, denn was versteht der Philosoph schon von den Details der Sachen über die er redet. Besonders: Was versteht der Philosoph, der über Wissenschaftstheorie redet, von der Wissenschaft?

Andererseits ist diese Vorsicht natürlich auch ein Schutz davor, daß die Überlegungen, die man angestellt hat, allzuleicht als verquer oder irrelevant apostrophiert werden. Und damit ist sie dann schon weniger schätzungswert. Denn immerhin redet ja die Philosophie von Gegenständen, von denen auch Wissenschaften reden (z.B. von Sprache, Verständlichkeit, Handlung, Bewußtsein usw.). Als Wissenschaftstheorie versucht sie, das Problem ihrer Inkompetenz dadurch zu entschärfen, daß sie sich nur mit den allgemeinen Verfahrensweisen der Wissenschaften befaßt. Doch dürfte einleuchten, daß solche Verfahrensweisen nicht als empirischer Gegenstand vorliegen, sondern daß man sie in dem "Faktum der Wissenschaft"[207], bzw. dem, was man dafür hält,

durch eigene theoretische Anstrengungen eigens erkannt werden müssen. Und dazu sind eben gewisse Kenntnisse dieser Wissenschaften nötig.
Gewöhnlich haben nun die Wissenschaftstheorie-treibenden Philosophen eine große Scheu, sich vor den Wissenschaftlern lächerlich zu machen[208], oder sie befürchten, daß sie die Wissenschaftler am Ende belehren müßten[209]. Und deshalb vermeiden sie es nach Möglichkeit, irgendetwas Inhaltliches zu sagen. Was dabei herauskommt, das läßt sich, nur wenig vergröbert, so charakterisieren: Die allermeisten Wissenschaftstheoretiker reden über Physik, wenn sie über 'Wissenschaft' reden. Und da sie wenig von Physik verstehen (und sich nicht lächerlich machen wollen), vermeiden sie es, explizit über Physik zu reden. Und reden dann stattdessen über Beispiele, die der Vorredner diskutiert hat und die er seinerseits von seinem Vorredner übernommen hat. So hat man die Schwierigkeit dann zwar vermieden, erkauft das aber mit einer zunehmenden Verselbständigung der Theorie von der Sache, deren Theorie angeblich gemacht werden soll.

Ich kann nicht sehen, wie die Theoriebildung in der Philosophie - soweit sie mehr zu leisten versucht als die interpretierende Bewahrung der Philosophiegeschichte: nämlich die Reformulierung der dort aufgehäuften Einsichten für diese, unsere Zeit - anders vonstatten gehen könnte als, indem sie die gegenwärtigen (wissenschaftlichen, politischen usw.) Bestrebungen zu begreifen versucht.
Wer hier abwinkt, der hat natürlich als nächstes die Frage vor sich, ob nicht Philosophie heute überhaupt überflüssig ist. Diese Frage wird ja bekanntlich auch gestellt und diskutiert[210]. Ob aber die Philosophie dadurch vermeidet, sich vor den Wissenschaftlern (und Politikern, Künstlern, Gläubigen und den ganz normalen

Menschen) lächerlich zu machen, das möchte ich bezweifeln.
Es muß doch auch möglich sein, über die Gegenstände, über die man zu reden hat, um seine Gedankengänge in ihrer Relevanz und in ihrer Qualität einsichtig zu machen, eben abstrakt und sinnvoll zu reden: D.h. sich die Erfahrungen und Überlegungen der Wissenschaftler hinsichtlich der Probleme, die man hat, geben zu lassen, sie nach Kräften nachzuvollziehen, wohl auch hier und da selber den Kontakt zu den entsprechenden Gegenständen zu suchen (dazu stehen dem Philosophen, wenn er nur will, immer die Türen interdisziplinärer Verständigung offen), und dann eben das Allgemeine (Wahre, Gute, Schöne) soweit man es darin zu erblicken vermag, auszusprechen.
Übrigens ist das der Weg, der ohnehin gegangen wird, nur eben häufig, ohne daß es bemerkt würde. Schaut man sich aber z.B. die zweifellos für philosophisch relevant und fruchtbar erachtete Beschäftigung mit Sprache an, so enthalten die philosophischen Äußerungen stets eine Fülle von empirischen Behauptungen darüber, was sprachliche Verständigung sei, was Sprechen "bewirken" kann usw. Würde die Philosophie auch hier Ernst machen mit ihrer Scheu vor der inhaltlichen Erkenntnis, da diese den Wissenschaften vorbehalten wäre, dann müßte ein großer Teil derartiger Probleme und Überlegungen an Sprachpsychologen, Sprachstatistiker usw. übergeben werden.
Selbstverständlich ist dennoch das Reden über die Sprache für den Philosophen ein anderes Ding als etwa das Reden über Elementarteilchen: Die Sprache ist ja die "Bedingung der Möglichkeit" von Philosophie. Wenn man sich nicht weiter daran stört,daß diese Einsicht eigentlich ein Teil einer Begriffsbestimmung von 'Philosophie' ist (welche dann z.B. Sätze verbietet wie 'Beethovens

Musik sollte als ein Stück tiefster abendländischer Philosophie aufgefaßt werden'), dann könnte man, in gleicher Manier weiter fragen, noch mehr solcher transzendentaler Bedingungen ausfindig machen und diese dann als Bereiche von besonderem philosophischen Interesse reklamieren.

Eine ganz gewichtige Bedingung ist natürlich die "Normalsinnigkeit"[211], die, wenn nicht für "die Philosophie", so aber doch für das Philosophieren als gewährleistet unterstellt wird. Damit geriete die Philosophie hinsichtlich dieser Bedingung, in ein ganz ähnliches Verhältnis zur Psychiatrie, wie sie es, hinsichtlich der Sprache, zur Linguistik hat. Hier wird es allgemein als fruchtbar und sinnvoll angesehen, wenn Philosophen dazu äussern und wenn Linguisten sich für abstraktere Gedanken zu ihrem Gegenstande interessieren.
Das Verhältnis der Philosophie zur neueren Psychiatrie, durch Jaspers' grundlegendes Werk[212] konstituiert, hatte sich in Gestalt der Daseinsanalyse[213] eine zeitlang intensiver gestaltet, scheint aber mittlerweile wieder abgekühlt zu sein. Immerhin gibt es jedoch bei reflektierten Psychiatern immer wieder deutliche Aufforderungen, sich grundsätzliche Fragen als philosophische zu stellen[214]. Jan Foudraine, auf den ich gleich zu sprechen komme, fordert explizit eine "philosophische Schulung" als Bestandteil künftiger Psychiaterausbildung[215].

Ich hoffe, daß ich damit rechtfertigen kann, wie ich darauf gekommen bin, gerade in der Psychiatrie nach Kontrolle, Veranschaulichung und vielleicht Bestätigung für das Konzept zu suchen.
Der Fall, den ich in diesem Kapitel besprechen möchte, eignet sich aber noch durch einige, weit spezifischere

Eigenarten für meinen Zweck. Denn es geht dabei um:

A) Menschliches Handeln, und zwar um sehr bedeutende Interaktionen

B) Eingriff in eine problematische Situation, die nicht voll bekannt ist, so daß der Eingriff Erkenntnis und Verbesserung sein sollte

C) Ein Stückchen Entwicklung innerhalb eines wissenschaftlichen Paradigmas (nämlich innerhalb der Sozialpsychiatrie)

Um nun schließlich Mißverständnisse nach Möglichkeit zu vermeiden, sei mit aller Deutlichkeit ausgesprochen, daß mit dieser Darstellung selbstverständlich kein Beitrag zu einer besonderen psychiatrischen Theorie vorgelegt wird, sondern ein Beispiel, an dem ein philosophischer Gedanke erläutert werden soll.
Daß dabei gleichwohl ein Stück der wirklichen Geschichte der Psychiatrie analysiert wird (bzw. eines ihrer umkämpften Paradigmata), und nicht etwa die Fiktion eines dilletierenden Außenstehenden, das vermag ich nur zu hoffen, und dabei das Risiko zu irren, inkaufzunehmen.

2. Einige Bemerkungen über die Geschichte der Psychiatrie

Mein Beispiel erörtert die Entstehung des theoretischen und therapeutischen Konzepts der sog. "Lebensschule", das der holländische Psychiater J. Foudraine in der Klinik "Chestnut Lodge" in Maryland, U.S.A., zwischen 1960 und 1965 entwickelte und über das er in seinem Buch 'Wer ist aus Holz? Neue Wege der Psychiatrie'[216)] berichtet. Ich werde zunächst den Bericht in den für mich interessanten Partien referieren und versuche dann eine

Darstellung in Gestalt eines Weges aus vierphasigen theoretisch-praktischen Zyklen, wie ich sie im vorigen Kapitel beschrieben habe. Doch zuvor sollte wenigstens das aller Notwendigste aus der Geschichte der Psychiatrie gesagt werden, damit erkennbar wird, wo Foudraines Arbeit angesiedelt ist[217].

Der Beginn der Psychiatrie im heutigen Sinne wird meist 1793 mit der Befreiung der Insassen der Pariser Irrenanstalt Bicêtre durch den Arzt Philipe Pinel gesehen. Diese Befreiung war die Durchsetzung eines Beschlusses der Nationalversammlung und bestand darin, daß die Irren nicht mehr in Ketten gefesselt gehalten wurden. Was stattdessen eingesetzt wurde, um sich ihrer zu erwehren, sie ruhig zu halten, oder ihren Zustand zu bessern, war ein Repertoire ausgeklügelter Mißhandlungen, die sich geradezu unter das Motto zu stellen schienen, daß der Teufel mit Beelzebub auszutreiben sei. In de Fréminvilles Buch[218] sind sie dokumentiert unter dem peinlich treffenden Titel: 'Petit inventaire des moyens de therapeutique et de coercition physique imaginés et mis en oevre par les aliénistes du XIX^{e} siècle comme marque de la prise d'un pouvoir absolu sur le corps des malades'.[219]

Mit Wilhelm Griesingers Einsicht, daß geistige oder seelische Krankheiten in Wahrheit körperliche Krankheiten, nämlich Abnormitäten des Gehirns seien[220], beginnt die Konsolisierung der Psychiatrie als Zweig der Medizin. Leider wirkte sich auch dieser Schritt nicht wirklich zum Wohle der - nunmehr - Kranken aus, denn in diesem neuen medizinischen Fach begann sich eine zunehmend reichere Diagnostik ohne nennenswerten Wissenszuwachs in der Therapie zu entfalten. Einen Höhepunkt erreichte diese Entwicklung in Emil Kraepelins Nosologie[221].

Die Resultate solches primär ordnenden Denkens wirken sich offenbar bis heute als Erschwernis bei der Entwicklung adäquater Psychosetherapien aus[222].
Eine wirkliche Revolution stellte dann der Einsatz der Freudschen Psychoanalyse für die Therapie der Psychosen dar[223]. Eine Revolution war dies, insofern damit der Griesingersche Grundsatz der Gehirnkrankheit aufgegeben worden war. Nachträglich können "wir" differenzierend sagen, daß er als therapieleitend aufgegeben war und daß damit über die Theorie noch nicht notwendig entschieden wäre. Dazu unten.
Für die Entwicklung der Psychiatrie darf man diesen Schritt mit der Ausbildung eines ersten wirklichen Paradigmas identifizieren. Erst hier ist ein theoretisches Fundament - nämlich Freuds Psychologie, die ja als Psychosomatik begonnen hatte[224] - vorhanden, das geistige Krankheiten kausal erklärte und nicht nur klassifizierte. Freilich gab diese Theorie, die zu anderen Zwecken, nämlich für die Neurosentherapie ausgebildet war (und die selber einen strikten Unterschied zwischen Psychose und Neurose forderte[225]), zunächst nicht viel mehr als ein Programm zur Entwicklung einer Theorie und Therapie ab. Und daß dies Programm überhaupt realistisch war, dafür standen jene zunächst vereinzelten Therapieerfolge von Sullivan, Sechehaye u.a.

Ich möchte von der Entfaltung dieses Forschungsprogramms (in expliziter Beschränkung auf die Schizophrenie, an der aber auch stets die spektakulärsten Thesen ausgebildet wurden) in Anlehnung an Benedetti et al., die vom "psychogenetischen Gesichtspunkt" sprechen[226], als vom 'psychogenetischen Paradigma' reden.
Den "harten Kern" dieses Paradigmas kann man in drei Thesen zusammenfassen.

A) Schizophrenien sind psychische Krankheiten, d.h. sie sind verursacht durch inner- und interpersonale Konstellationen - bevorzugt Triebkonflikte -, die nicht normal verarbeitet werden konnten.

B) Die Äußerungen Schizophrener sind verstehbar. Bizarres und aggressives Verhalten ist prinzipiell als Abwehr zu verstehen, in der sich Kontaktangst ausdrückt. Was die einzelnen Äußerungen angeht, so kommt es eben auf den Willen und auf den Spürsinn des Therapeuten an, ob sie verstanden werden.

C) Schizophrenien sind heilbar. Daß der therapeutische Prozeß ausschließlich über Psychotherapie zu gehen hätte, braucht kein Vertreter dieses Paradigmas zu behaupten (ebensowenig, wie es mit einer Auffassung von Knochenbrüchen als Körperschädigungen unverträglich ist, daß sie bei psychisch gesunden, heilungswilligen Patienten besser remittieren als bei psychisch gefährdeten oder pessimistischen).

Dieses Paradigma manifestiert sich geradezu 193o in der Gründung der Psychiatrischen Klinik "Chestnut Lodge", die unter der Bezeichnung 'Sanatorium for the Psychoanalytic Treatment of Psychoses' ihren Betrieb aufnahm. Beinahe alle prominenten Vertreter dieses Paradigmas kommen aus dieser Klinik oder hatten jedenfalls mit ihr zu tun.

Betrachtet man nun den Fortgang der "klassischen" Linie, dann kann man m.E. jetzt, nämlich in Abgrenzung von der Provokation durch das psychogenetische Paradigma, sagen, daß sich hier ein Paradigma formierte.

Ich möchte es, in Ermangelung einer besseren Bezeichnung[227], das 'physiogenetische Paradigma' nennen. Hier werden nun, etwa um die gleiche Zeit da das psychogenetische Paradigma sich zu entfalten beginnt, also ab 193o, therapeutische Methoden entdeckt, nämlich Insulin-, Cardiazol- und Elektroschock, die bis heute zum Repertoire der klassischen Psychiatrie gehören. Es ist immer noch unbekannt, wie die Schocktherapien wirken[228], doch, von einer theoretischen Warte her betrachtet, bestimmen sie natürlich das Verständnis der Sache. Denn die geistigen Krankheiten (wieder: hauptsächlich Schizophrenie und des weiteren dann die Cyclothymien) sind dadurch zum Teil geradezu definiert als Zustände, bei denen der Einsatz derartiger Mittel eine Erfolgschance hat.
Was hier jedenfalls gut erkennbar bleibt, ist die fundamentale Annahme, daß eine körperliche Verursachung vorliege. Insofern die Lokalisierung im Gehirn naheliegend ist, stellte sich die Einführung der Psychochirurgie eigentlich als ein Schritt von beeindruckender Konsequenz dar. Er beruht auf genauso vagen theoretischen Erwägungen wie die Schocktherapien[229], seine Anwendung ist darüber hinaus auch noch irreversibel[23o], was für die deutsche Psychiatrie Grund genug zur Zurückhaltung gewesen ist.

Versucht man, auch für dieses physiogenetische Paradigma einen harten Kern festzustellen, dann ergäben sich, wieder hinsichtlich der Schizophrenie, parallel zu den oben formulierten, etwa folgende drei Thesen:

A) Schizophrenien sind Krankheiten, die eine körperliche Grundlage haben, für die hauptsächlich Gehirnanomalien infrage kommen, im weiteren aber auch Stoffwechselstörungen und schließlich überhaupt jede organische Veränderung gegenüber dem Normalzustand.

B) Die Äußerungen Schizophrener sind Symptome der Krankheit. Ihr Informationsgehalt für den Psychiater besteht darin, daß sie erkennbar machen, welche Form von Schizophrenie vorliegt (diese Formen sind teilweise bestimmt durch den Inhalt der Wahnideen) und in welcher Schwere sie vorliegt. Zur Person oder Psyche des Kranken "existiert prinzipiell ein Zugang definitiv nicht"[231].

C) Schizophrenien sind besserbar, u.U. auch heilbar. Der therapeutische Prozeß wird durch somatisch wirkende Mittel vorangetrieben und, soweit diese erfolgreich sind, durch eine Beschäftigung des Kranken und mehr oder weniger systematische Kommunikation mit ihm, genutzt und ausgebaut.

Ein wirklich erheblicher Fortschritt für das physiogenetische Paradigma war zu Beginn der 5oer Jahre die Entdeckung, daß Chlorpromazin die psychische und damit auch die psychotische Aktivität dämpft. Diese Entdeckung leitete die Epoche der Pharmakotherapie ein, die heute bei fast jeder Therapie mindestens Bestandteil (häufig aber auch schon alles) ist. Auch Vertreter des psychogenetischen Paradigmas verwenden in den meisten Fällen Psychopharmaka. Aber die Einschätzung solcher Maßnahmen (ob sie notwendige Grundlage oder mögliche Hilfe sind) ist natürlich paradigmaspezifisch.

Das psychogenetische Paradigma wurde dann weiter gebildet, indem immer mehr auf die Zusammenhänge zwischen psychischer Kondition und familiären Faktoren geachtet wurde[232], und dann überhaupt auf das Milieu, in dem Menschen psychisch krank werden. Hier bildete sich dann, einerseits durch den labelling-approach[233], andererseits durch Untersuchungen über die krankheitsfördernden

Lebensumstände in psychiatrischen Krankenhäusern, die Auffassung heraus, daß die Schizophrenen weniger aufgrund ihrer üblen Zustände in psychiatrische Behandlung kämen, als ebenso stark, wenn nicht sogar weit mehr, aufgrund dieser Behandlung in jene Zustände. Besonders gelte das für die (klassisch geradezu mit dem Bild des Schizophrenen identifizierten) Endstadien chronischer Schizophrenie, die offenbar in weitem Maße nichts sind als Spiegelbilder des stumpfsinnig-brutalen Milieus, welches in den großen psychiatrischen Kliniken herrschte[235]. Diese Entwicklung gipfelt dann in der These, daß die Psychiatrie selber es sei, die das verursacht, was sie zu heilen versucht. Diese These bildet das Fundament der sog. Antipsychiatrie[236].
Ihr zufolge gibt es schließlich so etwas wie geistige oder psychische Krankheit, unabhängig von der institutionell diagnostizierenden und therapierenden Psychiatrie, überhaupt nicht[237].
Die Antipsychiatrie steht damit eigentlich nicht mehr in einer interparadigmatischen Auseinandersetzung über ein psychiatrisches Paradigma, da sie dem Gegner (das physiogenetische Paradigma, gegenüber dem psychogenetischen ist sie reservierter) vorhält, es sei überhaupt kein Gegenstand vorhanden, zu dem eine Theorie und Praxis auszubilden man mehr oder weniger im Recht sein könnte.
Nachdem die Vertreter des - dominierenden - physiogenetischen Paradigmas sich von diesem Schock erholt haben, gibt es seit Beginn der 7oer Jahre eine Reaktion, die an Heftigkeit auch nichts zu wünschen überläßt[238].
Bezeichnend für die dadurch entstandene Argumentationssituation ist es, daß nun ein Gutteil der Erkenntnisse des psychogenetischen Paradigmas und seiner soziologischen Erweiterungen als antipsychiatrisch rezipiert werden. Was dann fast einer Ablehnung gleichkommt.

So wird Foudraine, an dessen Arbeit ich mein Konzept exemplifiziern will, inzwischen auf den antipsychiatrischen Standpunkt reduziert, obwohl er therapeutische und theoretische Erkenntnisse entwickelt hat, die von psychiatrischer Bedeutung sind; und zwar offenbar deshalb, weil er aus diesen Ergebnissen antipsychiatrische Konsequenzen gezogen hat[239].

Damit will ich diesen Überblick über die Situation in der Psychiatrie abschließen. Die Tätigkeit, von der jetzt berichtet wird, ist systematisch beim Übergang vom psychogenetischen Paradigma auf soziologische, lerntheoretische und interaktionstheoretische Gesichtspunkte angesiedelt.

3. Bericht über Foudraines Vorgehen

Foudraine beschreibt in seinem Buch zunächst einige Besonderheiten seiner Ausbildung zum Psychiater. Nach einem Studium der Medizin hatte er sich auf Psychiatrie zu spezialisieren begonnen und war hier, über eingehende Lektüre psychologischer und soziologischer Theorie[240], sowie bestätigt durch mehrere eindrucksvolle eigene Behandlungserfolge, zu einer dezidiert sozialpsychologischen Auffassung der Genese psychischer Krankheiten gekommen[241].

Mit diesem theoretischen (und empirischen) Hintergrund beginnt er 1960 seine Arbeit in Chestnut Lodge. Die Klinik war inzwischen eine Art Mekka der Psychotherapie der Psychosen geworden, unter dem psychogenetischen Forschungsprogramm waren Theorien und Therapieformen, besonders zur Schizophrenie, entwickelt worden.
Er wird Stationsarzt in Upper Cottage, erner kleinen Station mit 13 chronisch schizophrenen Frauen, die zu den

schwersten Fällen der ganzen Klinik gehören: Alle sind bereits viele Jahre, teilweise Jahrzehnte, in psychiatrischer Behandlung und haben, wie Foudraine es ausdrückt, "bereits einige Psychotherapeuten verschlissen"[242]. Bei allen gibt es seit langem keinen Fortschritt mehr in Richtung auf eine Heilung.

Diese Stagnation der Therapie prägt deutlich das gesamte Leben auf der Station. Die Mitarbeiter, ca. 15 Personen, haben das Gefühl, auf einem im Grunde unergiebigen Felde zu arbeiten. Sie sehen keinen rechten Sinn in ihrer Tätigkeit und werden darin durch "die oft geringschätzige Weise, in der sie vom Personal der andern Stationen behandelt werden"[243], noch bestätigt. Insgesamt charakterisiert Foudraine sie als "sehr demoralisiert"[244]. Auch der bis dahin leitende Arzt, Foudraines Vorgänger, hält die Arbeit vom psychiatrischen Standpunkt her für wenig aussichtsreich[245]. Hinzu kommt, daß das Gebäude, in dem die Station untergebracht ist, einen wenig ermutigenden Eindruck macht: Zimmer und Flure sind meist etwas dunkel, die Räume für Gemeinsamkeiten (Aufenthaltsraum) sind klein[246].
Das Leben auf der Station ist institutionalisert in einem hierarchischen Aufbau der Kompetenzen vom Stationsarzt zur Oberschwester, deren Assistentin, den Pflegern und Schwestern, den Schwesternhelferinnen und dann, ganz unten, den Patienten[247]. Die Hierarchie wird durch äußere Merkmale wie Verfügung über Schlüssel, Tragen von Uniformen usw. sichbar und verstärkt. So scheint sich hier - unter dem Banner progressiver Psychiatrie - ganz die Situation einer traditionellen Anstalt hergestellt zu haben, in der die Patienten aufbewahrt und versorgt werden, so daß die Gesellschaft vor ihnen geschützt sei (und sie vor der Gesellschaft und vor sich selber).

Foudraine macht nun zunächst mehrere Monate lang "teilnehmende Beobachtung", d.h. er nimmt die üblichen Stationsarztfunktionen wahr und beschränkt sich ansonsten darauf, die Situation zu "analysieren": zu sehen, wie die Handlungen der dort agierenden Menschen ineinander greifen und welche Bedingungen dabei in Anspruch genommen werden. Dabei kommt er mehr und mehr zu der Einsicht, daß das gesamte Leben auf der Station geradezu auf die Erfolglosigkeit der Therapie und damit auf die Etablierung des Grundproblems hinausläuft.
Sein Verständnis der Situation sieht am Ende, zusammengefaßt, so aus:
Die Beteiligten (und zwar alle, auch die Patientinnen) haben eine verkehrte Erklärung für die verkehrte Sache: Sie erklären sich die Stagnation der Behandlung damit, daß es sich hier um besonders schwere Fälle von Schizophrenie handelt (die Pfleger, so entdeckt Foudraine zu seiner größten Überraschung, halten die Schizophrenie für eine Art Hirnkrankheit[248]). Insofern nun geistig kranke Menschen nicht selber für sich srgen können, weil sie nicht verantwortlich, kontinuierlich und überlegt handeln können, konzentriertsich die Aktivität des Personals darauf, die Lebensbedingungen der Patienten möglichst zu erleichtern und deren Fähigkeiten gemäß vorzustrukturieren.
Auf der andern Seite hatte sich eine frappierende Unfähigkeit und Passivität der Patienten herausgebildet. Foudraine schildert dies eingehend an den Umständen, unter denen sie ihr Essen bekommen, ihre Kleidung instand gehalten wird und ihnen ihr Taschengeld zukommt: Alles wird ihnen so leicht wie nur irgend möglich gemacht; es genügt, wenn Wünsche irgendwie angedeutet werden, z.B. bei der Auswahl des Essens in der Kantine durch Gesten oder unförmig gesprochene Wortteile.
Das führt natürlich dazu, daß die Patienten schließlich keine nennenswerte Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt

mehr vollbringen und keine irgendwie deutlichen Äußerungen von sich geben, mit denen sie sich profilieren würden und sich als unterschieden von anderen Menschen und anderen Weltteilen erfahren würden. Die Aktivität des Personals tendiert also dazu, die Umwelt der Patienten so herzurichten, daß keine Leistungen, keine persönliche Stärke erforderlich ist, um darin zu bestehen.

Nach Foudraines Auffassung steht nun die Aktivität des Personals und die Passivität der Patienten in einem Verhältnis wechselweiser Abhängigkeit. Man trifft das nicht genau, wenn man von 'Wechselwirkung' redet. Denn was vorliegt ist nicht einfach ein verschränktes Kausalverhältnis, sondern das ist konstituiert durch ineinandergreifende und als ganz rational verstehbare Handlungen: Mit der Aktivität dienen die Mitglieder des Personals einerseits den Patienten, die ja nichts tun und nichts können. Andererseits dienen sie auch sich selber, denn darin haben sie einen "Modus, durch den die Entmutigung und Demoralisierung bekämpft" wird.[249)] Gleiches läßt sich über die Seite der Patienten sagen: Einerseits dienen sie mit dieser Passivität dem Personal, das dadurch ein Betätigungsfeld findet und damit einen (sekundären) Sinn bei der Arbeit. Andererseits dienen sie sich selber, insofern sie sich nicht mit ihrer Umwelt auseinanderzu setzen und daher keine Angst vor Mißerfogen zu haben brauchen.
Andersherum gesehen läßt sich jedoch in diesem Verhältnis auch ganz Irrationales, den eigenen Zwecken zuwider Verfolgtes sehen: Denn mit der Aktivität in der Versorgung schadet das Personal auch den Patienten, insofern es sie in der Inaktivität bestärkt (was der Schade daran ist, dazu gleich) und schadet auch sich selbst, weil so ständig noch größere Anstrengungen nötig werden. Analoges

läßt sich auch für die Beteiligung der Patienten an dieser Interaktion sagen.

Dieses Verhältnis zwischen der Aktivität des Personals und der Passivität der Patienten ist für Foudraine grundlegend: Passivität ist Bedingung für und Folge von Persönlichkeitsschwäche, mangelndem Selbstvertrauen, Furcht vor den Anforderungen, die das Leben an die Person stellt. Daß aber Ich-Schwäche und Schizophrenie zusammenhängen, darüber gibt es keinen Zweifel[250]. Man macht sich, wie Foudraine schreibt, "kaum eine Vorstellung über das unbegreiflich geringe Maß an Selbstvertrauen, das jeden schizophrenen Menschen vor den Aufgaben und Anforderungen seines täglichen Lebens zurückschrecken läßt"[251].
Dies Modell stellt die Situation so dar, daß hier aus einem bestimmten Verständnis des Problems heraus in einer Weise gehandelt wird, bei der das Problem unlösbar wird. Ich werde das anschließend in der Analyse genauer theoretisch zu durchdringen versuchen.
Am anschaulichsten wird der grundlegende Sachverhalt an der Schilderung des Falles der Patientin Leslie deutlich, die einen sehr engen Kontakt zu einer älteren Schwesternhelferin, Mrs. Care, hat. Zwischen beiden besteht ein Verhältnis, das Foudraine 'Symbiose' nennt: Mrs. Care hilft Leslie, indem sie ihr buchstäblich jeden Wunsch von den Augen abliest. Leslie hilft ihrerseits Mrs. Care, indem sie sich helfen läßt und dabei der Frau das Ausleben einer übersteigerten Quasi-Mutterschaft ermöglicht[252]. Dabei werden aber beide nicht selbständiger, sondern wachsen zu verkehrter Einheit zusammen, indem sie einander zum Erhalten ihrer Beschränkung brauchen. Foudraine konstatiert kopfschüttelnd, daß bislang der Psychotherapeut eine Stunde täglich (nä,lich während der therapeutischen Sitzung) mit Leslie in die eine Richtung zu gehen versuchte, während Mrs. Care mit ihr die übrigen

23 Stunden lang in die entgegengesetzte Richtung zog.

Nachdem Foudraine sein Verständnis soweit geklärt hat, läßt er die Station renovieren und beginnt dann mit der therapeutischen Reform der Situation[253].
Die von ihm konzipierten Maßnahmen sollen der schrittweisen Hinführung der Patienten zum selbständigen Handeln dienen und damit einem ebenso schrittweisen Umlenken der Aktivität des Personals. Offenbar ist es Foudraines besonderer Intuition zuzuschreiben, daß er dies nicht über irgendwelche simulierenden Zusätze zum bisherigen Leben - wie Beschäftigungstherapie oder dergl. - versucht, sondern eben "im Ernst", nämlich bei der Besorgung der für ein menschliches Leben notwendigen Handlungen wie Essen, sich Waschen, Anziehen, die Räume, in denen man sich aufhält, Sauberhalten, seinen persönlichen Besitz verwalten und durch Einkäufe vermehren usw.
Daß ein derartiges Lernen im Ernstfall überhaupt als Therapie infrage kam, das lag natürlich an der Progressivität von Chestnut Lodge.
Doch war diese Möglichkeit dadurch nicht schon Realität: In einer Reihe von Konferenzen bemüht sich Foudraine, dem Personal sein Verständnis der Situation und die sich ergebenden Konsequenzen zu erläutern. Er bleibt jedoch ohne Zustimmung. Zwei Pfleger lehnen gar die Arbeit unter dieser Perspektive explizit ab. "Ich reagierte ziemlich emotional", berichtet Foudraine, "und entließ die beiden"[254]. Schließlich macht er von seinen Befugnissen als Stationsarzt Gebrauch und ordnet die Maßnahmen an.

Was geschah - "von diesem Augenblick an war das Chaos komplett"[255] - läßt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, daß die Aktivität des Personals ja nicht etwa aufgedrängt war, sondern auch benötigt wurde: Auf der einen Seite erweisen sich die Patienten als genau so

unfähig, wie sie gehalten worden waren. Der Bericht enthält phantasische Szenen von Durcheinander und Aggressivität. Das Personal, auf der andern Seite, fällt in "eine Phase eindeutiger Rollenverwirrung"[256]. Man sieht sich überflüssig werden, sieht noch weniger als vordem einen Sinn in der Tätigkeit auf der Station und fürchtet entlassen zu werden[257]. Als die Sache nicht recht vorangehen will, besteht Foudraine sogar noch darauf, daß die weißen Uniformen nicht mehr getragen werden, weil sie die bis dahin üblichen Erwartungsverzahnungen symbolisierten. Wie man sich leicht denken kann, führt das zu weiterer Verunsicherung des Personals.

Trotz allem gibt es in den verwirrenden Veränderungen gewisse Anhaltspunkte dafür, daß in der eingeschlagenen Richtung ein Weg aus der Misère führen könnte. Die Situation zeigt neue Seiten und Potenzen. Allmählich stellt sich heraus, daß die Patienten Fortschritte machen, daß sie doch zu mehr imstande sind, als man geglaubt hatte. Besondere Erwähnung findet hier die Anschaffung einer Waschmaschine, ein Versuch, der "auf den andern Stationen nicht ernst genommen wurde, weil man fest davon überzeugt war, daß keine der Patientinnen eine solche Maschine würde bedienen konnen"[258]. Jedoch: "Man brachte den Patientinnen die Bedienung bei und unter Anleitung einer der Schwestern wurde von nun an die ganze Unterwäsche auf der Station gewaschen und getrocknet. Sorgfältige Beaufsichtigung verhinderte, daß einige Patientinnen die Maschine beschädigten - eine Strategie, die zu erwarten war und die uns davon hätte überzeugen sollen, daß unsere Bestrebungen sinnlos seien"[259].

Zögernd verbessert sich auch die Stimmung des Personals. Nachdem sich die anfängliche Verunsicherung und Angst sehr stark zugespitzt hatte ("Die Schwierigkeiten waren zeitweise so groß, daß die gesamte Belegschaft ohne mein Wissen zwei Veranstaltungen einberief, auf denen

man allen Ernstes erwog, gemeinsam zu kündigen und Versetzung auf eine andere Station zu beantragen"[26o)], gab es allmählich einen Umschwung. Foudraine achtete mit äußerster Sorgfalt darauf, daß alle auftretenden Konflikte auf wöchentlichen gemeinsamen Sitzungen besprochen wurden, um soweit als möglich zu verhindern, daß sich Konflikte innerhalb des Personals mit den spezifischen Schwierigkeiten der Aufgabe vermischten. Zugleich war er bedacht, die Selbständigkeit der Personalangehörigen zu fördern, indem er Dinge wie die Aufteilung der Arbeitszeit und Erstellung der Urlaubslisten intern regeln ließ. Man unterband das Ausleihen von Personal[261)] und mit der Zeit bildete sich so etwas wie eine Solidarität untereinander heraus, gar eine Verbundenheit mit der Station und dem Experiment.

Daß dem so war, zeigte sich, als zu den inneren Widerständen auch noch äußere aktiviert wurden, d.h. als Behinderungen auftraten, die zunächst gar nichts mit dem Leben auf der Station zu tun zu haben schienen, aus denen aber ersichtlich wurde, wie die Station mit der Organisation der ganzen Klinik und über diese auch mit der ganzen amerikanischen Gesellschaft zusammenhing.

Die beiden Dinge, die Foudraine in diesem Zusammenhang hervorhebt, sind äußerst lehrreich: Weil das als Therapie verordnete Saubermachen durch die Patientinnen in der Anfangsphase natürlich nicht zur Sauberkeit der Station führt, findet sich das Haus bei einer Inspektion in einem derart verschlampten Zustand, daß die inspizierende Hygienekommission die Leitung der Klinik alarmiert. Foudraine erfährt daraufhin folgenden Zusammenhang: Weil psychiatrische Anstalten als Krankenhäuser gelten, sind sie auch den für Krankenhäuser verbindlichen Hygienevorschiften unterworfen. Werden derartige Vorschriften nicht eingehalten, kann der Klinik die Lizenz entzogen werden. Die Lage war durchaus prekär: "Wir waren gefangen in einem

Institutionenmilieu mit Gesetzen und Vorschriften, wie sie für Krankenhäuser gelten. Infolgedessen war eine Inspektorin auf dem besten Weg, meiner therapeutischen Gemeinschaft ein vorzeitiges Ende zu bereiten" [262].
Es gelingt, die Gefahr abzuwenden. Das Personal führt eine Generalreinigung der Station durch. Die ganze Affaire erwies, daß ein Prozeß der internen Gruppenrekonstitution inzwischen soweit fortgeschritten war, daß das Personal durch diese Bedrohung von außen zur Loyalität animiert und darin verstärkt wird.

Das zweite Problem kulminiert darin, daß ein Gärtner den Schnee auf dem Grundstück wegschaufeln will, obwohl vorgesehen ist, daß die Patienten das selber tun. Wie im ersten Fall stößt eine therapeutische Maßnahme auf den Widerstand von Strukturen, die eigentlich etabliert worden war, um die Therapie zu unterstützen oder zu erleichtern. Foudraine bemerkt daran exemplarisch, daß Funktionsträger in arbeitsteilig verfahrenden Institutionen immer dazu tendieren, Hindernisse bei Veränderungen zu sein und seien diese auch noch so gut begründet: nur insofern sie eine bestimmte Aufgabe haben, fühlen sie sich gebraucht und können ein Verständnis und einen Sinn für ihre Tätigkeit ausbilden. Löst sich diese Bestimmtheit auf, dann wird diesem Bewußtsein der Boden weggezogen.
Die Affaire erweist sich als ein Symptom dafür, daß durch die Gesamtorganisation der Klinik die einzelnen Stationen unmündig gehalten werden, wodurch einerseits die zentralen Organe ihre Daseinsberechtigung demonstrieren können und andererseits dann auch für die Organisation des Lebens auf den einzelnen Stationen tatsächlich benötigt werden.
Foudraine deutet an [263], daß es sich um ein System von pathologischer Symbiose handelt, welches durchaus dem ehemals vorgefundenen zwischen Patienten und Personal auf Upper Cottage vergleichbar ist.
Auch diese Schwierigkeiten führen aber dazu, die Bewohner von Upper Cottage auf dem eingeschlagenen Weg zu bestärken. Nach etwa 1 1/2 Jahren ist die Situation erheblich verbessert: Das Personal identifiziert sich mit dem Experiment

man redet von "unser Programm" [264] und wird "von den Kollegen anderer Stationen nicht mehr so oft verspottet. Bei diesen scheint sich eher eine Atmosphäre der Billigung und manchmal des Neides zu bilden" [265] Mit zunehmender Selbständigkeit und dem Einräumen von Selständigkeit wächst das Vertrauen zwischen Personal und Patientinnen. Die Frauen werden angehalten, die Türen selber zu öffnen und zu schließen. Die Hierarchie innerhalb des Personals ist völlig abgebaut, es entstehen zwischenmenschliche Beziehungen, in denen "offenes Reden und Gefühlsaustausch" möglich sind [266]. Überhaupt ist die ganze Atmosphäre ungemein verbessert: "Das Pflegepersonal hier fängt an, seinen Job richtig gut zu finden" konstatiert (übrigens mißbilligend) ein stationsfremder Arzt [267]. Die Distanz zwischen Personal und Patienten und auch die zwischen Arzt und Patienten ist geringer geworden Die Patientinnen werden teilweise zu Mittherapeuten, indem sie zu gegenseitiger Hilfe angeleitet werden und diese auch zu vollbringen vermögen.

Mit der Überwindung so erheblicher Beschränkungen eröffnet sich die Möglichkeit, weitere Zusammenhänge zu sehen, die dann neue Beschränkungen zeigen, aber auch neue Chancen bieten. Wer einmal in dieser Weise mit der Reform des Ganzen begonnen hat, der wird, wie Foudraine sagt, "gerade in seinen Veränderungsbestrebungen neue Kräfte aufscheinen sehen, die er vorher nicht erkannt hat" [268]. Foudraine sucht weiter und wird schließlich auf die mit den Kommunikationsformen der Stationsinsassen verwachsenen Beschränkungen aufmerksam: Er bemerkt, daß in der Sprechweise, in den Anreden (Doktor, Schwester), in den Reden übereinander (Patient) und sogar in den Beschriftungen von Räumen (nursing room) das Verständnis inkorporiert ist, Schizophrenie sei gleichsam eine Eigenschaft, mit der manche, im Unterschied zum normalen Menschen, behaftet seien. Die Anstalt ist nicht nur nach dem Verständnis der Gesellschaft ein Krankenhaus, in welchem einmal (aus irgendwelchen Gründen gesetzte) Normen Geltung haben (wie auch immer die konkrete Situation sei), sondern sie ist es auch nach dem Verständnis der Patienten und des Personals.

Foudraine macht dann auch aus dieser Schranke einen Hebel für die Therapie: er setzt eine weitere, äußerst originelle Maßnahme durch und damit gelingt dann der entscheidende Durchbruch. Das sieht so aus: er tabuisiert alle Wörter, in denen der Unterschied zwischen Schizophrenen und Normalen als ein Unterschied zwischen Krank und Gesund fixiert wird, also Ausdrücke wie 'Patient', 'Schwester', 'Krank', 'Krankenhaus', 'Arzt' etc. Die Patientinnen werden jetzt 'Students' genannt, er selber bezeichnet sich als 'Educator', die Mitarbeiter werden zu 'Assistant-educators'. Besonders unglücklich, so meint er, sei die Bezeichnung 'Hospital'. "Ich erzählte ihnen, daß wir in Upper Cottage zusammen in einer 'School for living' waren, in der man lernen konnte, was im Leben falsch gelaufen war und wie man es anders anpacken konnte" [269]. Die Reaktionen auf diesen Eingriff waren bemerkenswert. Erstmals wurde die Kritik auch von Seiten seiner ärztlichen Kollegen sehr deutlich. Man gab ihm zu verstehen, daß er wohl "einem zeitweiligen Verlust von Realitätssinn zum Opfer gefallen" [270] sei. Einige empören sich "die Worterneuerungen enthielten eine deutliche Leugnung des Ernstes der Krankheit" [271].

Das Personal auf Upper Cottage fand die Sache zunächst eher lächerlich, setzte aber nicht viel dagegen. Ganz anders die Patienten. Bezeichnenderweise produzieren gerade sie enorme Widerstände, in denen zutage tritt, wie sehr sie selber die Schizophrenie als etwas Festes, das man habe oder nicht habe, verstehen und wie ihnen dieses Selbstverständnis zugleich als Schutz vor den Anforderungen der Umwelt dient. Typisch ist die Äußerung einer Patientin, welche, nachdem sie mehrmals erfolglos die Anrede 'Student' abgelehnt hatte, in einem Wutanfall ausruft: "Ich kann dies Wort 'student' nicht ausstehen ... so will ich nicht genannt werden ... Ich will lieber 'patient' genannt werden ... verdammt nochmal, ich bin geisteskrank! Das hat man festgestellt. Ich habe eine Nervenkrankheit. Ich will eine Hirnoperation ..." usw. [272]

Dennoch bleibt es bei diesen Sprachregeln. Die Patienten bemerken mit der Zeit, daß Foudraine nicht mit ihnen spielt oder experimentiert, sondern sie im Ernst als Menschen be-

trachtet und behandelt, die sich von normalen Menschen hauptsächlich darin unterscheiden, daß sie noch nicht gelernt haben, mit bestimmten Konstellationen ihres eigenen Wesens und der Umwelt fertig zu werden. Diese Defizite an Erfahrung und Vertrauen in die eigenen Potenzen können aber durch Lernen ausgeglichen werden, wobei die Abschirmung durch die Anstalt ermöglicht, hier einen Weg zu gehen, an dessen Anfang nicht alles gleichermaßen abgefordert wird.
Je mehr die Patientinnen sich auf diesen Weg, der seitdem 'Lebensschultheorie' genannt wird, einlassen, desto mehr beschleunigt sich der Prozeß. Die Frauen machen nun eindrucksvolle Fortschritte. Vier Jahre nach Beginn des Programms können die ersten die Anstalt verlassen.

4. Darstellung des Vorgehens als Handlungs-Forschungsprogramm

Das referierte Vorgehen besteht aus einer Reihe von Maßnahmen, die, so legt der Bericht nahe, in drei Stufen oder Schritte einteilbar sind[273)]. In der ersten Stufe beginnen die Patientinnen die elementaren Verrichtungen ihres alltäglichen Lebens zu übernehmen (also Essen, sich Ankleiden, Saubermachen, Einkaufen). Die zweite Stufe betrifft den Abbau der institutionalisierten Schranken (Ablegen der Uniformen, Errichtung einer gewissen Autonomie in der Organisation der Station, Offenheit der Stationsberichte); und die dritte Stufe besteht im Abbau der Schranken, die in der verbalen Kommunikation und in den Äußerungen des Selbstverständnisses der Beteiligten enthalten war.
Diese Stufen gehen auseinander hervor, insofern jeweils die nächste eine Konsequenz aus der vorigen ist, die sie, um ihre Richtigkeit zu behalten, anschließen muß.
Jede Stufe selber besteht aus einem Zyklus von der im vorigen Kapitel beschriebenen Art, umfaßt also eine erklärend-kritisierende, eine vorstellend-begründende, eine handelnde und eine auswertende Phase. Die einzelnen Phasen gehen ebenfalls auseinander hervor. Das ganze ist,

wie ich es nennen möchte, ein Handlungs-Forschungsprogramm im Prozeß seiner Entwicklung: Zunehmende Erkenntnis geht mit zunehmender Verbesserung der Situation einher. Wie dieser Prozeß im einzelnen verstanden werden kann, also wie die Schrittfolge eingeleitet wird, wie deren einzelne Teile auseinander hervorgehen und wie die jeweils nächste Stufe aus der vorigen hervorgeht, das ist Gegenstand der folgenden Darstellung.
Um die Sache abzukürzen und Wiederholungen zu vermeiden, wird nur die erste Stufe ausführlich expliziert, die zweite dann knapp charakterisiert und die dritte nurmehr gestreift.

4.1. Erster Zyklus: Patienten aktivieren, Personal umaktivieren

4.1.1. Die Anfangsproblematik

Für Foudraine ist die Situation, die er bei seinem Beginn auf Upper Cottage vorfindet, problematisch. Doch dies allein ist noch nicht besonderer Aufmerksamkeit wert, denn offenbar fanden die bis dahin auf der Station Tätigen, also das Personal, der Stationsarzt (und die Patientinnen?) die Situation auch problematisch. Der erste Schritt der Analyse hat deshalb zu zeigen, wieso Foudraines Problemwahrnehmung irgendwie mehr war, wodurch sie sich als ein "Anfang" im Sinne des im vorigen Kapitel charakterisierten Hinausgehen über die Situation qualifiziert. Denn daß der Neubeginn als verantwortlicher Arzt auf einer psychiatrischen Station Probleme bringt - Foudraine spricht von seinem "Anpassungsschock"[274] - ist ohne weiteres verständlich. Diese Probleme sind aber zunächst kein "Hinausgehen" über die Situation, sondern begleiten eher das Hereinkommen.

Betrachten wir Foudraines Beginn allein als historisches Datum, dann ist darin auch wirklich nichts von einem Hinausgehen über die Situation zu entdecken. Und deshalb ist es völlig angemessen, daß zunächst gar nichts passiert; daß Foudraine keine weiteren Konsequenzen aus seiner Problemwahrnehmung zieht als die Situation genau zu beobachten. Dies ist die dreimonatige teilnehmende Beobachtung. Während dieser Zeit lernt er ja nicht nur den Gegenstand genauer kennen, sondern klärt auch seine eigenen Voraussetzungen.
Systematisch gesehen ist der Anfang gekennzeichnet durch die Differenz zwischen dem, was Foudraine über Chestnut Lodge wußte und dem, was er vorfand. Diese Differenz prägt seine ersten Eindrücke und um den Anfang zu begreifen, sollte man sie bedenken. Wesentlich sind darin drei Punkte:

A) Die Arbeiten der analytischen Psychiater, und hier besonders die Theorie von Frieda Fromm-Reichmann, hatten ihn zur Überzeugung gebracht, daß Schizophrenie durch Pschotherapie heilbar sei; daß der Prozeß lange dauern kann, aber prinzpiell immer möglich ist.
Hier wird er nun mit Fällen konfrontiert, vor denen diese Überzeugung zur bloßen Hypothese wird. Und sämtliche Bewohnerinnen von Upper Cottage sind eindrucksvolle "Anomalien" zu dieser Hypothese. Die Patientin Phyllis wird von Foudraines Vorgänger "mit einem Fort, das uneinnehmbar ist", verglichen[275]. Foudraine erlebt sie geradezu wie eine "Verhöhnung der psychoanalytischen Psychotherapie von Psychosen"[276].

B) "Eine merkwürdige Entdeckung"[277] war es für ihn, daß die Behandlung nahezu ausschließlich in analytischer Psychotherapie bestand. Soziotherapie und Milieutherapie wurden kaum systematisch eingesetzt-

Dies kommt ihm deshalb erstaunlich vor, weil ein klassisches Buch über die Bedeutung des Milieus, in dem Psychotiker während der "andern 23 Stunden" (außer der täglichen therapeutischen Sitzung) leben, von Stanton und Schwarz in Chestnut Lodge geschrieben worden war[278]. Er hatte aufgrund der Lektüre dieses Buches erwartet, daß eine Klinik, die so gute Voraussetzungen für den Beinbezug des Milieus auf den Stationen in die Therapie bot, an den darin vermuteten Potenzen ein nicht nur theoretisches Interesse hätte.

C) Grundsätzlich hatte er, was die Progressibität der Klinik anging, aufgrund seines Vor-bildes zu hohe Erwartungen. Die Kommunikation der Ärzte untereinander und die Konferenzen zur Diskussion von Fällen waren zwar eindrucksvoll und auch spezifisch für Chestnut Lodge, auf den Stationen, und besonders auf Upper Cottage, dem "Schlußlicht", herrschte, wie Foudraine bemerkt, "eine recht traditionelle Atmosphäre"[279].

Zusammengenommen entsteht für Foudraine der Eindruck, daß sich in dieser Klinik im Verlaufe von 3o Jahren und, verborgen unter einem nach wie vor fortschrittlichen Selbstverständnis, Zustände entwickelt hatten, die hinsichtlich ihrer Wirkung auf Patienten gar nicht so sehr von denen einer traditionellen psychiatrischen Anstalt unterschieden waren, und die jedenfalls "das Verharren in stark abnormem Verhalten eher förderten als bekämpften"[28o].

Man hat sich das nicht so vorzustellen, daß Foudraine bei seinem Eintritt in die Klinik diese Kritikpunkte sah; sondern dies läßt sich aus dem entnehmen, was er über seine während der ersten drei Monate sich abklärenden Eindrücke schreibt. Sie präziiseren den Unterschied zwischen dem, was er erwartet und dem, was er findet. Und dieses Präzi-

zisieren geht einher mit dem besseren Verstehen der Situation. Anders gesagt: Mit der Erstellung eines Modells, welches die wesentlichen Teile der Situation zu einem System zusammenstellt. Und mit dem Formulieren dieses Modells kann er auch das Grundproblem der Situation kennzeichnen.
Dies Grundproblem ist die Stagnation in der Behandlung der Patienten. Das Problem wird von dem Modell als Ausdruck eines widersprüchlichen Systems dargestellt. Wie dies Modell aussah, das versuche ich im nächsten Abschnitt zu beschreiben. Hier soll noch eine Bemerkung über das Verhältnis zwischen Entdeckungs- und Rechtfertigungszusammenhang gemacht werden. Genauer besehen löst sich dieser Unterschied auf: Irgendetwas aus dem Rechtfertigungszusammenhang (wie ich es nenne: die Darstellung des Systems) zu betrachten ist nichts anderes als etwas aus dem Entdeckungszusammenhang zu betrachten, lediglich unter Zusammenfassung einer etwas größeren zeitlichen und systematischen Periode. Das ist leicht zu sehen, wenn man sich überlegt, was denn überhaupt im Kontext des "Entdeckungszusammenhangs" gesagt werden kann. Das ist ja nicht irgendetwas, sondern das ist etwas, das im Zusammenhang mit der entstehenden Theorie gesehen wird. Daß es aber damit in Zusammenhang gebracht wird, das könnte man, wenn es bestritten würde, ja auch rechtfertigen (müssen). Ich habe es daher vorgezogen, diesen Unterschied als den zwischen "Forschung" und "Darstellung" zu formulieren[281]. An diesem Beispiel läßt sich sehen, wie es sich damit verhält: Die "Forschungsphase" ist zunächst einmal Foudraines teilnehmende Beobachtung während der ersten drei Monate. Was dabei passiert, ist aber gar nichts anderes als ein solches theoretisch-praktisches Aufsteigen durch Zyklen der hier zu beschreibenden Art. Das progrediert lediglich in ganz kleinen Schritten, Schrittchen (Denkhandlungs-)sprüngen usw. und ist deshalb schwieriger aufzudröseln. Die

Handlungsphasen dieser "Forschung" waren weniger spektakulär, weil sie - Gespräche führen, Akten studieren - die Situation nicht merklich veränderten (deshalb heißt das dann "Beobachtung"). Und die argumentativen Auseinandersetzungen fanden nicht zwischen kontroversen Diskutanten statt, sondern gleichsam zwischen Foudraines Problemempfinden und Hintergrundwissen auf der einen Seite und dem, was er hörte und sah auf der anderen.
Mittlerweile ist das ganze, was hier zu analysieren ist, unter der Bezeichnung 'Lebensschultheorie' in die psychiatrische Literatur eingegangen. Wer heute diese Theorie in einem "Rechtfertigungszusammenhang" begründet, der hat andere Aufgaben als ich mir hier vorgesetzt habe. Denn für den ist das, was während diser drei Zyklen im einzelnen geschah, "Forschung".
Doch vorläufig handelt es sich darum, zu zeigen, wohin Foudraines Beobachtung führte. Ich komme jetzt zur Darstellung dieses Modells.

4.1.2. Erste Phase: Erklärung und Kritik

Foudraines Modell sieht, auf seine Grundzüge reduziert, so aus: Das Grundproblem der Situation ist der fehlende Fortschritt in der Behandlung der Patientinnen. Dieses Probelm ist Ausdruck zweier widersprüchlicher Zusammenhänge, die über das Handeln des Personals miteinander verbunden sind. Durch den einen Zusammenhang wird das Problem unlösbar und durch den andern wird es unsichtbar gemacht. So kommt es, daß den Beteiligten unmittelbar ganz andere Dinge problematisch sind. Ich stelle nun diese beiden Zusammenhänge dar:

(a) Der erste ist der Zusammenhang, der durch die Interaktion zwischen den Patienten und dem Personal gebildet

wird. In dieser Interaktion korrespondiert der Aktivität auf der einen Seite die Passivität auf der andern. Beides ist so aufeinander bezogen, daß, wenn das eine verstärkt wird - die Bemühungen zur Versorgung der Patienten - dann auch das andere - die Hilflosigkeit der Patienten - sich steigert. Sobald man die Interaktion zusammen nimmt, springt die darin enthaltene Irrationalität ins Auge: Die Personalangehörigen, beim Bemühen, ihre Aufgabe perfekt zu versehen, tun etwas, das die Aufgabe vergrößert.

Auf der andern Seite - soweit man bereit ist, das Verhalten der schizophrenen Frauen als 'Handeln' zu werten - das gleiche: Beim Bemühen, in der Auseinandersetzung mit der Welt nicht zu scheitern, gehen sie so vor, daß sie immer noch schwächer und die Außenwelt immer bedrohlicher wird.

Doch ist dies Tun, wenn man es von jeder Seite einzeln betrachtet, auch notwendig und ganz rational: denn die Patientinnen kommen wirklich mit ihrer Welt nicht zurecht und sind auf Hilfe bei den elementaren Verrichtungen angewiesen. Diese Hilfe schafft wirkliche Erleichterung und wird deshalb auch bei immer mehr Gelegenheiten in Anspruch genommen. Und was das Personal angeht, so müssen diese Leute, wenn sie überhaupt einen Sinn in ihrer Tätigkeit sehen wollen, mindestens das, was sie effektiv für die Patienten tun können, auch möglichst sorgfältig und umfassend tun. Und man sieht ja auch, wie sie es brauchen!

Schematisch gesehen haben wir zwei Regelkreise, bei denen die charakteristische Eigenschaft sich verstärkt, mindestens aber reproduziert:

I. Personal:	II. Patienten:
Aktives Bemühen um die Patienten	Passivität
↓	↓
Erfolglosigkeit hinsichtlich Heilung	Hilfsbedürftigkeit bei Alltagsverrichtungen
↓	↓
Demoralisierung	Entlastung von Kraft und Verstand
↓	↓
verstärktes aktives Bemühen	größere Passivität

Beim Personal tritt außer der Verstärkung der Aktivitäten auch die Beschäftigung mit dem "abgeleiteten" Problem, nämlich der Demoralisierung auf. Dazu lassen sich die von Foudraine erwähnten Aktivitäten wie das Aufstellen eines Fernsehers und lange Unterhaltungen "hinter den geschlossenen Türen des Zimmers der Oberschwester"[282] zählen. 'Abgeleitet' kann man diese Probleme nennen im Hinblick darauf, daß sie in dem Prozeß, der das Grundproblem als ein bleibendes Merkmal dieser Situation festhält, "erst" auftreten. Selbstverständlich ist dies eine Aussage, die die Gültigkeit der Schrittfolge bereits unterstellt. Sie bezieht sich auf den Übergangspfeil, der vor 'Demoralisierung' steht und besagt dann, daß diese "Erfolglosigkeit hinsichtlich Heilung" in der theoretischen Rekonstruktion für den Übergang auf "Demoralisierung" in Anspruch genommen wird.

Hier ergibt sich eine Gelegenheit, den Sinn der methodischen Darstellung einer Theorie (innerhalb eines Paradigmas) noch einmal anschaulich zu machen, und zugleich ein verbreitetes Mißverständnis (das sich in Formulierungen wie 'Grundwiderspruch -Abgeleiteter Widerspruch'usw. arti-

artikuliert anzugreifen: Damit, daß dieser Schritt

Erfolglosigkeit der Versorgung hinsichtl. Heilung	$\Rightarrow$	Demoralisierung der Versorgenden

im Modell auftritt, wird nicht behauptet, daß das Antezedens "notwendig" ist im Sinne von: es gebe einen gesetzmäßigen Zusammenhang, bei dem das Antezedens dieses Schritts als Antezedens eines generellen wenn-dann-Satzes nachzuweisen wäre, bei dessen Vorliegen dann das, was hier im Sukzedens steht, aufträte.
Was gemeint ist, ist vielmehr: In der Situation war beides neben vielem anderen zu beobachten. Und in der Rekonstruktion wird es so hintereinandergestellt, weil: 1) sich dadurch insgesamt ein aufgebautes Modell ergibt und weil 2) sich in einfachen Situationen aus unserer üblichen Erfahrung plausibel machen läßt, daß ein Mensch, dessen Bemühung frustriert wird, mutlos und demoralisiert wird.
Man kann diese "übliche Erfahrung" selber zum Gegenstand von Theorien machen. Doch das ist hier nicht eigens nötig, weil die Tatsache, daß sich damit ein Übergang "plausibel" machen läßt, gerade besagt: Im Leben, das wir führen, gibt es solche Übergänge. Niemand braucht, um das plausibel zu finden, einen Allsatz zu unterstellen. Genauso wenig, wie das bei 'Fürsten kommen in den Himmel, wenn sie in der Wiege sterben' und allen Sprichwörtern unterstellt ist. Da geht sehr viel: Dem Klugen hilft das Glück, und die dümmsten Bauern haben die größten Kohlköpfe.
Und dennoch gibt es in solchem Erfahrungswissen nicht etwa Widersprüche, sondern dies Wissen ist von anderer Art, als die theoretischen Allsätze: es ist konkret. Das kann man hier verstehen als: die Antezedensbedingungen sind nicht gegen die Rahmenbedingungen "abgedichtet". Sondern es wird etwas formuliert, das ein Merkmal M an einer Situation angeht. Von dort aus wird dann der Übergang auf M' gemacht.

Das ist das Sprichtwort oder die Erfahrung. Um es anzuwenden, dazu braucht man aber mehr als eine Situation, in der irgendwie M vorkommt, sondern M muß wesentlich vorkommen: so daß der Übergang auf M' möglich ist. Man könnte geneigt sein, das für einen Trick zu halten, Tautologisches in Gestalt von Bauernschläue. Doch weit gefehlt: Ohne das Sprichwort bzw. diese Erfahrung hätte man M' gar nicht als Gesichtspunkt. Da wäre die Situation voller widerstreitender Dinge und Informationen und man selber ohne Orientierung.
Damit beende ich diesen Exkurs zum Sinn eines Übergangs in der Schrittfolge und dem, was konkretes Wissen oder "Erfahrungswissen" ist und kehre zurück zur Darstellung des Modells.

Bei den Patienten tritt auch, neben der Verstärkung der Passivität in der ständigen Wiederholung dieses Regelkreises etwas hinzu: Die Sicherheit, daß es keinen Ausweg gibt und daß sie ihre wahnhaften Schwäche - und Angstzustände als etwas festes, als Krankheit haben. Das ist für Foudraine hier noch nicht deutlich, wird aber im dritten Zyklus, in dem es um das Bewußtmachen der Krankheitsvorstellungen geht, relevant.
Die Handlungsweise des Personals und die der Patientinnen verhalten sich komplementär. Sie sind im Sinne der Terminologie, die im dritten Kapitel eingeführt wurde, widersprüchlich: Die Akteure werden eingeschränkt, werden fixiert, und mit Eigenschaften ausgestattet, in denen die einen von den anderen abhängig sind. Und wenn sie in der so gestalteten Abhängigkeit einander nachgeben, dann weist das nicht über diese Beziehung hinaus, sondern bindet sie nur noch stärker aneinander.

(b) Der zweite Zusammenhang ist der zwischen dem System, welches eben dargestellt worden ist und dem forminternen Modell, also dem Verständnis, welches die dort Handelnden

von ihrer Lage und ihrem eigenen Handeln haben. Dies Verständnis sieht, als Teil in Foudraines Modell, so aus:

Schizophrenie ist eine schwere Krankheit und die Patientinnen haben sie in besonders schwerer Form. Deshalb geht es auch mit der Behandlung nicht voran und vielleicht geht es auch überhaupt nicht mehr weiter damit. Die Krankheit, und zumal in dieser schweren Form, wird als ein Ding angesehen; eine Sache, die die Ur-sache des ausbleibenden Behandlungserfolgs ist. Daraus ergibt sich dann konsequent, eine zweckrationale Handlungskonzeption. Letztlich ist de Zweck natürlich die Unterstützung der Heilung dieser Frauen. Doch weil das schwierig, vielleicht unerreichbar ist, deshalb hat man sich auf ein immerwährendes Bemühen einzurichten. So ergibt sich für das Personal dieses Streben nach einer perfekten Versorgung dieser Menschen, die nicht für sich selber sorgen können (die Krankheit Schizophrenie reduziert sich für das Personal geradezu auf diese Unfähigkeit). Dies Modell, zusammen mit den entsprechenden Handlungen, kann man ganz gut ebenfalls in einem vierphasigen Zyklus darstellen. Es enthält dann:

1) Erklärung des Problems, nach der daselbe deduktiv nomologisch aus Gesetzen und Randbedingungen ableitbar ist. (Wenn man will, kann man das auch in der "konkretisierenden" Terminologie formulieren. Der Widerspruch liegt dann in den Gesetzmäßigkeiten, welche aus der Ursache notwendig die problematische Sache hervorgehen lassen.)

2) Konzeption zur Überwindung des Problems. Diese beruht auf der zweckrationalen Einwirkung auf die Ursache (bzw. eben auf das, was davon für das Personal beeinflussbar ist.).

3) Die Versorgungsaktivitäten. Diese "Handlungsphase" hat aber keine eigene Bedeutung, denn sie ist nichts

weiter als die Ausführung dessen, was in 2) geschehen ist.

4) Auswertung der Handlungen, in der sich immer wieder bestätigt, daß das Verständnis richtig ist: die Handlungen fallen so aus, wie sie gewollt waren. Und die Situation verändert sich genausowenig, wie das nach der Erklärung erwartet werden konnte.

In der dritten Phase greift das Handeln in das entsprechende Handeln der Patientinnen ein, bzw. gestaltet hier die Interaktion Personal-Patientinnen.
Dieser Zyklus ist offensichtlich ein Kreis, in dem ständig - und begründeterweise - das gleiche passiert. Es gibt keinen Übergang in einen höheren Zyklus. Das Modell ist vielmehr in der Lage, auch Systemerweiterungen so zuzulassen und zu begründen, daß die Form gewahrt wird; daß also diese Weise des Aufeinanderbezogenseins der Systemteile sich nicht ändert. Dies zeigen die sekundären Probleme, die Weise, in der sie angegangen werden und die Tatsache, daß beides in dieser Form ohne weiteres geht. Die Bewältigung dieser sekundären Probleme ist daher formimmanent: Das bisherige System wird erweitert, die Erweiterungen passen in die bisherige Form, die Situation wird ein bißchen erträglicher und stabiler. Und das Modell bestätigt sich weiterhin in jeder Handlung.

Auch dieser zweite Zusammenhang, der zwischen dem Interaktionssystem und dem Modell, mit welchem dies System überlegt ist, bildet also einen Widerspruch: Der Bestimmtheit des Modells entspricht die Bestimmtheit der handelnden Situationsgestaltung. Und umgekehrt. Beides stützt sich gegenseitig, insofern das Modell die Handlungen begründet und die Handlungsresultate das Modell bestätigen. Und beides

schränkt sich ein: Dies Modell legt solch eingeschränktes Handeln nahe. Und die Auswertung dieses Handelns - bei der sicherlich relevant ist, daß es weniger Betriebsstörungen und weniger auffällig irres Verhalten gibt - legt wiederum das derart eingeschränkte Verstehen nahe. Die Beziehung zwischen beiden Teilen hat auch hier keine über sich hinausweisende Perspektive.

Beide Teilsysteme, die Interaktion und das Modell-Gegenstandsverhältnis, gekoppelt über das Handeln des Personals, bilden zusammengenommen Foudraines Modell. Dieses Modell unterscheidet sich vom forminternen Modell sowohl darin, was an der Situation problematisch ist, als auch wie das Problem erklärt wird. Das forminterne Modell ist kausal, dieses ist, wie ich es nennen möchte, "enatiologisch". Es antwortet auf eine andere Frage als das kausale. Während jenes erklärt, weshalb die Situation (geworden) ist, wie sie ist, erklärt dieses, weshalb sie bleibt, wie sie ist.
Dieses Modell enthält also eine Kritik an dem System und eine an dem in diesem System maßgeblichen Verständnis. Die Kritik des Systems besteht darin, daß das Probelm durch diese Darstellung nun (a) nicht mehr zufällig und (b) nicht mehr forminvariant-notwendig, stattdessen aber (c) formspezifisch-notwendig erklärt wird. Und die Kritik am Modell besteht darin, daß es selber Teil dieser Form, daß es formimmanent ist.
Im formimmanente Modell ist nicht dies Verständnis noch selber Teil des Verstandenen, sondern dort glaubt man, ohne weiteres darüber zu stehen (bzw. zu denken). Anders ausgedrückt: Die Vertreter dieses Modell sehen nicht, daß sie ein besonderes Verständnis von Schizophrenie und ihrer Therapie unterlegen. Ein Verständnis, in dem sie ihren eignen Beitrag zur Situation als von der Situation bestimmt verstehen, diese Situation aber hinsichtlich des Anlasses,

aus dem sie diesen Beitrag bringen, unabhängig von sich. Das Modell steht damit nur scheinbar über dem System, außerdem aber auch unbewußt in ihm. Doch wird diese Erkenntnis dadurch gehindert, daß Ursache und Wirkung in der kausalen Sichtweise als getrennte Instanzen aufgefaßt werden.

Betrachten wir nun die Argumentationssituation:
Wir haben als bewußte gestaltende Teile der Situation zwei Positionen, Foudraines und die der Personalangehörigen. Solange wir innerhalb dieser Situation bleiben, sind die Verhältnisse rasch klar. Das Modell des Personals ist formimmanent. Argumente, die mit diesem Modell zur Beschreibung von Phänomenen und zur Eklärung von Handlungen und Begründung eigenen Handelns formulierbar sind, werden aus Foudraines Modell alle damit entkräftet werden, daß auf die nicht beachtete Eigenbeteiligung hingewiesen wird. Systematisch gesehen gibt es dann keine bestreitenden Einwände gegen Foudraines Modell, sondern eigentlich nur bezweifelnde: Nämlich den Zweifel daran, ob es denn überhaupt anders möglich sei. Dieser Zweifel wird natürlich abgestützt durch Belege mit den vielen Versuchen, die gemacht worden sind, um die Formen weiterzubringen. Dennoch ist das im Kern noch micht mehr als ein Zweifel, dessen Behebung in dieser Phase nicht möglich ist, sondern der den Übergang in die nächste fordert: nämlich in Gestalt der Frage, inwiefern denn Foudraines Modell eine Alternative zur Problemlösung bieten kann.

Um aber den Argumentationsgang dieses Programms über die Argumentationssituation hinaus, die auf Upper Cottage bestand, beurteilen zu können, müßten wir die bislang formimmanente Position des Personals mit systematisch bereits verfügbaren Argumenten soweit verstärken, daß sichtbar wird: diese Position bildet sich nicht einfach

aufgrund der Betriebsblindheit der Beteiligten. Dazu wäre die Position mit Argumenten aus einem psychiatrischen Paradigma anzureichern, soweit bis hier die Argumentation als ernsthaft interparadigmatische geführt wird. Denn nur dann kann es sich bei dem, was Foudraine herausfindet, um einen Erkenntnisfortschritt der Psychiatrie handeln (sonst höchstens um einen Fortschritt innerhalb eines Paradigmas).

Der Versuch, das formimmanente Modell anzureichern, stößt nun deshalb auf Schwierigkeiten, weil man nicht recht weiß, welches Paradigma man unterlegen soll. Soweit das Personal sich die Auffassung von Foudraines Vorgänger zueigen gemacht hat, handelt es sich um die psychogenetische Schizophrenieauffassung. Doch um eine - aufgrund der ständigen Erfolglosigkeit - stark resignative Version. Wie oben schon gesagt, mußte das Festhalten am psychogenetischen Paradigma hier mittlerweise fast den Status eines Glaubensbekenntnisses angenommen haben. Was faktisch vom Personal gedacht und getan wurde, entsprach daher mindestens ebensosehr dem physiogenetischen Paradigma.
Foudraines Modell fußt aber nicht allein auf dem psychogenetischen Paradigma, sondern es enthält eine entscheidende Erweiterung, die sich für Foudraine aufgrund der Lektüre von vornehmlich Alfred Adler und Maxwell Jones ergeben haben mag. Weil sie aber dort nicht in dieser Schärfe formuliert ist und obwohl sie nach Fordraines Bericht ihm zum Teil erst während des Prozessens sukzessive klar wurde, soll sie kurz vorweggenommen werden:

Foudraines Verständnis von Schizophrenie liegt ein Krankheitsbegriff zugrunde, nach welchem die psychische Krankheit kein irgendwie festes Ding ist, das jemand hat und das sich in Symtomen dann lediglich äußern würde[283]. Sondern Krankheit und Symptome sind dasselbe. Und in

diesem Krankheitsbegriff und der Art wie Foudraine mit ihm operiert, läßt sich dann ein Handlungsbegriff erkennen, der die Grundzüge des im vorigen Kapitel dargelegten Begriffs teilt. Er besagt hier, daß der Mensch nicht gleichsam "hinter" seinen Äußerungen und Handlungen ist; und daß sodann diese Äußerungen und Handlungen gleichsam "Symptome" für seine Anlagen, seinen Charakter, seine Triebstruktur usw. wären. Sondern daß er in diesen Äußerungen lebt und sich bewegt, sich mit seiner Umwelt und seinen Mitmenschen auseinandersetzt und als jeweiliges Resultat dieser Auseinandersetzungen wird[284)] . Übertragen auf den kranken Menschen besagt das, daß (psychische) Krankheit nicht primär etwas in der Vergangenheit Gewordenes, sondern etwas in der Gegenwart ständig Werdendes ist. Diese Ansicht ist die Grundlage für die im Modell gefieferte Erklärung, welche ja einen Zusammenhang formuliert zwischen Ich-Schwäche, Versorgtwerden und Krankbleiben.

Offensichtlich ist dieser Teil der Foudraine'schen Position nicht in jedem Fall eine Erweiterung des psychogenetischen Paradigmas, die mit ihm verträglich wäre. Denn nach diesem Paradigma sind psychische Krankheiten primär in der Vergangenheit geworden - die Denkweise der Freudschen Psychoanalyse ist strikt kausal; und das ist auch in der Weise, in der sie in die psychogenetische Schizophrenieauffassung eingegangen ist, nicht ganz behoben. So kann man sich Gelegenheiten vorstellen, bei denen Foudraine auch mit diesem Paradigma in Konflikt gerät. Und charakt eristischerweise ist das in der dritten Stufe, wie die Reaktionen der Kollegen auf Foudraines sprachpragmatische Maßnahme zeigen, der Fall.

Die Rekonstruktion der Argumentation, die hier zu führen wäre, wird somit dadurch erschwert, daß eigentlich zwei

Gegner da sind, die sich zudem auch noch unterein nder bekriegen. Man kann aber vorläufig von der Konfrontation mit dem psychogenetischen Paradigma absehen, weil sie hier noch nicht virulent wird, und weil das faktisch leitende Modell eher auf den Grundzügen der physiogenetischen Auffassung aufruhen könnte.
Um nun die Argumentation hier detailliert zu rekonstruieren, wäre es nötig, beide Paradigmata und ihre Konkretisierung zu Situationsmodellen, die hier aufgestellt würden, darzustellen. Am Ende würde das natürlich auf eine Darstellung des Forschungsstandes in der Schizophrenietheorie hinauslaufen. Dieser Forschungsstand ist zwar vorzüglich dokumentiert[285)], aber das ist natürlich keine Darstellung, aus der man die Argumente in methodisch geordneter Reihenfolge entnehmen könnte. Und dies ist kein Wunder, weil die Vertreter der Paradigmata sich nicht auf einen Wissenschaftsbegriff verstehen, nach welchem die Gewißheit über die Identität der eigenen Position aus einer methodischen Darstellung des Paradigmas zu beziehen wäre.

Selber kann ich eine solche Darstellung jetzt natürlich nicht beibringen. Doch das ist auch nicht meine Aufgabe. Um aber wenigstens an dieser Stelle einen Eindruck zu vermitteln, wie sich die interparadigmatische Argumentation gestalten würde, konfrontiere ich Foudraines Modell - jedoch allein hinsichtlich der Tatsache, daß es psychogenetisch ist - mit entsprechenden Argumenten aus dem Repertoire der physiogenetischen Position. Diese Argumente entnehme ich dem Aufsatz des Münchner Psychiaters Detlef von Zerssen [285)], in dem Foudraines Theorie und Therapie kritisiert wird.
Man hat in dieser Argumentation besonders Behauptungen über den Zustand von Patienten, und zwar vor und nach der Therapie, zur Verfügung. Von diesen wiederum sind die

stärksten Argumente für die Position bzw. deren theoretische Implikate die Aussagen, die die Behandlungserfolge konstatieren. Und nun können wir, aufgrund der Erörterung über die Inkommensurabilität, annehmen, daß die Kommunikation ihre Tücken haben wird. Denn der Ausdruck 'Behandlungserfolg' hängt in seiner Bedeutung ab von der Bedeutung, die die Begriffe 'krank' und 'gesund' in den Paradigmata haben. Und die ist verschieden.
Hinzu kommt, daß diese Behandlungserfolge "Auswertungen" von Handlungsphasen sind, die das gegnerische Paradigma anders auszuwerten versuchen kann: nämlich so, daß sie keine Einwände mehr für es sind, (sondern im Idealfall: Gründe).

Und genau das geschieht, wie v. Zerssens Argumentation und die von ihm zur Stützung herangezogene Literatur erweist. Das sieht dann z.B. so aus:
Patienten, die aus Chestnut Lodge als geheilt entlassen werden, werden nachuntersucht und erweisen sich als psychotisch. Oder die Population der Fälle, die überhaupt einem Psychotherapeuten zugänglich werden, hat eine überdurchschnittliche Disposition zur Spontanheilung, so daß man sich diese ganze Mühe "mit freundlicher Skepsis"[287] ansehen kann, weil sie einen Prozeß begleitet, dramatisiert oder möglicherweise auch erleichtert, der aber ohnehin stattgefunden hätte. Derartige Gegenauswertungen laufen darauf hinaus, daß die Patienten, die durch Psychotherapie geheilt worden sind, entweder noch krank sind oder es aus andern Gründen nicht mehr sind oder es (im Sinne der klassischen Auffassung, daß Schizophrenie unheilbar sei) niemals waren.
Was häufig übersehen wird, ist, daß ja auch dies nicht etwa das letzte Wort in dieser Sache sein muß: Als nächstes lassen sich diese Nachuntersuchungen selber wieder überprüfen usw. Auf diese Weise werden solche Einwände,

die ja auf intrapositionelle Widersprüche hinauslaufen sollten, ständig wieder überwunden. Man kommt dabei auch weiter, insofern man klar bekommt, worin sich die Bedeutungen der Wörter (Schizophrenie, gesund, geheilt usw.) unterscheiden, je nachdem in welcher Position sie verwendet werden. Und weiterhin: insofern man die eigene Position dabei entwickelt. Das ist der Fall, solange der starke (oder kontradiktorische) Widerspruch, den ein Einwand zu einer These zu bilden scheint, als ein konträrer (oder schwacher) Widerspruch aufgelöst werden kann, indem man die Position so verändert, daß man nichts vom bisher Gesagten zurücknehmen muß, aber zu neuen Gesichtspunkten kommt (und zwar durch den Inhalt des Einwandes!).
So ist z.B. von Foudraines Position her hier zu lernen, daß in den Einwänden der genannten Art mit dem Wort 'Behandlungserfolg' etwas besonderes gemeint ist; und zwar wird das erkennbar, insofern man im eigenen Begriff von 'Behandlungserfolg' Differenzierungen erkennt, die man vordem nicht gesehen hatte und die nun erlauben, die unterschiedlichen Begriffe von 'Behandlungserfolg' zu formulieren. Soweit das gelingt, ist der Widerspruch in einen Unterschied übergegangen.
Wäre es mit einer solchen Überwindung getan, dann hätte lediglich ein "Mißverständnis" bestanden. Meistens tritt aber gleich darauf der nächste ähnliche Fall auf. Dann ist in der gleichen Weise zu verfahren:
So werden, wenn man sorgfältig argumentiert, die Positionen immer differenzierter, Widersprüchliches wird entmischt und in Einheitliches und Unterschiedliches aufgelöst. Dies ist eine Weise der Überwindung der Widersprüche. Offenbar nimmt sie in Anspruch, daß Differenzierungen machbar sind, also daß sie gewußt sind oder entdeckt werden. Und das hängt nicht nur von der Phantasie der Beteiligten ab, bzw. die Phantasie stößt an Grenzen, die mit den Lebensumständen, mit dem je historisch Realisierten zusammenhängen.

So kann es geschehen, daß man auf diesem Wege auf Kontroversstellungen stößt, in denen der sich bildende Widerspruch kontradiktorisch ist, also man nicht mehr Verschiedenes meint, sondern dasselbe; aber jeweils die Negation dessen, was der Andere meint. Solch ein Fall ist mittlerweile auch in der Argumentation zwischen Foudraine und der physiogenetischen Auffassung aufgetreten:

Die physiogenetische Position kommt, nachdem mittlerweile die Psycho- und Soziotherapie ein breites Interesse ausgelöst haben, zu folgender (degenerativen) Positionsveränderung: Persönlichkeitstherapie ist möglich, aber nur, wenn sie von Neuroleptika unterstützt wird. Neuroleptika (das sind Psychopharmaka von ähnlicher Wirkung wie das eingangs erwähnte Chlorpromazin) dämpfen die psychische Aktivität und damit auch die psychotische. Es gibt dann die üblichen Optimierungsprobleme, doch gälte es einen Level zu finden, auf dem der Patient einer Psycho- und/oder Soziotherapie zugänglich ist. Ohne diese Unterstützung ist solche Therapie aussichtslos. Diese Korrektur erlaubt dem Paradigma, Foudraines Modell in den Grundzügen zu akzeptieren, verlangt aber, daß bei der Behandlung eine entsprechende Unterstützung durch Neuroleptika stattgefunden haben muß.
Und nun findet sich bei von Zerssen auch das entsprechende Argument:"Foudraine verschweigt freilich in seinem Buch, was er in Diskussionen mit dem Autor offenherzig bekannte: nämlich daß er selbst die neuroleptische Behandlung schizophrener Psychosen im 'Chestnut Lodge' ... eingeführt hat. Das sollte man bei der Beurteilung der von ihm referierten Behandlungserfolge (die er als Erfolge seiner 'Lebensschule' für Psychotiker hinstellt) berücksichtigen."[288] Dieses Argument ist für die revidierte "klassische" Position notwendig und das wird offenbar von andern Anhängern dieser Position auch so gesehen[289].

Natürlich wäre das ein gewichtiger Einwand gegen das Modell und wenn er in diesen Diskussionen vorgelegen hätte, dann hätte die Begründung und die Therapie anders aussehen müssen: nämlich außer allem Übrigen eine tägliche Dosis Neuroleptika. Andernfalls wäre solches Handeln irrational. Ich habe deshalb Foudraine um eine Stellungnahme zu v. Zerssens Behauptung gebeten und in einem Brief vom 29.8.77 folgende Auskunft erhalten:"I did not use Neuroleptica at Chestnut Lodge but I see no reason why we should not make moderate use of them on our prsent sad conditions as far as understandig and the setting up of human and psychotherapeutic homes for the deeply troubled."

Damit erreicht die fingierte Argumentation eine Stelle, an der die Darstellung der Positionen gegeneinander blockiert ist: solange der Widerspruch nicht ausgeräumt ist, also wir uns nicht vorstellen können, wie beides wahr ist, sind beide Positionen, insofern sie die hier kontroverse These brauchen, im Unrecht. Theoretisch gibt es allerdings - sogar nach meinem ganz beschränkten Überblick - noch durchaus Möglichkeiten, wie die Thesen dennoch nicht kontradiktorisch sein müssen: Nach manchem Sprachgebrauch werden die entsprechenden Psychopharmaka erst in einer bestimmten hohen Dosierung 'Neuroleptika' genannt, in niedrigerer Dosis aber 'Tranquillizer'. Oder: Das Eingreifen in einer akuten lebensgefährlichen Krise, bei dem u.U. auch Neuroleptica eingesetzt werden, wird nicht unter dem Begriff 'Verwendung von Neuroleptika zur Behandlung' geführt, sondern unter dem Begriff 'Wiederherstellung der Voraussetzungen für einer Behandlung'.
Am Ende ist ja auch denkbar, daß eine der beiden Thesen überhaupt nicht wahr ist. Probiert man in Gedanken diese Möglichkeit durch, dann zeichnet sich ein bißchen ab, was für eine Rolle eine "Ehrlichkeitsforderung" beim Argumentieren hat:
Jede Position wird z.B. suchen welche These falsch ist

(das ist nicht selbstverständlich: man kann sich ja geirrt haben). Bei der Suche lernt jede Position die andere besser kennen. Sie merkt z.B. ob Informationen vorenthalten werden, die zu einer Klärung dienen könnten usw. Nach einer Weile hat sich eine Anzahl von nicht geklärten Fragen angesammelt. Die Kontroverse besteht weiter, aber die interpositionelle theoretische Entwicklung geht nicht weiter. Zunehmend wird alles bloßer Machtkampf. Schließlich unterliegt die eine Position. Wenn sie sich weiterhin im Recht glaubt, wird sie fortfahren, entsprechende Statements zu der Sache abzugeben. Erregen die Aufsehen, dann wird es nötig werden, deren Verbreiter zum Schweigen zu bringen, schließlich mit Stumpf und Stil auszurotten, alle Äußerungen zu vernichten, Bücher zu verbrennen usw. Das ist schwer. Und erfordert so extreme Maßnahmen, daß die siegreiche Position sich vielleicht bis zur Unkenntlichkeit verändert. Das dürfte ihrer Attraktivität möglicherweise schaden usw.

Damit möchte ich die Erörterung der fingierten Argumentation abbrechen und zu der in der Situation auf Upper Cottage tatsächlich stattfindenden zurückkehren. Diese sieht, zusammengefaßt, so aus: Wir haben ein formimmanentes Modell, nämlich das des Personals. Von diesem aus gibt es gegenüber dem neuen Modell Zweifel, die sich als Zweifel daran, ob dies Modell formtranszendent sei, systematisieren lassen. Diese Zweifel sind es, die, was den Weg des Bewußtwerdens angeht, den Übergang in die nächste Phase notwendig machen.

4.1.3. Zweite Phase: Vorstellung und Begründung

Die zweite Phase besteht darin, zu formulieren, was es bedeuten kann, die im Modell dargestellten Widersprüche zu überwinden und zu begründen, wie demgemäß gehandelt

werden soll.
Dazu sind diejenigen Stellen der Situation aufzusuchen, an denen die Form gleichsam brüchig wird, das System über sich hinausblickt oder wie immer man sich ausdrücken möchte. Es sind die Stellen, an denen Systemerweiterungen nötig werden , wobei immer einen Augenblick lang offen ist, ob dabei die Form gewahrt und gefestigt oder ob sie überschritten wird. Oben im Referat über die Fakten war von der "sekundären Problembewältigung" die Rede.

Nach Foudraines Bericht verhielten sich die Menschen auf der Station so wie sie es taten auch deshalb, weil sie einen Sinn in ihrer Tätigkeit brauchten. Gerade weil sie "den Einsatz in Upper Cottage gewiß nicht als einen Vorzug berrachteten"[280], dabei jedoch nicht stehen blieben, sondern der Sache durch diese übertriebene Aktivität etwas abzugewinnen suchten, zeigten sie, daß sie in der Problematik nicht stecken bleiben wollten. Ebenso zeigten die Patientinnen durch ihren Rückzug von der Auseinandersetzung mit der Umwelt, daß sie nicht in der Problematik des ständigen Scheiterns steckenbleiben wollten. Beide Gruppen lassen sich also in ihrem Verhalten als um eine Problembewältigung bemüht verstehen. Nur machen sie das nicht sachgerecht, sondern fatalerweise so, daß sie sich selber ständig den möglichen Erfolg untergraben.

Das Ziel ist nun, diese Interaktion zwischen beiden Gruppen so "umzuformen", daß die Problembewältigung das Problem nicht befestigt, sondern löst. Die dazu konzipierten Mapnahmen sind die beschriebenen Anordnungen, daß die Patientinnen nicht mehr gewaschen, angezogen, gefüttert usw. werden, sondern daß man ihnen zeige, wie sie das selber machen könnten, sie bei ihren Versuchen korrigierend und ermunternd.

Für die Beurteilung dieser Maßnahmen ist es wichtig,

zu sehen, daß sie dem, was in der Situation geschieht, nicht entgegengesetzt sind, sondern daß das "Verlängerungen" sind, Fortsetzungen dessen, was stattfindet hin zu dem, was darin "eigentlich" (soll wieder heißen: wie es wäre, wenn ein vollkommeneres Bewußtsein vorhanden wäre, wenn die Widersprüche nicht mehr bestünden) stattfinden will.
Da ist also die Aktivität auf der einen Seite und die Passivität auf der andern. Billig wäre nun, zu fordern, daß die eine Seite weniger aktiv und die andere aktiver wird. Gerade das ist aber nicht der Inhalt dieser Maßnahmen. Das Personal wird nicht zur Zurückhaltung ermahnt, sondern seine Aktivität wird auf eine andere Richtung verpflichtet: den Patientinnen nicht die Mühe, etwas selber zu tun, abzunehmen, sondern sie dabei zu unterstützen, diese Mühe auf sich zu nehmen und Mißerfolge ertragen zu können. Ebenso bleibt den Patientinnen die Passivität sich "versorgen" zu lassen, unbenommen. Sie werden nicht sich selber überlassen mit der Aufforderung, etwas aus sich zu machen, sondern sie werden weiterhin behandelt, sollen sich dieser Behandlung "passiv" aussetzen. Nur ist das Weichbild dieser "Versorgung" ein anderes geworden.

Die Bedeutung dieser Weise, eine Handlung zu konzipieren und zu begründen, kann m.E. kaum überschätzt werden: wir haben hier das Beispiel einer Handlungsaufforderung, die ihre Begründung nicht aus einem herangetragenen Wunsch oder einer situationsinvarianten Norm, einem Prinzip oder Wert erhält, sondern die nicht mehr und nicht weniger ist als die Umformung des die Situationsproblematik tragenden Widerspruchs in einer Weise, daß die daran beteiligten Seiten ihn in sich selber finden und deshalb aus eignem Antrieb darüber hinaus streben:

Die widersprüchlichen Verhältnisse zwischen den Beteiligten einerseits und dem Personalhandeln und seinem Verständnis andererseits werden aufrechterhalten, weil sie sich durch das Situationsgeschehen immer wieder erneuern. Das sieht so aus, daß immer wieder Notwendigkeiten oder Fragen auftreten, für die es eine bereits vorgeprägte Behandlung gibt, die konsequenterweise dann auch immer wieder angewendet wird. Jeder Schritt sieht dabei immer ganz "einsinnig" (oder "einfältig) und jedenfalls ganz konsequent aus. Daß diese Schritte ebensosehr zur Verfehlung der Ziele führen, das wird den Handelnden nicht deutlich, weil sie das nicht an ihrem je aktuellen Handeln bemerken. Sondern z.B. erst auf die Dauer.
Doch da ist es bei allen allgählichen Veränderungen durch schrittweise immer ganz einsichtiges Handeln (etwa auch: die Zerstörung der Natur und der Städte) das gleiche: Die Einsicht, daß man das im Laufe der Zeit selber macht, ist stumpf; denn was man wirklich - als bewußte Handlung - macht, das ergibt immer nur ganz winzige Veränderungen, gar nicht als solche wahrnehmbar (Ein leckgeschlagener Öltanker in der Unermeßlichkeit des Ozeans - was ist das schon.). Und das irgendwann vorliegende Resultat hat dann keinen Vergleichsgegenstand, mit dem konfrontiert man das Ausmaß der Veränderungen erleben könnte. (Stattdessen gibt es dann Zahlen...)

Nun zu Foudraines Maßnahmen: Das Besondere daran ist, daß die Widersprüchlichkeit der Handlungen, also die "Tatsache", daß in jeder Handlung unbemerkt zugleich das Gegenteil ihres anvisierten Ziels verfolgt wird, daß diese Widersprüchlichkeit offen und brennend zutage tritt. Der Sinn dabei ist jedoch nicht, daß die Menschen nun endlich merken sollen, was sie eigentlich tun, sondern daß sie nun aus eigenem Antrieb den Widerspruch zu überwinden suchen.

Auf der Seite der Patienten sieht das so aus: Auf den ersten Blick sind sie passiv und hilflos, steuern gar nicht selber ihre Situation mit. Auf den zweiten Blick tun sie aber mit daran, daß sie bleiben was sie sind, oder gar, daß ihre Lage noch bedauerlicher wird. Doch das ist ihnen nicht bewußt.
Durch die Maßnahmen kommen sie in ein abgründiges Dilemma: Jetzt wird ihre Passivität ganz ernst genommen, ernster als sie selber sie genommen haben, als sie nämlich immer noch mit bestimmten, wie ihnen geholfen werden sollte. Jetzt wird ihnen nur noch - und mit vielmehr Geduld und Mühe - geholfen, ihre Sache selber in die Hand zu nehmen. Wenn sie sich das gefallen lassen, also passiv bleiben, dann bedeutet das, daß sie aktiv werden, nämlich selber Hand an Besen und Schnürsenkel zu legen lernen. Und wenn sie es sich nicht gefallen lassen, dann bedeutet das erst recht, daß sie aktiv werden; nämlich um ihre Passivität aktiv zu verteidigen. Zu beiden Ausgängen gibt es in Foudraines Bericht Beispiele (Siehe unten Leslie mit dem Schrubber und Leslie im Bad, aus dem Fenster brüllend.)

Auf der Seite des Personals sieht das so aus: Auf den ersten Blick tun sie alles, um die Therapie der Patientinnen zu unterstützen, bzw. die nötigen Voraussetzungen dafür zu gewährleisten, indem sie die Patientinnen perfekt versorgen. Auf den zweiten Blick untergraben sie damit ständig die Möglichkeiten der Therapie. Doch das ist ihnen nicht bewußt.
Und wiederum: Durch die nun konzipierten Maßnahmen wird ihre Bereitschaft, für das Wohl der Patientinnen zu sorgen, ganz ernst genommen; ernster als sie es selber nahmen, als sie auch noch mit bestimmten, worin denn dies Wohl bestehe (und daß nur ein sehr kleines Wohl erreichbar sei). Foudraine nimmt bei der Anordnung seiner Maßnahmen (und

zurecht, weil er durch seine Ausbildung und besonders durch sein neues Situationsverständnis dazu qualifiziert ist) in Anspruch, daß er besser als die Personalangehörigen weiß, was den Patientinnen nützt.
Und nun ihr Dilemma, es ist fast noch bitterer als das der Patienten: Wenn sie die Anordnungen sinnvoll ausführen, bemerken sie, daß sie überflüssig werden, weil die Patienten dann auf die Dauer derartige Versorgung, wie sie sie bislang genossen haben, nicht mehr brauchen. Wenn sie sie nicht sinnvoll ausführen, werden sie allerdings als Pfleger und Helferinnen auf dieser Station überflüssig, weil sie die aufgetragene Arbeit nicht ordentlich tun (und daß sie dann entlassen werden, dafür haben sie ja den Präzedenzfall - die beiden Pfleger - schon gesehen).

Dies Dilemma dürte der Grund sein, weshalb auch die Personalangehörigen Krisen durchmachen. Foudraine versteht ihre Furcht vor Entlassung zunächst als Rollenverwirrung. Später gibt er zu, daß diese Furcht real wäre. Doch genau das ist ja die "Rollenverwirrung": Hier verwirrt sich die Rolle der Krankenschwester oder Pflegerin, die hilft, mit der Rolle 'Inhaberin eines Arbeitsplatzes', der sich - in der bisherigen Form - als überflüssig erweisen könnte.
Darin dürfte auch der springende Punkt liegen: In der Weise, in der sie bisher mit den Patientinnen umgingen, war das ja nur scheinbar im Einklang. In der Tat war ihr Einsatz von der Art, daß er nicht überflüssig wurde. Dies Überflüssig-Werden ist aber wohl der eigentliche Sinn des Einsatzes einer Krankenschwester. Jedenfalls hinsichtlich des einzelnen Kranken.
Als die Situation sich verbessert hat, ist genau dies entwirrt worden: Das Personal hat bemerkt, daß da noch ganz andere Aufgaben anfallen, wenn die Patientinen Fortschritte machen, daß diese Aufgaben sinnvoller sind

und mehr Freude machen. Und schließlich, wenn sie für diese Patienten überflüssig sind, sind sie ja nicht überhaupt überflüssig, weil es (leider) immer noch mehr Schizophrene gibt.

Zusammengefaßt: Die konzipierten Maßnahmen sollen das System so umformen, daß alles, was - nach Meinung der Beteiligten - bisher geschah, auch weiterhin geschieht aber die dabei unbemerkt mitgeschleiften gegenteiligen Tendenzen in aller Schärfe heraustreten, soweit nämlich, daß jetzt bewußte Entscheidungen nötig sind (Bei den Patienten: aktiv passiv zu sein oder passiv aktiv. Beim Personal: sich aktiv überflüssig zu machen oder zu kündigen).

Nun noch kurz zur Argumentation im System selber, die der bewußte Teil dieser Phase sein soll: Die Begründung für die Maßnahmen besteht, wie gesagt darin, daß sie das ausdrücken, was hier eigentlich gewollt, aber mangels Einsicht nicht gemacht wird. Foudraine hätte also zu zeigen wie die in den sekundären Problemlösungen enthaltenen Systemerweiterungen formimmanent sind, obwohl sie es nicht sein wollen. Letzteres wird er leicht bestätigt bekommen: Das Personal will eigentlich eine sinnvolle Rolle im Gesundungsprozeß der Kranken spielen. Auch die Kranken wollen eigentlich angstfrei in der Welt leben. Daß dies beides in diesem System und mit den bisherigen Erweiterungen nicht zu haben ist, diese These zu begründen und gegen Einwände abzustützen würde wieder auf eine Diskussion um das Modell der Situation hinauslaufen.
Ein bestreitender Einwand würde hier darin bestehen, daß gezeigt würde, wie auch mit formimmanenter Systemerweiterung die Probleme lösbar wären (Eine sehr schwere Aufgabe, wenn man es nicht dabei bewenden lassen will, daß

gegen ganz üble Auswüchse eine gewisse Abhilfe schafft und im übrigen achselzuckend oder bescheiden darauf verweist, daß das Leben eben eine problematische Sache sei).

Das Fundament der dargelegten Konstruktion der Maßnahmen ergibt sich aus dem referierten Zusammenhang zwischen Passivität, Ich-Schwäche und Schizophrenie. Dieser Zusammenhang liefert als Prognose, daß, wenn die Patientinnen in ihrer - zwar äußerst reduzierten, aber immer noch stattfindenden - Auseinandersetzung mit der Umwelt Erfolge hätten und Fortschritte erzielten, ihre Passivität und ihre Ich-Schwäche abnähmen und daß damit Bewegung in die chronischen Krankheitsbilder käme. Zum Beleg, daß das auch realistisch sei, werden Berichte von analogen Fällen zitiert, in denen Schizophrene, als ihnen mehr Selbstständigkeit abverlangt wurde, diese zu erlernen imstande waren und damit in einen Gesundungsprozeß eintraten[291)].

In der Argumentationssituation auf den Konferenzen wurde, soweit das aus dem Bericht erkennbar ist, kein bestreitender Einwand vorgebracht. Wohl aber bezweifelnde. Und zwar vom ganzen Personal. Niemand nahm ihm ab, daß das, was er da vorhatte, möglich wäre. Sicherlich kann Foudraine sich und den Leuten erklären, weshalb sie zweifeln, Er kann auch bestätigen, daß ihre Gründe ganz in Ordnung sind usw. :Das ist schließlich die Konsequenz des forminternen Modells, nach dem sie ihre Situation verstehen. Doch das nützt für die faktische Diskussion nichts: Der Konsens bleibt aus. Und Foudraine bleibt nichts anderes übrig, als das Konzept durchzusetzen, indem er schließlich (er ist Stationsarzt) anordnet, daß so verfahren werde. Er äußert in seinem Buch mehrmals, er sei wohl sehr autoritär gewesen und es scheint ihm im Rückblick etwas unbehaglich bei dieser Einsicht zu sein. Doch eine Alternative ist nicht recht denkbar.

Diese Tatsache bietet Gelegenheit, auf einen wichtigen Punkt hinzuweisen, der in einer erweiterten Argumentation, in der das forminterne Modell stärker gemacht wird, sicherlich auftreten würde: nämlich ob hier nicht unter dem vorgeschobenen Zweck, die Beschränkungen der Situation aufzuheben, eine Maßnahme über die Köpfe der Beteiligten hinweg durchgesetzt wird, so daß der eingeschlagene Weg bereits das Ziel vereitelt.
M.E. beruht solche Überlegung, hier eingebracht, auf einem Mißverständnis. Wollte man so denken, dann würde dabei unterstellt, daß die Beteiligten Subjekte - und als solche fertig und abgeschlossen - bereits sind; und nicht, daß sie sich auf dem Wege dorthin befinden, also sich ihrer selbst und ihrer Situation bewußt werden. Wieweit sie damit gekommen sind, das sollte aber nicht am faktischen Selbstverständnis bestimmt werden (danach ist man - jedenfalls kann man diesen Mut nur jedem wünschen - immer fertig), sondern an der Argumentationslage. Und die sieht eben so aus: Die formimmanente Position produziert stagnierende Behandlung und kann der formtranszendenten ihren überschreitenden Charakter nicht bestreiten.
Damit ist aber nun auch nicht gesagt, daß das faktische Selbstverständnis "bloßes Meinen" wäre und am besten vergessen oder beiseite gelassen würde. Dies Meinen ist vielmehr der bewußte Ausdruck dessen, was auf der Station geschieht. Foudraine knüpft ausdrücklich daran an. Einerseits mit den Konferenzen, andererseits, während der "heißen Phase", da er, wie er sagt, ständig durchs Haus läuft und die Leute "on the spot" belehrt.
Insofern ist es durchaus sinnvoll, zu sagen, daß er sie nicht als Objekte, sondern als Subjekte behandelt, aber als "werdende" Subjekte: als Menschen, deren gegenwärtige Meinungen zwar ihr erstes und jetzt für sie gültiges, aber nicht ihr letztes Wort sind. Prinzipiell ist zu dieser Frage sicher zu bedenken, daß Soziotherapie nicht

gleich "Demokratisierung des Stationslebens" ist (Demokratisierung im Sinne von: alle relevanten Entscheidungen werden durch die Mehrheit der Beteiligten bestimmt). Sondern solche Demokratisierung kann manchmal eine Phase des Weges der Überwindung der Widersprüche auf psychiatrischen Stationen sein[292].
Endlich läßt sich die Tatsache, daß das Konzept angeordnet wird, ja auch so betrachten: Foudraine benutzt dabei eine Beschränkung des Systems - nämlich daß die Mitarbeiter weisungsgebunden sind - um eine andere, die er zunächst für wichtiger hält, aufzuheben.
Diese Struktur dürfte jedes Bemühen um formtranszendente Systemerweiterung haben, nur ist das nicht immer so durchsichtig (bei demokratischen Entscheidungen ist es z.B. versteckter). Aber: irgendwelche Schranken oder Schrankenkonstellationen werden es immer sein, was die Menschen dazu bringt, einen Schritt in Richtung auf die Freiheit zu tun. Denn sie sind noch nicht frei[293].

4.1.4. Dritte Phase: Das Handeln

Wäre in den Konferenzen, die Foudraine mit dem Personal abhielt, hinreichend über die Erklärung und die Vorstellung diskutiert worden, dann wäre die Formbestimmtheit der Handlungen, die nun praktisch anders gemacht werden sollen, bewußt gewesen: denn dann wären in der Auseinandersetzung des alten mit dem neuen Modell genauere Gründe gegeneinander vorgebracht worden und dadurch wäre bei den Handlungsweisen, um die es nun geht, ein "Inhalt" herausgestellt worden, der nun eine neue Form erhalten soll. Wie die Dinge liegen, wirkt sich die Tatsache, daß das Personal unselbständig ist und die Sache nicht als ihre eigene diskutieren kann - auch überhaupt in der theoretischen Diskussion nicht so firm ist - als Erschwernis aus.

Die Anweisungen, die Foudraine gegeben hatte, waren nicht vom Typus 'S → H!' (in Situationen vom Typ S aktualisiere Handlungsschema H!). Sie konnten es nicht sein, und zwar aus zwei Gründen:

A) Die Handlungsschemata, die zu aktualisieren, bedeutet hätte, die Patientinnen zu "aktivieren", waren nicht bekannt. Es war lediglich bekannt, was man so nicht mehr tun sollte (die Frauen Waschen, Kleiden, Füttern usw.). Was stattdessen positiv zu tun war, das mußten die Personalangehörigen selber herausfinden. Wie? Handelnd.

B) Der Nexus der Handlungen, die das "Aktivieren" bedeutet hätten, an Situationstypen, bzw. die relevanten Merkmale von Situationen, in denen Aktivierungsversuche, worin immer sie bestehen mögen, möglich und aussichtsreich wären, waren nicht bekannt, mußten auch beim Handeln entdeckt werden.

Um die erste Schwierigkeit zu ermessen, brauchen wir uns nur anzusehen, wie das im Einzelfall ausfiel, dieses "Aktivieren". Das Personal wußte manchmal buchstäblich nicht, was zu tun erforderlich oder möglich war. Foudraine schildert folgende Szene: "Leslies Aufgabe ist es, den Aufenthaltsraum sauberzumachen. Sie steht mitten im Zimmer mit dem Besen in der Hand und kreiselt dann herum wie ein Kind. Mrs. Care steht neben ihr und ermuntert sie ohne große Uberzeugung. Leslie drückt Mrs. Care den Besen immer wieder in die Hand und diese versucht, Leslie den Besen wieder zurückzugeben. Mrs. Care ist offensichtlich totunglücklich ... Während eines Gesprächs, das ich nach einer gewissen Zeit mit jedem Belegschaftsmitglied einzeln führte, erzählte Mrs. Care mir mehr

darüber: 'Oh ja, ich hoffte Sie würden entmutigt und aufgeben. Ich stand mit Leslie im Aufenthaltsraum und sie hielt den Schrubber in der Hand. Sie begann mit dem Saubermachen. Sie sah mich an und weinte und ich mußte mich schwer zusammenreißen, um ihr den Schrubber nicht aus der Hand zu nehmen und es selber zu tun. Ja, ich haßte Sie!'[294)]

Für die zweite Schwierigkeit, die Verbvndung der Aktivierungsbemühungen mit geeigneten Situationstypen, bzw. das Erkennen der Situation auf die Merkmale hin, die die Vorstellungen über die Förderung der Selbständigkeit zu verwirklichen gestattet hätten, muß man sich vor Augen halten, daß dieser Gedanke, die Patientinnen zu aktivieren, nichts grundsätzlich Neues war.
Wie Foudraine erwähnt, hatte es vor Jahren einen Versuch gegeben, die Kraken mit irgendwelchen Beschäftigungen zu aktivieren, der aber nicht anschlug. Es ist ganz plausibel, daß der Reiz und die Provokation, die von der Aufforderung zu irgendeiner gleichgültigen Tätigkeit ausgehen, nicht zu vergleichen sind mit dem Druck, der entsteht, wenn die elementaren körperlichen Notwendigkeiten, die in der Symbiose mit dem Personal bestimmte Formen angenommen hatten, sich in eine andere Form begeben sollen.

Hieran zeigt sich sehr genau, daß es nicht trivial ist, Situationen zu erkennen, in denen, was mit 'Aktivieren' von der einen Seite gemeint ist, auch in der Interaktion beider Seiten "Aktivieren" als gemeinsame Handlung ist. Man kann dies allles auch nicht einfach per Trial and Error herausfinden wollen. Denn die nun eingeleiteten Versuche haben ja - genau wie die damals unternommenen - zunächst einen eindeutig negativen Ausgang. Mehr noch: die früheren Versuche mit Beschäftigungstherapie haben

ja viel weniger Schwierigkeiten gemacht (im Rückblick kann man sagen, daß das wohl sogar ein Indiz dafür ist, daß sie fehlschlagen mußten, weil sie den Kern der Passivität der Patienten gar nicht zu berühren vermochten).

Häufig schien es angebracht zu sein, gerade die Gegenwehr gegen den Aktivierungsversuch als einen beginnenden Erfolg des Versuchs zu interpretieren. Das ergab die bereits erwähnte Struktur des aktiven Passiv-Sein-Wollens. Sicherlich klingt eine derartige Interpretation ein bißchen nach: dem Andern seine Äußerung im Mund herumdrehen. Aber im einzelnen Fall schien es dennoch seine Berechtigung zu haben.
Dazu folgendes Beispiel: "Es wurde beschlossen, daß Mrs. Care Leslie nicht mehr ins Bad setzen, ihr aber wohl noch beim Anziehen helfen solle. Man soll ihr Seife und Waschlappen geben, darauf das Badezimmer verlassen und die Tür hinter sich schließen. Nach wenigen Augenblicken hören Leute, die an Upper Cottage vorübergehen, Leslie lauthals aus dem Fenster brüllen 'Is there nobody to wash me anymore!!'[295].

Die Problematik in diesem zentralen Teil des Zyklus besteht darin, daß man versucht, etwas zu tun, das man nicht genau kennt. Etwas, das vorgängig nicht hinreichend bestimmt werden kann, sondern von dem nur eine sehr abstrakte Vorstellung und ansonsten Negativbilder da sind (also Bilder von Handlungen, die nicht getan werden sollen)! Und daß man sich erst im und nach dem Vollzug irgendwe cher Tätigkeiten fragen kann, was das qua Handlung ist. Und daß dies auch dann nicht etwa evident ist, sondern - dazu die folgende Phase - erst über eine Argumentation bewußt gemacht bzw. bestimmt werden kann.
Natürlich steht man nicht gänzlich vor dem Ungewissen. Für den vorliegendenden Fall weiß ja z.B. jeder, was es

bedeutet, Kinder anzuhalten, sich selber zu waschen, sich die Schuhe zuzubinden usw. Das scheinen also verfügbare Handlungsschemata zu sein. Doch auch das sind "nur" Analogien. Wann und wie davon Gebrauch gemacht werden kann, das steht nicht fest. Denn es ist auch etwas sehr Verschiedenes, Kindern etwas zu zeigen, das sie noch nicht können (beide Seiten haben Interesse daran) als schizophrenen Erwachsenen etwas zu zeigen, was sie nicht mehr können; an dessen Statt sie aber alteingeschliffene, verkehrte Handlungsweisen produzieren, die zudem noch "die andere Seite" von Interaktionsweisen sind, auf die diejenigen, die das jetzt durchbrechen sollen, selber auch eingeschliffen sind.

Gerade das Studium dieser Handlungsphase lehrt nun, wie Foudraine in seinem Verständnis von psychischer Krankheit und derer Therapie einen andern Krankheits- und einen andern Handlungsbegriff unterlegt, als das sonst in der Psychiatrie (und eben auch in der psychotherapeutisch orientierten) der Fall zu sein scheint. Er faßt, um das noch einmal auszuführen, die Verhaltensweisen der Patienten als Handlungen auf, als je individuelle, historisch einmalige Äußerungen ihrer Persönlichkeit; wobei diese Persönlichkeit selbst Teil der konkreten historischen Situation ist, die von andern Teilen bestimmt ist und andere Teile bestimmt. Anders gesagt: Er sieht es so, daß die Person in ihren Handlungen wird, sich entfaltet oder eben - das ist der Weg der Krankheit - zurückgedrängt wird.
Die Person des Patienten ist dann niemals etwas Festes als krank in einem Zustand Befindliches, das "hinter" den einzelnen Äußerungen steht und in ihnen sich nur kundtut. Die Äußerungen sind nicht im üblichen Sinne Symptome der Krankheit, sondern sie sind Teile, aus denen der krankhafte Prozeß zusammengesetzt ist.

Krankheit ist nicht ein Zustand, der die Wirkung einer Ursache ist (was letztlich auch die analytische Psychotherapie unterstellt: da ist die entscheidende Konfliktsituation oder -konstellation in der Vergangenheit die Ur-Sache der gegenwärtigen problematischen Sache), sondern wird, hält und bestätigt sich in jeder handelnden Teilnahme an der Interaktion mit andern Menschen und der Auseinandersetzung mit der Welt. Es liegt hierin also zugleich ein Handlungsbegriff, nach dem das Subjekt nicht fest oder fertig ist, sondern in jeder einzelnen Berührung mit seiner Umwelt wird (was es ist).

Die Frage, was es denn genau ist, das man hier eigentlich tut: wieweit das Handeln Konkretisierung der Vorstellungen von der Überwindung des Widerspruchs ist, was dabei an neuen Möglichkeiten und was an neuen Schranken angetroffen wird, führt zur vierten Phase des Zyklus.

4.1.5. Vierte Phase: Die Auswertung

Es ist jetzt festzustellen, wie sich die Situation mit der Erweiterung, die das System durch die Maßnahmen erfahren hat, jetzt neu darstellt. Die dabei entscheidende Frage ist, ob die Erweiterung formtranszendent ist. Oben im Referat und soeben, in der Erörterung der Handlungsphase, ist schon beschrieben worden, was alles passierte. Einiges davon muß hier im Hinblick auf die Auswertung nochmals hervorgehoben werden.

Die Patientinnen stellen sich zunächst äußerst ungeschickt an, wehren sich gegen die Zumutungen; es gibt eindrucksvolle Szenen. Das Personal wird massiv verunsichert. Insbesondere wird z.B. die schon mehrfach er-

wähnte Betreuerin der Patientin Leslie, wie Foudraine berichtet, "sehr depressiv"[296]. Außerdem erinnere ich an die Szene mit dem Gärtner und an die Inspektion der Hygienekommission, dan denen sich die institutionelle Verflochtenheit der Station mit der Gesamtklinik und mit dem amerikanischen Gesellschaftssystem überhaupt verdeutlicht.
Zunächst liegt ja geradezu auf der Hand, daß man alle diese Dinge als Bestätigung der Befürchtungen des Personals auffassen kann. Es scheint kaum massivere Gegenargumente zu geben, als die "Effekte", welche die Maßnahmen erzielen. Diese Sicht entspricht einer Auswertung im Sinne des formimmanenten Modells und eine solche Auswertung ist natürlcih auch in vollem Gange. Foudraine spürt auf den Konferenzen, daß sich eine "ungeheure Wut angestaut" hat[297]. Umso erstaunlicher ist es, daß er die Dinge anders zu interpretieren vermag. Und zwar nicht nur wegen der theoretischen Schritte, sondern wohl noch vielmehr wegen der psychischen und physischen Kraft, die er aufbringen mußte, entsprechend seinem Konzept zu interpretieren und konsequent die nächsten Maßnahmen durchzusetzen.

Von der Argumentation her sind sowohl die zunächst einsetzende Verschlechterung des Zustands der Patientinnen als auch die Verunsicherung des Personals nicht überraschend. Erstaunlich wäre im Gegenteil gewesen, wenn das alles "glatt" gegangen wäre: Denn die Erklärung konstatiert als Grundlage des Problems einen Widerspruch, also eine gegensätzliche Einheit. Das bedeutet hier: sie besagt, daß beide Seiten die je andere für ihren Bestand brauchen und zwar mit einem verläßlichen Verhalten, wie es durch die Form des Systems eingeschliffen war. Die Maßnahmen, insofern sie diese Formbestimmtheit abstreifen sollen, müssen deshalb für beide Seiten zunächst

ganz ergebliche Störungen beinhalten.
Überraschend für den Wissensstand, den das bisherige formtranszendente Modell artikuliert, sind aber die Szenen mit dem Gärtner und der Hygienekommission. Sie zeigen, daß das Problem im Zusammenhang mit weiteren Dingen steht, die zunächst gar nicht dazu zu gehören scheinen: also die Einbindung des Verhältnisses, in dem die chronisch schizophrenen Frauen auf Upper Cottage bleiben, was sie sind, in das institutionelle Gefüge der Klinik und die Einbindung der Klinik in die gesamte Gesellschaft.
Jeder weiß ohnehin und immer, daß es solche Zusammenhänge gibt, mehr noch: daß sogar alles mit allem irgendwie zusammenhängt; das ist ein Topos, der beinahe banal ist. Aber wie es zusammenhängt, das herauszufinden macht hier (und immer) den Wissenszuwachs aus.

Diese Situationen seien hinsichtlich der auftretenden Argumentation betrachtet:
Einerseits ist die ganze Klinik daraufhin konzipiert, daß psychotische Menschen über eine psychotherapeutische Behandlung geheilt werden. Jede einzelne Regelung ist eigentlich ein Teil dieses Konzepts. Sie ist gleichsam ein (festgewordenes) Argument in diesem Konzept - wenn man versuchen würde, es darzustellen. Und die Klinik als Ganzes ist die (festgewordene) Darstellung des Konzpts.
In den Ereignissen mit dem Gärtner und der Hygienekommission treten nun Teile dieses Konzepts in ein problematisches Verhältnis zu andern Teilen (nämlich den Kompetenzen, die Foudraine als Stationsarzt eingeräumt sind). Es wäre (verbal) ein Leichtes für Foudraine, hier einen kontradiktorischen Widerspruch zu proklamieren (zwischen der Aussage, die die Intention des Gärtners formuliert und der Aussage, die seine therapeutische Intention form-

uliert).
Was wäre dann zu tun? Er könnte kämpfen - also das, was er will, gegen die Institution tun. Und dabei würde er unterliegen. Jedenfalls soweit der Fall hier überschaubar ist. Daß hierüber nie das letzte Wort gesprochen ist, dürfte sich nach dem Gesagten von selber verstehen. Aber es wäre jedenfalls - wiederum: soweit die Situation dargestellt ist - irrational.

An dem, was tatsächlich geschieht, haben wir wieder ein Beispiel, wie die Überwindung der Widersprüche konkret aussehen kann: Foudraine will ja gar nicht, daß die Station verschlampt und der Gärtner untätig ist. Sondern er will, daß die Patientinnen Saubermachen und den Garten versorgen. Ebenso will weder die Klinikleitung noch die Hygienekommission oder der Gärtner, daß seine Therapie behindert werde. Jeder will das Seine.
Und erst wenn man zu wissen glaubt, daß die eigene Intention als notwendige Konsequenz die Intention der andern Seite zuwiderläuft, erst dann ergibt sich der Zusammenstoß.
Aber darüber etwas zu wissen, das erfordert die Arbeit der "Entmischung" von gleichen und von verschiedenen Intentionen. Denn weil diese vermischt sind, weil man nicht weiß, worin genau man gleich ist und worin man sich unterscheidet, deshalb hat man es mit Widersprüchen zu tun; die, wenn sie nun durch Kraftakte angegangen werden, gleich wieder in anderer Form vorhanden sind. (Das ist ja auch immer der Fall. Doch ob man etwas daraus lernt oder nicht, das ist ein großer Unterschied.)

Was sich an der Art, in der Foudraine die Kontroverse behandelt, lernen läßt, ist, daß ein Kontrahent die Kontroversstellung nicht als die fixe Form, als die sie sich bei oberflächlicher Sicht zeigt, annehmen muß, son-

dern daß er sie in ihrer Bewegung ehen kann und diese Bewegung fortsetzend die Kontroversstellung überwinden kann: Das Bemerkenswerte ist, daß Foudraine sich weder anpaßt, noch seine unmittelbaren Adressaten zwingt, ihm zu Willen zu sein. Sondern er schafft es, die Probleme in einer neuen Weise zu bewältigen. Das Erforderliche geschieht. Im Extremfall (vgl. das Beispiel mit der Lösung des Gordischen Knotens) geschieht es in einer nicht gekannten Form, die über die bisherige Form hinausgeht, indem sie eine Differenzierung in der bisherigen Form etabliert.
Allgemein geht das "Verfahren" so, daß, wenn die benötigte Differenzierung in der erscheinenden Kontroversstellung nicht gefunden wird, derjenige, dem es hier auf nichts anderes als die Überwindung ankommt, einen Schritt zurückgeht und die Differenzierung dort anzubringen versucht. Dort ist sie leichter zu haben.(Aber auch weniger wirksam.) Je weiter man mit Teilen des Systems in Kontakt kommt (also je mehr widersprüchliche Berührungsstellen sich ergeben), desto mehr braucht der sich um die Aufhebung Bemühende den "reinen" Willen: Nichts zu wollen als die Überwindung. Denn nur dann wird er nicht an Einzelheiten hängen bleiben, also etwas zu verlieren fürchten oder zu gewinnen hoffen, wenn er nach Möglichkeiten der Überwindung sucht. Natürlich weiß das ein Mensch von sich selber niemals abschließend. Aber dennoch ist mehr zu sagen, als das man das Vernünftige eben wollen müßte: Es ist zu sagen, daß man lernen muß, es zu wollen und daß dies nur vorangeht, wenn man es dabei auch zu können lernt.

Nach dieser Zwischenbemerkung möchte ich nun auf Foudraines Auswertung des Getanen und Erreichten zu sprechen kommen. Sie sieht im Kern so aus:
Die durchgeführten Handlungsänderungen bringen Bewegung

in die Beziehungen und in die Persönlichkeitsstrukturen. Insofern deren Festigkeit in dieser bestimmten Form als pathogen anzusehen war, ist dies schon ein Fortschritt. Und zwar selbst dann, wenn es, äußerlich betrachtet, u.U. wie ein Rückschritt aussieht.[298)]
Andererseits zeigen diese Handlungen, daß die Problematik mit dem institutionellen Gefüge zusammenhängt. Und zwar zeigt sich nicht nur, daß dem so ist (das ist, wie gesagt, billig zu haben), sondern es zeigen sich zwei Punkte, an denen das Wie des Zusammenhangs erkenntlich ist. Und das ist auch ein Fortschritt.

Ein Fortschritt, aber wohin? könnte man fragen. Diese Frage konstituiert das wesentliche Thema der entstehenden Argumentationssituation. Für das formimmanente Verständnis liegt es nahe, diese Auswertung zu bestreiten, indem die Handlungen anders verstanden bzw. anders beschrieben oder identifiziert werden: Daß nämlich eine enorme Unruhe entstanden sei und daß jetzt statt eines, wenn auch schlimmen, so aber doch immerhin begrenzten Problems, nun plötzlich noch viel mehr und Weiterreichendes problematisiert wird.
Dem ist entgegenzuhalten, daß diese Interpretation dem formimmanenten Modell entspricht: daß der so Auswertende nichts aus der Situationsveränderung gelernt hat, bzw. daß er die Veränderung der Situation nicht als Entwicklung interpretiert, sondern als Variation dessen, was sie schon vorher war. Und insofern sie da bekanntermaßen problematisch war, hat man mit dieser Interpretation eine Chance verpaßt.
Daß andererseits Foudraines Auswertung eine Entwicklung und damit eine progressive Problemverschiebung (im Sinne von Lakatos) aufzeigen kann, dafür gibt es zwei Gründe:

A) Die Patientinnen erweisen sich als tatsächlich selbständiger als es immer angenommen worden war. Zunächst in ihrer Abwehr, dann aber allmählich auch in der positiven Auseinandersetzung mit ihrer elementaren Lebenssituation. Was das Personal betrifft, ist zu vermerken, daß es sich im entscheidenden Augenblick der Bedrohung des Projekts hinter Foudraine stellt.

B) Das Handeln deckt einige bisher latente, aber sehr wichtige Beziehungen des Problems mit weiteren Teilen der Situation auf. Dies konkrete Wissen über die institutionellen Verflechtungen sind eine Bereicherung des Modells, insofern sie in der nächsten Phase (das ist dann die erste Phase des nächsten Zyklus) bei der Darstellung der Problematik berücksichtigt werden können. Und dann eine adäquatere Konzeption des Handelns erlauben.

Es dürfte dennoch klar sein, daß man die in diesen Gründen enthaltenen Situationsinterpretationen nicht so machen muß. Wie in den früheren Phasen kann man auch hier das Ergebnis nur gegen bestreitende Einwände begründen, also gegen Einwände, die auf der Grundlage kontroverser Interpretationen die Richtigkeit dieser Auswertung bestreiten. Und zwar kann man das, insofern man aufzeigen kann, daß sie formimmanent sind.
Gegenüber bezweifelnden Einwänden - weshalb soll man das gerade so sehen? - ist die Argumentation wiederum offen. Ein derartiger Zweifel wird in den Gedankengang integriert und führt zum Beginn eines neuen Zyklus, wenn man nun die Frage aufwirft, worin in der neuen Situation die Probleme bestehen.

4.2. Zweiter Zyklus: Abbau der institutionalisierten Hierarchie

Ich hoffe, daß ich habe deutlich machen können, wie die Übergänge - nämlich die Schritte von der Ausgangssituation in die erste Stufe und von dieser in die zweite - eingesehen werden können; und damit: wie die einzelnen Teile dieses Handlungs-Forschungsprogramms auseinander hervorgehen. Damit ist das Prinzip des Konzepts exemplifiziert und ich kann mich für die Analyse der weiteren Teile (die übrigens m.E. viel interessanter wäre) kurz fassen.

Die erklärende Darstellung in diesem zweiten Zyklus besteht darin, die institutionellen Festlegungen, soweit sie bei der Arbeit auf der Station relevant sind, als Befestigungen des in der ersten Stufe gefundenen Widerspruchs, bzw. als Schranken beim Überwinden dieses Widerspruchs zu verstehen.
Grundsätzlich sieht die Erklärung hier so aus: Das Personal bezieht aus den institutionell vorgegebenen Rangunterschieden, Privilegien und Weisungsbefugnissen die innere und äußere Sicherheit, die Tätigkeit auf der Station nicht als therapeutische Kommunikation, sondern als arbeitsteiliges Ausführen vorstrukturierter Betätigung zu verstehen und entsprechend diesem Verständnis zu verfahren. Auch hierin findet sich wieder ein Wechselverhältnis zwischen der Stütze, welche die institutionellen Regelungen für die beteiligten Personen bieten und der Stütze, welche diese für derartige Regelungen bieten.
Foudraine bezieht insbesondere drei Punkte in diesen "zweiten Anlauf" ein:

(a) Das Tragen von Uniformen bzw. von besonderer Kleidung, welche Rangunterschiede verdeutlicht und

dadurch die zwischenmenschlichen Beziehungen standardisiert[299].

(b) Die unterschiedlichen Freiheitsgrade, die sich in der Verfügung über Schlüssel zu den (normalerweise verschlossenen) Türen zeigen und

(c) Die Exklusivität der Informationen, insbesondere der Informationen über den Krankheitszustand der Patientinnen, die Wirkung therapeutischer Maßnahmen usw.

Die daraufhin konzipierten Maßnahmen sehen vor, daß keine Uniformen mehr getragen werden, daß den Patientinnen so oft wie möglich die Schlüssel ausgehändigt werden und daß die Stationsberichte mit lauter Stimme und bei offener Tür abgegeben werden.

Verständlicherweise gibt es jetzt die allerheftigsten Reaktionen des Personals, bzw. von jenen Personalangehörigen, die durch diese Maßnahmen ihre Position und ihre Privilegien bedroht sehen. Soweit das aus dem Bericht erkennbar ist, hätte Foudraine diese Stufe kaum durchsetzen können, wenn er nicht von der Direktorin der Personalabteilung unterstützt worden wäre: Diese Direktorin enthielt sich konsequent der Einmischung in die stationsinternen Probleme, obwohl sie offenbar häufig dazu aufgefordert wurde.
Andererseits zeitigen diese Reformen bald nachhaltig positive Wirkungen. Einige Personalangehörige, darunter auch die Oberschwester, kündigen. Der Rest entdeckt, welche Möglichkeiten sich nach Lösung von den vordem für vorteilhaft oder gar unverzichtbar gehaltenen Priviligien eröffnen. Wie dies im Einzelnen aussah (freundschaftliche Beziehungen zwischen den Personalmitgliedern, wachsende Selbständigkeit, Fähigkeit, die Patienten als Individuen wahrzunehmen), ist oben referiert worden.

Ich möchte hier die Gelegenheit ergreifen, das intendierte Handlungs-Forschungsprogramm wenigstens in groben Zügen von dem abzugrenzen, was in der marxistischen Soziologie über derartige Situationsanalysen gedacht wird (Daß es hier Ähnlichkeiten gibt, ist selbstverständlich, so wie es eben Ähnlichkeiten zwischen Hegel und Marx gibt.)

Offensichtlich ist dieser Übergang in den zweiten Zyklus nicht der einzig mögliche Schritt. Und er ist, was sich dann auch bestätigt, äußerst schwierig: Er ist der Versuch, erkannte institutionelle Schranken aufzuheben; aber nur soweit sie Teil dieser konkreten Situation sind. Nicht weiter. Foudraine geht also nicht über zu einem Schritt, bei dem als nächstes das institutionelle Gefüge der ganzen Klinik als Blockade engesehen wird. Man kann sich leicht vorstellen, daß ein solcher Versuch sehr weitreichende Verflechtungen politischer, finanzieller und juristischer Art mit Instanzen und Institutionen außerhalb von Chestnut Lodge auffinden würde. Von dort aus könnte man dann weitergehen zu einem Modell, welches die Widersprüche im gesamten Rechts- und Wirtschaftssystem der Vereinigten Staaten von Nordamerika darstellt. Wenn Zeit und Kräfte reichen, geht die Sache gar noch weiter: Bis hin zu globalen Zusammenhängen internationaler Politik, mit dem Weltmarkt, dem Verhältnis der Staaten zueinander usw. Schließlich hängt so die Tatsache, daß eine Oberschwester ein eigenes Zimmer und andere respektheischende Requisiten beansprucht, mit der Ausbeutung der dritten Welt zusammen.
Es liegt mir fern, über derartige Analysen zu spotten. Ihr großer Mangel liegt darin, daß dabei, nachdem in einigen Situationen (die historisch und örtlich begrenzt waren) Erkenntnisse aufgrund ineinandergreifender theoretischer und praktischer Schritte gewonnen wurden, nunmehr "die Methode" als vorhanden proklamiert wird.

Mit dieser Methode lassen sich zweifellos eine Reihe höchst plausibler Gedanken konstruieren. Aber wehalb sollten sie wahr sein? Weshalb sollte es richtig sein, das Verhältnis zwischen Industriestaaten und Nicht-Industriestaaten auf ein wirtschaftliches Ausbeutungsverhältnis zu reduzieren? Und was wäre denn der Unterschied zwischen dieser Reduktion und jener, welche die ersten Kolonialisten begingen, wenn sie ihre Eroberungsfeldzüge darauf reduzierten, daß den Heiden der Glaube an den Einen Gott gebracht würde?
Um Mißverständnisse (falls das bei diesen Themen überhaupt möglich ist) zu vermeiden, sei nochmals betont, daß dies kein Einwand dagegen sein soll, mit derartigen Analysen dem jovialen Reden vom "Nord-Süd-Dialog" die realistischeren Aspekte hinzuzufügen. Doch das ist eine andere Situation als die, welche durch das Institutionengefüge einer psychiatrischen Klinik gebildet wird.

Wenn ein Entwicklungshilfepolitiker behauptet, man helfe einem afrikanischen Staat, indem man folgendes Projekt ... finanziere, dann ist das die Argumentationssituation, in der zu zeigen ist, wem dabei geholfen wird und wem nicht, wem genützt wird, wem geschadet wird, wie der Nutzen sich voraussichtlich entwickelt und wie der Schaden usw. Wie im übrigen hier die Zusammenhänge wirklich sind, das steht auf einem Blatt, welches noch verdeckt ist: das wird die konkrete Situation, deren (widerstreitende) Änderungsversuche und die (widerstreitenden) Auswertungen dieser Versuche erbringen.

Um nun zur psychiatrischen Anstalt zurückzukehren, sehen wir zu, wie Foudraine das, was die institutionelle Prägung auf der Station ausmacht, angeht. Das macht das Format dieses Mannes aus: Daß er das System, wo es auf-

grund der bisherigen Ergebnisse nun überschritten werden muß, so erweitert, daß die sich dann ergebenden Schwierigkeiten behoben werden können. Selbstverständlich kann er das nicht zur Gänze vorher wissen, weil er selber und die Beteiligten sich dabei verändern werden.
Aber vergleichen wir einmal dies Vorgehen mit dem oben schon kurz erwogenen: Hätte Foudraine als nächsten Schritt das Klinik Institutionengefüge als sein Handlungssystem gewählt, wäre darin gescheitert, hätte die Gründe für sein Scheitern gesucht, mit ihnen - notwendig - das System wiederum ausgeweitet usw.... dann hätten wir jetzt aller Voraussicht nach keinen Beitrag zur Schizophrenietheorie und -therapie, sondern ein weiteres, ohnmächtig-aggressives Papier, in welchem irgendeine Eigenschaft der Gesellschaft als der Grundwiderspruch behauptet wird, der zunächst beseitigt werden müßte, bevor man in irgend einem Detail etwas Sinnvolles tun könnte (ganz abgesehen davon, was mit den Frauen passiert wäre).

Und nun möchte ich die Darstellung des Programms zu Ende bringen.
Mit dem Überwinden dieser institutionsgeprägten Schranken werden dann wieder neue sichtbar, nämlich die tiefe Verankerung des Unterschieds zwischen Gesunden und Kranken in der verbalen und nonverbalen Kommunikation Der Beseitigung dieser Schranken gilt der nachfolgende dritte Zyklus. Zusammenfassend läßt sich über die zweite Stufe sagen, daß wir wieder eine Erklärung, eine daraus resultierende Handlungskonzeption und eine Reihe von Handlungen unterscheiden können. Diese Handlungen lassen sich in der Auswertung (wie ich meine, zurecht) wieder als progressiv problemverschiebend interpretieren; weil einerseits die Selbständigkeit und die Zufrieden-

heit der Beteiligten wächst und weil andererseits wieder neue Zusammenhänge sichtbar werden.

4.3. Dritter Zyklus: Abbau des Krankheitsverständnisses

Für diese dritte Stufe möchte ich mich darauf beschränken, die Ergebnisse zu konstatieren.
Foudraine entdeckt, daß hier, wo er die Stabilität der vorgefundenen Fälle von chronischer Schizophrenie mit den ganz elementaren Teilen der medizinischen und psychiatrischen Theorien über diese Phänomene (und natürlich auch die popularisierte Rezeption dieser Theorien) in Verbindung bringt[300], die Ärzte Einwände machen. Diese Einwände sind aber argumentativ unzulänglich, bestätigen geradezu, was er vermutet: Man weist ihn auf die Bewährtheit der Theorien (die innerhalb des psychogenetischen Paradigmas ausgebildet worden sind) hin, was aber für ihn kein hinreichender Grund sein kann, wenn er die Weise dieser Bewährung nicht akzeptabel findet (und mit Hinweis auf die "Anomalien" auf Upper Cottage darin bestärkt ist). Anders gesagt: Diese Bewährtheit kann ihm kein hinreichender Grund sein, weil darin auch die Grundkonzepte (Teile einer festen Nosologie usw.) enthalten sind, die er als "Moment" in dem für ihn problematischen Zustand gefunden zu haben meint.
Aus den hier folgenden Auseinandersetzungen ergibt sich für Foudraine die "antipsychiatrische" Konsequenz: die Misère sei weitgehend im gesamten System der Psychiatrie, in der Ausbildung der Psychiater und in der Gestalt der psychiatrischen Anstalt zu suchen[301].
Daß diese Modellerweiterungen jedenfalls nun nicht fiktiv sind, das ergibt sich daraus, daß sie wieder als Aus-

wertungen von Handlungen formuliert sind, mit denen es gelang, in jenem, nun um diese semantischen und pragmatischen Gesichtspunkte erweiterten System das Problem progressiv zu verschieben. Das Gesamtergebnis der Therapie rechtfertigt geradezu zu sagen, daß das Problem damit aus dem System, in dem es ursprünglich empfunden und formuliert wurde, hinausgeschoben ist. Aber nicht nur in Gedanken- insofern man jetzt dazu übergeht, ganz allgemein über Psychiatrie und Gesellschaft zu reden, sondern es ist ja im ursprünglichen System (nahezu) gelöst: Die Frauen sind in einem Gesundungsprozeß, können zum Teil entlassen werden.
Wie in den vorigen Zyklen liegt also auch hier die Berechtigung für den ganzen Zyklus darin, daß das Problem sich verändert, die Situation deutlicher wird, neue Zusammenhänge zeigt und daß die Beteiligten dabei nicht nur theoretisch klüger, sondern praktisch freier werden.

Man könnte das Ganze auffassen als nichts weiter als ein ständiges "Umformen", also ein Wechsel von Form zu Form unter dem einzigen allgemeinen Gesichtspunkt, die Widersprüche zu überwinden. In jeder einzelnen Phase geht es darum, zu erkennen, worin deren Widersprüchlichkeit liegt. Dies führt zu einem genaueren Studium bis hin zu einem Punkt, an dem diese Widersprüchlichkeit nicht weiter theoretisch erkannt werden kann, an der man sie daher am eigenen Handeln zu erkennen sucht. Nichts weiter ist der Übergang in die Handlungsphase.

Psychiater gestehen im allgemeinen ohne Scheu ein, daß sie nicht wissen, was Schizophrenie sei. Unter Umständen wird gerade dieses Eingeständnis zur Erkenntnisblockade, weil es denjenigen, der es wissen will, in die Schranken weist. Hinsichtlich Foudraines Erkenntnisweg läßt sich

dieser Sachverhalt so pointieren: Er weiß auch nicht, was Schizophrenie ist. Er hat in Upper Cottage fast fünf Jahre lang zu erkennen gesucht, was sie sei. Und am Ende war sie nicht mehr da:
Das Ziel der Suche erwies sich als der Weg des Suchens.

5. Schlußbemerkung: Ob diese Handlungs- und Argumentationstheorie dialektisch ist?

Dialektik ist ein großes Wort und wird daher gern geklaubt, um kleinere, und insbesondere: konfuse, Gedanken interessant zu machen.
Vielleicht kann man es dennoch wagen, das in diesem Konzept entworfene Verständnis von Argumentieren und Handeln 'dialektisch' zu nenen?
Es wäre eine Bezeichnung da, mit der dieses Verständnis von der analytischen und der konstruktiven Auffassung über Handeln und Erkennen unterscheidbar ist. Doch könnte, wenn das der einzige Zweck wäre, natürlich auch ein passendes anderes Wort dafür gefunden werden.
Wichtiger wäre, damit eine Verbeugung auszudrücken vor den großen Philosophien von Heraklit bis Hegel und Marx, aus denen die Grundfiguren dieser Überlegungen stammen[3o2)].
Ob das aber wirklich eine Verbeugung ist und nicht vornehmlich eine Aufmerksamkeit heischende Geste, dazu will ich nichts behaupten. Stattdessen möchte ich die Verbeugung lieber machen:

Handeln wird hier verstanden als Tätigsein, bei dem ein Subjekt durch Auseinandersetzung mit allem, was nicht es selber ist, mehr und mehr seiner selbst bewußt wird,

indem es die Widersprüche, in denen es beschränkt ist, überwindet; und so, werdend was es eigentlich ist, seine Subjektwerdung zusammen mit der Subjektwerdung aller andern Teile der Situation vorantreibt (Subjektwerdung aller, soweit irgend möglich: daß Gebäude, Bäume und Tiere auch Subjekte werden müßten, damit Menschen es seien, braucht niemand zu erwarten. Daß Schizophrene Subjekte werden, ist ja für lange ungewöhnlich genug).

Die eigentliche und selbstbewußte Weise des Handelns setzt sich dabei durch - vergleichbar der richtigen Einsicht im argumentierenden Gespräch, die in Rede und Widerrede Beschränkungen abstreift und Bereicherungen aufnimmt, nie abgeschlossen ist und doch nicht etwa provisorisch, sondern in jedem Augenblick mit ganzem Ernst und Verantwortung vertreten wird.

Darin liegt die Verbindung des alten Sinnes von διαλέγεσθαι mit dem in der Hegelschen Philosophie gedachten Weg des Geistes zu sich selbst, durch die widersprüchlichen Bewegungen der Wirklichkeit. Der Bezug auf das Konzept ist nun gerade in dieser Hinsicht nicht bloße Analogie, weil der bewußte Teil des Bewußtwerde-Prozesses der Subjekte als Argumentationsprozess konzipiert ist.
Das Argumentieren ist damit theoretisches Handeln, Handeln, welches das Bewußtsein bildet. Das Handeln ist praktisches Argumentieren, also Auseinandersetzung mit der Situation, welche deren wesentliche Bestimmtheiten bildet. Die theoretische und die praktische Phase greifen ineinander, insofern die je spätere die frühere ergänzt und aufgrund ihrer Offenheit das Weitergehen hin auf die Überwindung der Widersprüche erfordert.

ANMERKUNGEN

1) Toulmin (1958)

2) Perelman/Olbrechts-Tyteca (1958)

3) Von diesen Auflösungserscheinungen vermittelt Feyerabends Aufsatz (1973) über die beschränkte Gültigkeit methodologischer Regeln einen guten Eindruck. Für die Reaktion der orthodoxen Wissenschaftstheorie vgl. z.B. bei Hempel, der in seinem Vortrag auf dem Göttinger Philosophenkongreß 1975 zu einer These von der "Begrenztheit des Begriffs der wissenschaftlichen Rationalität" fand und die Annahme einer "zeitlos gültigen rationalen Methodologie" als eine "philosophische Chimäre" bezeichnete. Hempel (1977) S. 33

4) Vgl. Hegel (1971) S. 103

5) Für die griechische Auffassung vom Weg vgl. Becker (1937)

6) Aus der z.Zt. reichlich erscheinenden Literatur vgl. als besonders eindrucksvolle Beispiele Castaneda (1972), Feild (1977) und Satprem (1970)

7) Bereits 1972 wurde die Vernichtungskapazität der vorhandenen nuklearen Sprengwaffen als ausreichend eingeschätzt um das 59-fache des auf der Erde bestehenden Lebens auszulöschen; und zwar bis hinunter zu den einzelligen Lebewesen in Wasser und Boden, vgl. etwa Afheldt et al (1972)

8) Vgl. das inzwischen zum Klassiker der Literatur über ökologische Probleme avancierte "Doomsdaybook", Taylor (1971), sowie die naiv-beherzte Kritik von John Maddox, die unter dem Titel "The Doomsday Syndrom" erschien, Maddox (1973)

9) Nicolaus unterscheidet zwischen "ratio" und "intellectus". Vgl. dazu besonders die Bücher 'De coniecturis' und 'De beryllo' in Nicolaus (1964ff). Ratio ist zu messendem Erkennen fähig, Zahlen und geometrische Gegenstände sind Schöpfungen der Ratio. Intellectus ist das Vermögen, darüber hinaus zu gehen und in den Einheiten die Gegensätze zu sehen (coincidentia oppositorum).

10) Vgl. z.B. die "Entscheidung zwischen Rede und Gewalt", von der Schwemmer (1974), S. 152, als "erstem Schritt

einer praktischen Philosophie" spricht. Leider ist dieser "Schritt", begibt man sich damit dann in die Realität, so schwach, daß er vielleicht besser nicht so sehr hervorgehoben würde: Im Kindergarten läßt sich wohl leicht zeigen, daß ein Unterschied besteht, ob einer zum andern sagt: gib mir mal (bitte) den Roller! oder ob er ihm eine aufs Maul schlägt, sich den Roller schnappt und (das Geplärr hinter sich) losfährt.
Jeder, der aus den Kinderschuhen heraus ist, hat aber bemerkt, daß er, wenn er in solcher Weise gewaltsam statt redend vorgeht, schwer zu tun hat. Und deshalb macht er es anders, redet mit offenen und versteckten Drohungen, spielt mit der Stimme, mit der Gunst der Zuhörer usw. Das ist dann nicht Rede statt Gewalt, sondern z.B. Gewalt in der Form der Rede. Doch wer wollte das entscheiden. Jendenfalls könnte, wer so verfährt, zurecht in Anspruch nehmen, den "ersten Schritt der praktischen Philosophie" des Konstruktivismus gegangen zu sein. Solange nämlich dort mit einem derartigen (für jede Manipulation verwendbaren) Allerweltsbegriff von 'Gewalt' gearbeitet wird.

11) Vgl. die Forderung von Ernsthaftigkeit und von Ehrlichkeit als Bedingungen für die Rationalität des Dialogs. Zu 'Ernsthaftigkeit' z.B. Schwemmer (1974) S. 188 und Kambartel (1974a) S. 25. Zur 'Wahrhaftigkeit' z.B. Habermas (1973) S. 256

12) Erste überlieferte Formulierungen bei Heraklit, Diels/Kranz B 10 und Parmenides, Diels/Kranz B8, 22-25 und 42-49. In voller verwirrender Schönheit ist dies Verhältnis bei Leibniz in der Monadologie entwickelt (Leibniz (1956)): Jede Monade ist verschieden von allen andern (Satz 9) ist einfach und ungeteilt (Satz 13) und stellt dennoch das Ganze dar (Sätze 61,64).

13) Vgl. die Einführung der "noologischen Termini" im Konstruktivismus, zuerts in Lorenzen (1969)

14) Vgl. Habermas (1971) und (1973), ähnliche Bestimmungen von Kambartel als Kriterien des "rationalen Dialogs", in Kambartel (1974b)

15) Bei Linguisten und Logikern wird der Ausdruck 'Argument' meist als eine Relation zwischen Sätzen definiert. So z.B. bei Keenan (1970) S. 10f: Ein Argument sei ein geordnetes Paar (S^+, S), wobei S^+ eine beliebige Menge von Sätzen und S ein Einzelsatz sein soll. Sinngemäß auch bei Corcoran (1972) S. 27. Deimer (1975) S. 106f hebt freundlicherweise eine ganz irreale Beschränkung dieser Definition auf, indem er sowohl für S^+ als auch für S ein- und mehrelementhaltige Satzmengen zuläßt. Ich kann nicht sehen,

wie man mit solchen Definitionen jemals begreifen könnte, was Argumentieren ist (jedenfalls nicht, solange man die Menschen nicht zwingen kann, in Sätzen - im Sinne der Grammatiker - zu reden; und gar: zu streiten!)

16) Die Auffassung der Grammatik als Kalkül (zur Generierung von korrekt gebildeten Sätzen einer Sprache) ist erstmals von Noam Chomsky ausgearbeitet worden. Vgl. Chomsky (1957).

17) Toulmin (1958) hat die Grundform der Begründung auch dargestellt, illustriert an einer elementaren Behauptung: 'Harry is a British Subject'. Die Spezifika des Falls bewirken, daß Toulmins weitere Analyse diese Grundform nicht als Element einer ganzen Argumentation erkennt, sondern mit Einschränkungs- und Ausnahmeklauseln beschwert. So ist der Nutzen für ein allgemeines Verständnis der Struktur des Argumentierens schließlich doch nicht so groß. Das zeigt sich dann auch in Habermas' Rezeption dieser Analyse in Habermas (1973).

18) Die, inzwischen schon beinahe klassische, Illustration der Problematik, die auftritt, wenn für eine Ableitung (und zwar dort eine logische) immer weitere theoretische Gründe gegeben werden sollen, steht in Lewis Carroll's 'What the Tortoise said to Achilles' Carroll (1966).

19) In der Literatur wird die Analyse dieses Verfahrens von zwei Seiten her betrieben. Zum einen als Theorie der "rationalen Entscheidung" von Ökonomen und Spieltheoretikern. Vgl. dazu Anm.(21). Hier besteht ein eindrucksvolles Mißverhältnis zwischen dem Raffinement der formalen Rede- und Rechenoperationen über Optimierung auf der einen Seite und der Primitivität, mit der man bei der Beziehung auf wirkliche Probleme durchkommen muß auf der andern. Zum zweiten als Theorie des Pro et Contra Diskutierens. Diese Theorie geht, vgl. etwa Naess (1975), jedoch kaum über eine Beschreibung der Intentionen hinaus. Daß es sich um ein "Verfahren" handeln soll, das wird durch die Ausdrucksweise ("Anzahl" und "Gewicht" der Argumente sollen ausschlaggebend sein) zwar herbeigewünscht, aber kaum erreicht. Das ist nicht verwunderlich, solange das Vorbild, nämlich die invariante Methode, dem, was man hier wirklich tut, derart blindlings übergestülpt wird. Meist wird (resignativ) zugestanden, daß solche "Güterabwägung", wie das auch genannt wird, eben nicht auf allen Gebieten funktioniert (Bei Kunst und Liebe nicht, wird gern gesagt. Was natürlich auch wieder ein Selbstmißverständnis ist und am tatsächlichen Umgang mit Kunst und Liebe vorbeiidealisiert). Dennoch habe man ja schließlich nichts Besseres. Womit also dieses "Verfahren", genau genommen, durch eine Überlegung etabliert ist, die von der gleichen Art ist wie es selbst. Eine fabelhafte Illustration dafür ist die Argumentation des Journalisten R.W. Leonhardt, mit der er sich für die Güterabwägung (die bei ihm "Vernunft"

heißt) entscheidet. Vgl. Leonhardt (1974) S. 147

20) Wenn über die Wirkung einer Änderung in einem komplexen System geredet wird, dann ist das eigentlich ein Reden über die Änderung in dem Teilsystem, relativ zu dem man Verhaltens- und Veränderungsinvarianzen kennt. Wenn nun die Ausdehung dieser Teilsystemänderung auf das ganze System "ceteris paribus" prognostiziert wird, so ist das ein Mißbrauch dessen, was Marshall unter der Bezeichnung 'Ceteris-paribus-Klausel' als Analyseinstrument eingeführt hat. Und zwar ist das aus formalen Gründen unzulässig: redet man soch, genau genommen, über Veränderungen von Systemteilen unter der Voraussetzung, daß sie gleich bleiben. Vgl. Buchanan (1958). Plausiblerweise ist der prognostische Fehler, der sich aus dieser "buchstäblichen Verwendung" der Klausel ergeben kann, nicht so groß, wenn man sich auf das Prognostizieren partieller Änderungen beschränkt. Offenbar ist das der Grund, weshalb die Klausel so oft in dieser mißbräuchlichen Weise verwendet wird.

21) W. Stegmüller bringt in (1973) eine ausführliche Erörterung der Theorie rationaler Entscheidung. Dort findet sich auch weitere Literatur. Eine knappe Zusammenfassung der Grundbegriffe von G. Meggle in Meggle(1977) S. 415ff. Einen konstruktiven Ansatz versucht Medina (1973).

22) Als klassisches Beispiel für einen schlechten Kompromiß gilt der sog. California-Compromise von 1850 zwischen den Nord- und den Südstaaten der USA. Zwei Jahre nach diesem Kompromiß begann der Sezessionskrieg. Vgl. die Beschreibung dieses Falles in Zacharias (1974) S. 32

23) Habermas spricht bekanntlich ein bißchen anders von der Verzerrung der Sprechsituation. Bei ihm ist sie nicht gegenüber der wirklichen Situation verzerrt, sondern die Sprechsituation ist, insofern die wirkliche Situation in sie hineinspielt, gegenüber der idealen Sprechsituation verzerrt. Dabei wird ein Verständnis von der idealen Situation verwendet, das mir aus den im Text genannten Gründen weniger geeignet erscheint.

24) Vgl. Habermas (1971) und (1973), Kambartel (1974a), speziell für die Argumentationssituation die an Habermas anlehnenden Regeln für den "persuasiven Sprechakt" in Kopperschmidt (1973), Teil 4

25) Der Absicht nach ist sie das nicht. Bedenkt man aber, daß Reflexionsschritte nur explizieren können, was bereits konstituiert ist und daß dies aber beim Argumentieren nicht vorausgesetzt werden sollte (man kann das ja tun, aber weshalb sollte das jemend, der eine Position zu vertreten hat, mitmachen?), dann läuft eine derartige Explikation am Ende doch auf eine Definition hinaus.

26) Mitunter klingt es bei Habermas so. Vgl. etwa seine Erwiderungen in der Kontroverse mit Wolfgang Fach, Fach/Habermas (1975), S. 114, wo es heißt:"Wenn und soweit wir argumentieren ... sind die Teilnehmer genötigt, reziprok die Bedingungen einer 'Idealen Sprechsituation' als erfüllt zu unterstellen. Ein Konsens ... darüber, daß jene Bedingungen realisiert werden sollen, ist mit einem gemeinsamen Wunsch, in eine Argumentation einzutreten, gegeben." (Hervorh. im Text)

27) Vgl. Habermas (1973), S. 257

28) Dies Argument ist bereits von Bubner gegen Habermas vorgebracht worden. Vgl. Bubner (1976), S. 233. Bubner macht auch (ebda) dankenswerterweise darauf aufmerksam, daß gerade der Sokratische Dialog, der ja so gern als Vorbild für gutes Argumentieren hingestellt wird, jedenfalls nicht von den Theoretikern einer durch bestimmte Kriterien definierten Idealsituation in Anspruch genommen werden kann. Wer die frühen Platonischen Dialoge daraufhin durchschaut, wird eher ständig auf Verstöße gegen solche Kriterien aufmerksam werden. Bei Sokrates ging es um höhere Dinge als Chancengleichheit (im Sinne der Demokraten), Ehrlichkeit (im Sinne der Moralisten) und Ernsthaftigkeit (im Sinne des fair-play).

29) Dieses Konzept habe ich in Wohlrapp (1976) genauer ausgeführt.

30) Der allerdings das Gegenteil zeigen möchte. Vgl. den systematischen Teil von Lorenz (1970).

31) Diese Kritisierbatkeit ist das "Abgrenzungskriterium" der wissenschaftlichen Sätze von andern, Damit sollte ursprünglich das "Sinnkriterium" des Logischen Empirismus abgelöst werden, demzufolge Sätze, die aus logischem und empirischem Wissen zusammengesetzt sind, als 'sinnvoll' gegen "metaphysische" abgegrenzt werden sollten. Für den Beginn dieser Kontroversen vgl. Kraft (1968)

32) Vgl. Reichenbach (o.J.) S. 260

33) Vgl. Popper (1966) Logik der Forschung, S.6

34) Die Logik, schreibt Popper in (1969) S. 115, sei das Organon der Kritik". Inzwischen schreibt man im Kritischen Rationalismus oft allein dem Modus tollens diese Aufgabe zu. Lakatos nennt diesen (1974b), S.66, "die Waffe der Kritik"

35) Es ist nicht so, daß erst Kuhn den Unterschied zwischen Entdeckungs- und Rechtfertigungszusammenhang aufgegeben hätte oder gar erst Feyerabend, wenn er, wie Lorenz Krüger (1974a), S. 212, hervorhebt, nicht mehr zwischen Geltung und Wirkung eines Arguments unterscheidet. Das sind lediglich die Konsequenzen aus Poppers Veränderung des Unterschieds.

36) Vgl. Popper (1965), S. 18-20

37) Vgl. dazu Schäfers Erläuterungen zur "explikativen Funktion der Metaphysik", Schäfer (1974) S. 93ff

38) Vgl. Popper (1972) S. 154

39) Eindringlich bei Schäfer (1974) S. 213f

40) Vgl. Popper (1969) S. 1o4

41) Vgl. Popper (1966) LdF, Abschnitt 12, S. 31-33

42) Vgl. Hempel/Oppenheim (1948). Für die Diskussion dieses Erklärungsbegriffs und seine Schwierigkeiten vgl. besonders Stegmüller (1969), Kap. I und X, Wellmer (1972) und v. Wright (1974), Teil I, Abschnitt 6

43) Vgl. Popper (1966) LdF, Abschnitt 79, S. 199-2oo

44) a.a.O. Abschnitte 7 und 25-29, insbesondere aber Abschnitt 30, S. 71-76

45) Vgl. Poppers Definition des Experimentum crucis in Popper (1966) LdF, S. 222, Anm.

46) Auf diesen Sachverhalt weist das Argument von Canfield und Lehrer (1961) hin.

47) Der Beginn der historistischen Wende in der Wissenschaftstheorie wird üblicherweise mit Kuhns Buch über die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen (Kuhn(1967)), erstmals erschienen 1962, in Verbindung gebracht. Tatsächlich hat Kuhn, wie Schäfer (1977) ausführt, alle wichtigen Grundkonzepte aus dem (von ihm im Vorwort kurz erwähnten (Vgl. Kuhn (1967), S. 9) Buch von Ludwig Fleck (Fleck (1935)) nehmen können, der fast 3o Jahre vor Kuhn das Konzept dynamischer Wissenschaft am Beispiel der Medizin, speziell der Syphilosforschung, entwickelt hat. Kuhns Verdienst besteht, wenn man es zurechtrückt, wohl darin, dies Konzept auf die Geschichte der Naturwissenschaft angewendet und ihm damit den Anschluß an die Wissenschaftstheorie verschafft zu haben.

48) Am überzeugendsten in Feyerabend (1973)

49) Lakatos (1974a) und (1974b)

50) Bekanntlich hat Margaret Masterman in Kuhns Buch 21 Bedeutungen des Wortes 'Paradigma' gefunden, die sich immerhin noch drei grundverschiedenen Bedeutungsfeldern zuordnen lassen. Vgl. Masterman (1974) S. 61-66

51) Feyerabend hält es inzwischen für geschickter, seine Sicht der Problematik an der Geschichte anderer Gegenstände, z.B. der griechischen Kunst, darzustellen, vgl. Feyerabend (1976), Kap. 17

52) Vgl. Lakatos (1974a) S. 172

53) Vgl. Lakatos (1974b), Abschnitt E, S. 81-87

54) Vgl. Popper (1966) LdF, S. 222

55) Vgl. Lakatos (1974a) S. 153

56) Ebda

57) a.a.O. S. 150

58) a.a.O. S. 173

59) Vgl. Lakatos (1974b) S. 129

60) Zur Formulierung des Prinzips "Anything goes" hatte Feyerabend in der Urfassung von (1976), seinem Aufsatz 'Against Method' angemerkt:"Some of my friends have chided me for elevating a statement such als 'anything goes' into a fundamental principle of epistemology. They did not notice that I was joking", Feyerabend (1970) S. 105

61) Vgl. Feyerabend (1974), Abschnitt 7: Plädoyer für den Hedonismus

62) Vgl. Feyerabend (1976) Kap. 16

63) Feyerabend ehrt Lakatos in seinem Nachruf (Lakatos ist 1973 überraschend gestorben) als den "beste(n) Wissenschaftstheoretiker der letzten 50 Jahre", vgl. Lakatos/Musgrave (1974), S. VII. Das ist zweifellos eine glänzende Würdigung: Immerhin haben ja alle, die in unserem heutigen Sinne als "Wissenschaftstheoretiker" hervorgetreten sind, in diesen letzten 50 Jahren gearbeitet. Bedenkt man dann noch, daß Feyerabend nach seinem Selbstverständnis Lakatos widerlegt hat, dann schmeckt das am Ende auch ein bißchen nach dem Lob des Anglers auf den erlegten Fisch (der so groß, stark und klug war, daß es eines noch größeren, stärkeren und klügeren Anglers bedurfte, ihn zur Strecke zu bringen).

64) Vgl. Feyerabend (1976) S. 227

65) Vgl. Feyerabend (1963)

66) Kuhn im "Postskript 1969" zu seinem Buch, Vgl. Kuhn (1972)

67) Vgl. Kuhn (1974) S. 255

68) a.a.O. S. 224

69) Vgl. Kuhn (1972) S. 288

70) a.a. O. Abschnitt 4

71) Vgl. Kuhn (1974) S. 268

72) a.a.O. S. 267

73) a.a.O. S. 268

74) Ebda

75) Ebda

76) a.a.O S. 268/9

77) Vgl. Kuhn (1974a) S. 129

78) Vgl. Kuhn (1974) S. 249, Hervorhebungen im Text.

79) Vgl. Wunderlich (1972). In der Kontroverse darum, ob die Anlage in Knossos auf Kreta eine Gräberstadt war, als die Wunderlich sie auffaßt oder ob sie eine Tempelstadt war (als die Lord Evans sie auffaßte und entsprechend rekonstruieren ließ), stoßen Argumente in Schriftform uaf Argumente in Betonform.

80) Es gibt einige Stellen bei Lakatos, an denen man zweifeln kann, ob er nicht doch mehr sagen wollte, also ob er seine Methodologie wirklich als "historiographisches Forschungsprogramm" verstanden hat. Die stärkste dieser Stellen ist seine Fußnote 58, in Lakatos (1974b) S. 80, in der er plötzlich auf den Commonsense zurückgreift ; und zwar nicht für irgendwelche Entscheidungen des Rekonstruierenden - Entscheidungen, für der dieser vielleicht keine besonderen Gründe mehr hatte - sondern für Entscheidungen von Institutionsträgern, die mit Finanzierung und Publikationsmittelverfügung faktisch über das Schicksal von Forschungsprogrammen bestimmen.

81) Vgl. Feuerbach (1966) S. 135

82) Vgl. Lakatos (1974b) Abschnitte 2A und B

83) Am stärksten in Feyerabend (1973)

84) Vgl. Feyerabend (1976), S. 385

85) Vgl. dazu besonders seinen "Dialog über die Methode", Feyerabend (1976a)

86) Vgl. dazu seine letzte Schrift gegen Lakatos, Feyerabend (1975)

87) Vgl. Krüger (1974a), S. 237. Krüger vermutet die Lösung des Problems in einer "brauchbaren Theorie der Bedeutung und des Bedeutnugswandels wissenschaftlicher Termini" (a.a.O. S. 240). Man könnte dies geradezu als Charakterisierung der neuen Wissenschaftstheorie, die zu erstellen wäre, um die alten Fragen und Einsichten mit den Untersuchungen der Historiker zu vermitteln. Jedenfalls ist es ein guter Ausgangspunkt, um einige Überlegungen zum Status solch einer Theorie anzustellen. Wäre sie nur empirische Theorie über die Bedingungen der Bedeutung und des Bedeutungswandels, dann hätte man - auf der Metastufe - das gleiche Problem sofort wieder. Wäre sie nur normative Theorie, dann ergäbe sich so etwas wie das konstruktivistische Programm einer "Orthosprache". Damit wäre zwar das Problem aus der Welt, doch nicht weil es gelöst, sondern weil es umgangen wäre.
Auch das muß kein Nachteil sein, wenn man es wirklich umgehen könnte. Aber das ist es ja gerade: jetzt gibt es die Differenzen in den Sprachen zwischen den Paradigmata (und ebenso zwischen den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen, worin im Kern genau dasselbe Problem vorliegt). Und in einer solchen Situation ist nichts damit gewonnen zu erfahren, wie durch Aufbau einer einheitlichen Sprache dies Problem hätte vermieden werden können (einmal ganz abgesehen davon, daß man dem Tatbestand auch sehr gute Seiten abgewinnen könnte). Um nämlich den damit verbundenen gänzlichen Neuanfang zu machen, dazu ist man sich einerseits zu einig (niemand wäre so töricht, die bislang gewonnene Erkenntnis für nichtig zu erklären) und andererseits zu uneinig (man kann sich ja nicht verständigen, wie jetzt zu verfahren wäre). Nötig ist vielmehr eine Theorie, die in einer derartigen Situation der einigen Uneinigkeit ein vernünftiges Weitergehen aufzeigt. Die Theorie der Bedeutung wäre dann historisch, wäre eine Theorie des bewußten Bedeutungswandels.
Mir scheint, genau dies ließe sich mit einer philosophischen Theorie des wissenschaftlichen Argumentierens bewerkstelligen, in welcher zugleich der besondere Standpunkt des jeweiligen Paradigmas und der allgemeine Standpunkt der Annäherung an die Wahrheit eingenommen wird.

88) Vgl. Plutarch (1960), im Kapitel 'Alexandros', Abschnitt 18

89) Für die sprachphilosophische Einsicht, daß es dafür, was die Wörter bedeuten, nicht nur auf die Verwendungsregeln ankommt, sondern auch auf die Macht, sie durchzusetzen, wird gern Lewis Caroll zitiert, der in 'Alice im Wunderland', Carroll (1963), S. 198 folgenden Dialog zwischen Alice und dem Wesen Goggelmoggel stattfinden läßt:
"Ich verstehe nicht, was Sie mit 'Glocke' meinen", sagte Alice. Goggelmoggel lächelte verächtlich. "Wie solltest du auch - ich muß es dir doch zuerst sagen. Ich meinte: 'Wenn das kein einmalig schlagender Beweis ist!' "."Aber 'Glocke' heißt doch gar nicht ein 'einmalig schlagender Beweis' ", wandte Alice ein. "Wenn ich ein Wort gebrauche", sagte Goggelmoggel in recht hochmütigem Ton, "dann heißt es genau, was ich für richtig halte - nicht mehr und nicht weniger". "Es fragt sich nur", sagte Alice, "ob man Wörter einfach etwas anderes heißen lassen kann". "Es fragt sich nur", sagte Goggelmoggel, "wer der Stärkere ist, weiter nichts".

90) So der Titel von Spinners Buch, Spinner (1974)

91) Vgl. Feyerabend (1976) S. 200

92) Vgl. z.B. die von Stegmüller formulierten Kriterien für die rationale Suche nach Wahrheit, Stegmüller (1973), S.7

93) "Nicht die Untersuchung vom Dasein Gottes, der Unsterblichkeit usw. ist der Punkt gewesen, von dem ich ausgegangen bin, sondern die Antinomie der reinen Vernunft: Die Welt hat einen Anfang, - sie hat keinen Anfang usw. bis zur vierten: es ist Freiheit im Menschen, - gegen den, es ist keine Freiheit, sondern alles in ihm ist Natur-Notwendigkeit, diese war es, welche mich aus dem dogmatischen Schlummer aufweckte und zur Kritik der reinen Vernunft selbst hintrieb um das Skandal des scheinbaren Widerspruchs der Vernunft mit ihr selbst zu beheben."
Kants Brief an Garve vom 21.Sept. 1798, in: Kant (1918), S. 352

94) Im Konstruktivismus beruft man sich, wenn es um diesen rekonstruktiven Aspekt geht, gern auf Hegels Topos von der Eule der Minerva, die erst in der Dämmerung zum Flug ansetzt. Vgl. etwa Blasche/Schwemmer (1975) S. 40. Die konstruktivistische Eule unterscheidet sich allerdings von der dialektischen; ist nicht so sehr als Weisheitssymbol, denn als Raubvogel zu sehen, der nachts, wenn alles schläft, den Wald in Ordnung hält, kliene wühlende Nager schlagend, die versuchen, die Termini anders zu verwenden als sie definiert sind oder die sogar ohne eine derartige terminologische Rüstung herumlaufen. Die konstuktivistische Eule ist auch ungeduldiger, fliegt oft schon etwas früher

los, was leicht zu Mißwahrnehmungen führt, weil das Augenlicht des Nachtvogels bei Tage nicht so gut ist: da werden dann Dinge für Mäuse gehalten, die in Wahrheit Riesenchamäleons sind (Fragen der "traditionellen Philosophie", wie das in jenen Kreisen genannt wird), und welche dieser Vogel niemals wird herunterwürgen können.

95) Vgl. Comte's Rede über den Geist des Positivismus, Comte (1956)

96) Für die konstruktivistische Sicht des Grundlagenstreits der Logik und Mathematik vgl. die Darstellung in der Einleitung zu Lorenzen (1962), die Kapitel III und IV in Thiel (1972) und das Kapitel II in Haas (1975)

97) Vgl. Dingler (1931)

98) Dingler meinte, sich dabei auf Wien (1921), S. 3, berufend, eine Kritik der Relativitätstheorie sei grundsätzlich auf drei Arten möglich. (A) indem man Widersprüche im immanenten mathematischen Apparat aufdecke, (B) indem man Widersprüche über Konfrontation mit empirischen Konsequenzen herstelle (C) indem man Widersprüche zwischen den ihr zugrundeliegenden Prinzipien mit bereits akzeptierten Prinzipien physikalischer Erkenntnis aufdecke. Hier, am Punkt (C), setzt Dingler ein, indem er auf die Vermengung von Konstitutionstheorie (Dingler spricht von den Aussagen über die Meßbasis als von "Konstitutionshypothesen" oder "Fundamentaltheorie") mit empirsicher Theorie hinweist. Vgl. Dingler (1920), (1921), (1925). Eine Zusammenfassung der Dinglerschen Position gegenüber der Relativitätstheorie in Willer (1973), Teil III.2.

99) Vgl. Kamlah (1949)

loo) Um einen Eindruck von den Schwierigkeiten zu bekommen und den Gestalten, in denen man sie zu überwinden bemüht ist, vgl. etwa die erste Auflage der Logischen Propädeutik, Kamlah/Lorenzen (1967) mit der dritten, verbesserten und erweiterten Neuauflage, Kamlah/Lorenzen (1973).

lol) Alles, was über Logik und ein ethisches Grundvokabular hinausging, sollte Sache der besonderen Wissenschaften sein. Wer wollte das bestreiten? Übersehen wurde dabei, daß die Aufstellung einer Terminologie und auch eine besondere Rekonstruktion der Logik selbst ein zu begründender Beitrag ist. Versucht man den inhaltlichen Aspekt wirklich zu vermeiden, dann ist ein ethisches Vokabular nicht zu haben und die Logik ist nur ein Spiel. Wenn sich ein allgemeiner Anfang der Wissenschaften darlegen läßt - und das ist zu allen Zeiten von der Philosophie versucht worden, weshalb sollte es heute unmöglich sein? - dann muß dieser ein "Teil" und nicht ein von der inhaltlichen Erkenntnis abgetrenntes Fundament

jener besonderen Wissenschaften sein.
Für Versuche, die konstruktivistische Wissenschaftstheorie auf ihre besondere Argumentationsweise hin zu betrachten vgl. Schneider (1974) und Berk (1976).Berk beklagt in der Einleitung seiner Dissertation, er habe ständig Schwierigkeiten gehabt, in Erlangen überhaupt die Berechtigung eines solchen Vorhabens verständlich zu machen. Inzwischen ist auch Schwemmer (1977) bei der Forderung angekommen, man müsse sich damit beschäftigen. Ich selber habe mich (1974), (1975b) und (1976) bemüht, darauf hinszuweisen, daß im Konstruktivismus in spezifischer Weise argumentiert wird. Meine Rekonstruktionsversuche sahen aber zwei Prinzipien vor, ein methodisches und ein dialogisches, wodurch der Opponent zum wirklichen Kontrahenten würde. Damit war die Sichtweise des Konstruktivismus schon reichlich strapaziert, durch ein schließlich noch hinzugenommenes historisches Prinzip dann endgültig verlassen.

102) Zum Wortgebrauch von 'kritisch': Jeder ist gern kritisch, wenn 'kritisch' ein Wort ist, das mit Beschlag zu belegen sich lohnt. Dies wird auch von Lorenzen (1974a), S. 48, stirnrunzelnd gegen Kritische Theorie und Kritischen Rationalismus angemerkt. Lustigerweise hat Lorenzen sodann nichts eiligeres zu tun, als seinerseits dies Wort mit Beschlag zu belegen, bzw. es ständig im Munde zu führen (ebda S. 67,79,81,84,95,97) ohne die leiseste Andeutung darüber zu verlieren, was es bedeuten soll. Es bedeutet dann wohl etwa soviel wie: 'so wie ich hier vorgehe'.
Man sollte nicht vergessen, daß sowohl beim Kritischen Rationalismus als auch bei der Kritischen Theorie ganz klar ausgesprochen ist, wem gegenüber man kritisch zu sein meint und was das bedeutet. Kritischer Rationalismus: 'Kritik' heißt Einsetzen der Kontrapositionsregel. Und die Verwendung richtet sich gegen Leute, die etwas via Begründungen zu wissen glauben. Kritische Theorie: 'Kritik' heißt Konfrontation des faktischen Geschehens mit dem, was nach offizieller Verlautbarung geschieht oder geschehen soll. Das richtet sich gegen Demagogen, Positivisten und gegen Leute, die sich Worte aneignen, welche sonst einen wohlbestimmten Sinn haben, um sie für ihre eigenen und undurchsichtigen Zwecke zu verwenden.

103) Eine ausführliche Erörterung der methodischen Schrittfolge und des Sinns der damit verbundenen Forderung nach Zirkelfreiheit habe ich in Wohlrapp (1978) unternommen.

104) Die Sprechhandlungstheorie geht auf den späten Wittgenstein zurück, ist bei Austin (1962) systematisch gefaßt und bei Searle (1971) soweit ausgearbeitet worden, daß sie heute als "Pragmalinguistik" ein Zweig

aller mit Sprache befaßten Disziplinen ist. Gerade weil der Handlungsbegriff hier lange Zeit garnicht problematisiert war (Sprechen ist Handeln. Aber was ist denn Handeln?), und dennoch dieser Gesichtspunkt für die Sprachbetrachtung eindeutig einen Fortschritt darstellt, kann man sich hieraus Klärungen auch für den Handlungsbegriff erhoffen. Daß die Pramalinguisten beslang faktisch den rationalistischen Handlungsbegriff (Handeln ist Bewirken eines bezweckten Zustandes) unterstellen, ist für viele ihrer Einsichten nämlich nicht notwendig.

105) Die Unterscheidung zwischen Handlung und Handlungsschema ist in Kamlah/Lorenzen (1967) S.99, die zwischen Situation und Situationsschema in Kamlah (1975), S. 123ff erläutert.

106) Das Wort 'fahren' unterscheidet sich nicht hinsichtlich in Anspruch genommener Mittel oder der Geschwindigkeit der Bewegung vom Gehen, sondern hinsichtlich des Aspekts, daß man dabei durch etwas hindurch gelangt. Etymologisch ist 'Furt' zugeordnet, das althochdeutsche 'faran' entspricht dem indogermanischen 'per', lateinisch z.B. in 'peritus', Vgl. Mackensen (1977)

107) Vgl. Lorenzen (1955), (1962) und Lorenz (1968)

108) Die Versuche im Konstruktivismus, diesen Schritt vom Argumentieren zur Logik nachzuzeichnen, waren lange Zeit nichts weiter als die (mehr oder weniger suggestive) Aufforderung sein Reden und Argumentieren in dieser Weise zu verstehen. Inzwischen bemüht man sich unter der Bezeichnung 'pragmatische Begründung' der Logik um Beispiele von Situationen, in denen man die Verwendung der logischen Partikel lehren und lernen kann. Vgl. etwa Kambartel (1976) und Berk (1976), Kap. I.5.

109) Vgl. dazu Wohlrapp (1978)

110) Schwemmer (1974)

111) Looser et al. (1974)

112) Vgl. besonders Habermas (1971), S. 134 und Lorenz (1972) S.117

113) Vgl. Kamlah/Lorenzen (1967) S.118

114) Vgl. Goffmanns verdienstvolle Darstellung der "Karriere" des Geisteskranken und die Rolle, die solche Diagnosen darin spielen, Goffmann (1972)

115) Ähnlich Habermas' Kritik an Schwemmers "Individualismus in Habermas (1978), Manuskript S.9

116) Vgl. Schwemmer (1974) S. 203

117) Dieses Argument ist m.W. zuerst von Leonhard Nelson systematisch ausgearbeitet worden, Vgl. Nelson (1911)

118) Vgl. Kambartel (1974b)

119) Vgl. Schwemmer (1974) S. 186

120) Vgl. etwa Lorenzen(1969)

121) Vgl. Looser et al.(1974) S. 127 und Schwemmers Antwort darauf in Schwemmer (1974) S. 162

122) Ludwig Wittgenstein dachte, daß das Erkennen entsprechend diesem Bild über sich selber hinausgelangen könnte, Vgl. Satz 6.54 des "Tractatus", Wittgenstein (1969)

123) Schwemmer (1974) S. 187

124) a.a.O. S. 203

125) Vgl. Schwemmer (1971)

126) Lorenzen/Schwemmer (1973)

127) Vgl. dazu etwa Lorenzen (1962), Kap.I §2 mit Kamlah/Lorenzen (1967), Kap.VI §2, dann mit Lorenz (1968), mit Lorenzen (1970), Anhang und schließlich dem Logik-Kapitel in Lorenzen/Schwemmer (1973)

128) Vgl. Schwemmer (1974) S. 185

129) Vgl. Popper (1968), S. 298, Anm.1

130) Vgl. Feyerabend (1974) S. 199. Er fügt allerdings hinzu, daß er das ohnehin "nur aus mnemotechnischen Gründen ein Prinzip" nennt.

131) Es sei der Versuch, "lückenlos ein hinreichendes System von Grundbegiffen (einschließlich aller syntaktischen Mittel) von Logik, Ethik, Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte und Sozialwissenschaften ... zu konstruieren". Lorenzen/Schwemmer (1973), S. 5

132) Lorenzen/Schwemmer (1973), 2te Auflage, 1976, S.5

132a) Vgl. Lorenzen (1974b) S. 234f

132b) Schwemmer nimmt das Lebenwollen als Basis für Handlungsdeutungen an. Vgl. etwa Schwemmer (1973), S. 175 und (1975) S. 72f

133) Kambartel meint, man könne "denjenigen, der nach der Begründung eines argumentativ aufgefaßen Vernunftprinzips fragt, dessen ... überführen, daß er sich mit seiner Frageabsicht, recht begriffen, bereits auf den Boden eben dieses Prinzips gestellt hat" Kambartel (1974a) S.11. Der springende Punkt ist natürlich das 'recht begriffen': Es bezeichnet die Vorwegnahme des Argumentationsergebnisses. Kambartel hält das dennoch für ein gültiges Argument. Vgl. seinen Brief an Lorenzen in Kambartel (1974) S. 233. Lorenzen ist etwas reservierter gegenüber dieser Argumentationsweise, hebt aber hervor, daß er es auch - er nennt es lieber 'tu quoque-Argument' - verwndet. Vgl. seinen Brief an Kambartel, in Kambartel (1974) S. 226

134) Vgl. das Zitat in Anm. 133

135) Vgl. Lorenzen/Schwemmer (1973), 2te Auflage 1976,S.26

136) Vgl. Berk (1976) S. 153

137) Vgl. seine neueren Schriften, etwa seinen Aufsatz Schwemmer (1978), in dem er klar zu erkennen gibt, daß er den Zirkel, in den man beim konstruktiven Begründen notwendig gerät, sieht (natürlich gibt er aber nicht zu, daß dem so ist) und seinen Hamburger Vortrag, Schwemmer (1977), in dem er eine allgemeine Argumentationstheorie zur Untermauerung des Konstruktivismus erwägt.

138) Vgl. z.B. Lorenzen (1968) S. 26, (1974b) S. 125, (1974c) S. 141

139) Vgl. dazu die wissenschaftskritischen Bemerkungen von Konstruktivisten, die darauf hinauslaufen, wissenschaftliches Begründen, das sich nicht zweckrational begründen ließe, wäre nicht begründet, etwa in Janich et al. (1974), Teil I.
Das ist nicht bloß tautologisch, sondern führt immer wieder zu Polemik gegen die Wertfreiheit der Wissenschaft, wobei diese als Zweckfreiheit umgedeutet wird. Genau besehen ist das Argument ziemlich abwegig: Selbstverständlich wird Wissenschaft fast immer unter Zwecken betrieben. Es sind bloß andere als die Konstruktivisten für richtig halten. Das in diesem Zusammenhang von Kambartel formulierte - und inzwischen zum konstruktivistischen Standardrepertoire gehörige - Argument, zweckfreie wissenschaftliche Erkenntnisse seien mit potentiellen Werkzeugen vergleichbar, doch potentielle Werkzeuge seien eben keine Werkzeuge, vgl. Kambartel (1968), S. 234, ist eine sprachliche Subtilität, aber kein Einwand gegen jemanden der forscht, weil ihn die Erkenntnis der Sache fasziniert.

140) Lorenzen (1974d) S. 39

141) a.a.O. S. 38f

142) Zit. nach Lorenzen (1970), S. 63

143) Die de Morgan'schen Äquivalenzen heißen nach ihrem Finder, dem Engländer A. de Morgan. Bevor dieser sie im 19.Jhdt. entdeckte, waren sie aber auch schon den scholastischen Logikern und sogar schon der Stoa bekannt, vgl. Bochénski (1962), S. 241

144) Regeln, deren Sinn "das Leben lehren könne", seien "pragmatisch gerechtfertigt" heißt es in Lorenzen/Schwemmer (1973), 2.Aufl. S. 185. Vgl. dazu meine Kritik in Wohlrapp (1974): wenn das eine Rechtfertigung sein soll, dann wäre beinahe alles - qua Bestandteil des Lebens - gerechtfertigt. Und jedenfalls wären es die Dinge, von denen der Konstruktivismus meint, sie müßten noch besonders gerechtfertigt werden: die Mengenlehre, die physikalische Meßpraxis usw.

145) Der Beginn der konstruktiven Geometrie ist Dinglers (1933), der Neueinsatz ist Lorenzens (1961)

146) Janich (1969)

147) Vgl. Popper (1966) LdF, S. 199

148) Vgl. die grundlegenden Formulierungen in Reichenbach (1930), S. 186

149) Bescheidenere Konstruktivisten nehmen diese Konstanz der Natur auch in aller Harmlosigkeit in Anspruch. So Kamlah in der Logischen Propädeutik, wenn er als die Bedingung der Möglichkeit der Prädikation die "Wiederkehr des Gleichen" heranzieht. Vgl. Kamlah/Lorenzen (1967), S. 51. Daß er im Vorwort, ebda S.7, dennoch Kants A-priori für das Unternehmen verbindlich macht, ist einer der zahlreichen Widersprüche, die dies Buch wahrhaftig als eine "Vorschule des vernünftigen Redens" ausweisen, wie es im Untertitel heißt.
(im Sinne von: vernünftig ist das Reden erst, wenn Vernünftiges geredet wird. Das lernt sich in keiner "Schule". Aber man kann sich darauf vorbereiten, indem man Formen des verständigen Denkens studiert, die so streng formuliert sind, daß sie nicht mehr zusammen passen. Auf diese Weise erwirbt man die Formen und wird zugleich davon abgebracht, sie für allgemein verbindlich zu halten. Um damit dürfte man schon ganz passabel gewappnet sein für die Umtriebe, die das Denken durchmacht, wenn die Vernunft den Verstand überschreitet.)

150) Diese Information entnehme ich dem Aufsatz von Böhme (1976a) S. 232

151) Lorenzen bemüht sich mit freundlicher Suggestion und behender Rhetorik die Mathematik wegen der Tatsache, daß dort Normen einzuhalten wären, als eine Schule der Vernunft hinzustellen. Vgl. etwa Lorenzen (1968a), S. 161. Kambartel hat es ihm nachgetan, vgl. Kambartel (1973).
Dabei beruft man sich auf Platon und insbesondere auf das Wort, das über dem Eingang der Akademie gestanden haben soll, wonach man sich "in der Mathematik auszukennen" habe, bevor man zu "Erörterung des praktisch Guten" fähig sei (Kambartel (1973), S. 115).
Außer daß die Normen in der Mathematik von hinreichend anderer Art sind als die im Leben (und es in einer Zeit zunehmender Formierung des Lebens doch vielleicht nötiger ist, den Unterschied herauszustellen?), ist der Bezug auf Platon und die Akademie ein Mißgriff. Die Hochschätzung der Mathematik beruhte darauf, daß man dort mit Formen zu tun habe, die jeweils das Eine im Vielen ausdrückten (3 in je drei Pferden, ein Kreis in allen Rädern usw.) Was dann den Anschluß der Philosophie und die Erkenntnis des Guten angeht, kennt das griechische Denken natürlich keine Moralphilosophie im Sinne des Konstruktivismus als ein Herumzerren am Individuum (dieses Individuum gibt es schon nicht. Zur Gestalt des Selbstbewußtseins im klassischen griechischen Denken vgl. Oehler (1962)) darüber, welche von seinen Unterzwecken es oberzweckäquivalent zu den Unterzwecken anderer transformieren könne.
Und schließlich besagte der sagenhafte Spruch über der Akademie gar nicht, daß man Mathematik, sondern daß man Geometrie können sollte (Μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω).
Das enthielt eine Abgrenzung gegen die Arithmetik des extremen Pythagoreismus, die die Erkenntnis des Ganzen auf die Erkenntnis zählbarer Einheiten (die nicht mehr Einheiten von Vielheiten waren) reduzierte. Wogegen man es in der Geometrie immer mit Formen zu tun habe, die als Formen von etwas bewußt bleiben. Wenn also der Konstruktivismus mit seiner Auffassung der Formalwissenschaften unbedingt bis vor Platons Akademie ziehen will, dann wird er gerade dort abgewiesen werden. Für die Unterschiede in der "Philosophie" der Geometrie und der der Zahlentheorie vgl. Klein (1968)

152) Lorenzen meinte in seinem Vortrag auf dem Hegel-Kongreß 1975, man sollte um die moderne Physik einen Bauzaun errichten mit der Aufschrift 'Wegen Umbau geschlossen'. Vgl. Lorenzen (1975). Janich schreibt, es seien "keine Gründe gefunden ... die zur 'Revolution' der klassischen Physik gezwungen haben", Janich (1974), S. 3o4

153) Vgl. z.B. Janich (1974) S. 313

154) Mittelstaedt hat schon als die Protophysik noch in den Kinderschuhen steckte darauf hingewiesen, daß die Handlungen der protophysikalischen Schrittfolge nicht wirkliche, reale Handlungen seien, vgl. Mittelstaedt (1966). Janich (1969), S. 49, widerspricht pointiert, "daß die Realisierungsverfahren in der Tat auch konkret ausgeführt werden müssen". Vielleicht hat Mittelstaedt geahnt, daß, falls er, als nächstes - bezweifelndes - Argument, nach Erlangen gefahren wäre, um sich die konkrete Ausführung einmal anzusehen, man den Schlüssel zu jenem Hinterzimmer gerade nicht hätte auffinden können.

155) Sehr drastisch in der Auseinandersetzung Böhme-Janich um den Anfang der Chronometrie: gleichförmige oder periodische Bewegung. Nur weil es das Programm fordert, beginnt Janich mit der gleichförmigen Bewegung. So sieht es jedenfalls für Böhme aus, Vgl. Böhme (1974b) S. 285. Janich behauptete dagegen, der Anfang ~~der~~ mit der periodischen Bewegung sei nicht möglich, Janich (1969) S. 27f. Böhme zeigt, daß Janichs Anfang Probleme birgt und skizziert einen Weg, auf dem die periodische Bewegung als Anfang genommen werden kann, Böhme a.a.O. S. 288. Auch dieser Anfang birgt Probleme, vgl. Janich (1974), S. 327f. So haben wir zwei Forschungsprogramme, die Probleme und Gedanken generieren. Janich und die Konstruktivisten reden aber weiterhin so als gäbe es den Aufbau der Protophysik der Zeit.

156) Popper redet ohne Scheu davon, daß er sich die Wissenschaft als ein Spiel vorstellt, Popper (1966) LdF, S. 26, und daß es ihm darauf ankäme, dessen Regeln, so wie er es auffaßt, zu formulieren (a.a.O. S. 23). Im Konstruktivismus ist die Ausdrucksweise verschämter (nicht Spiel, sondern ernsthaftes Suchen), aber was dann getan wird, das ist dasselbe, bloß mit dem Weihrauch des Allgemeinen befächert.

157) Vgl. Schwemmer (1971), (1973) und die Kapitel II und III.4. in Lorenzen/Schwemmer(1973)

158) Vgl. Lorenzen (1975a) S. 252

159) Schwemmer (1976) S. 169

160) Vgl. Lorenzen/Schwemmer (1973) 2.Aufl. S. 159

161) Vgl. a.a.O. S. 153

162) Schwemmer (1976) S. 168

163) Ebda

164) Schwemmer (1976)

165) Aufmerksame Leser haben die Nähe zum Marxismus (bzw. dem "realen" Sozialismus) bereits bemerkt. Walter Schulz weist in seiner Besprechung der konstruktiven Ethik darauf hin, vgl. Schulz (1972) S. 646

166) Schwemmer (1976) S. 173-177

167) a.a.O. S. 177 - 182

168) a.a.O. S. 182 - 186

169) a.a.O. S. 163

170) a.a.O. S. 198

171) a.a.O. S. 195. Grotesk ist das, weil alle Stellen, an denen Schwemmer von "Verselbständigung" redet, für die dialektische Geschichtsauffassung natürlich unbegriffen sind.

172) a.a.O. S. 169

173) Ebda.

174) a.a.O. S. 170

175) Ebda.

176) Schwemmer besorgt, "daß leicht das Mißverständnis entstehen kann, es müßten nun tatsachlich alle angeführten Schritte bei jeder Erklärung oder Überprüfung auch abgeleistet werden. Ich werde im Verlaufe der folgenden Überlegungen noch einige Male darauf hinzuweisen haben, daß dies nicht der Fall ist. Die Differenzierung der methodologischen Vorschläge durch ihre Zerlegung in Schritte ist vielmehr nur so zu verstehen, daß sozusagen 'für alle Fälle' (d.h. auch dann, wenn eine normalerweise zwar unbezweifelte, gleichwohl prinzipiell aber sinnvoll bezweifelbare Behauptung tatsächlich angezweifelt wird) eine Möglichkeit angeboten wird, auch in solchen Situationen nach methodischen Regeln eine Entscheidung herbeizuführen." a.a.O. S. 12

177) Vgl. Schwemmer (1975) passim, besonders S. 56

178) Schwemmer (1976), S. 214

179) Ebda.

180) Ebda.

181) Etwa Wohlrapp (1977) S. 517

182) Lorenzen/Schwemmer (1973) 2.Aufl. S.149

183) a.a.O. S. 113

184) a.a.O. S. 114

185) Vgl. besonders Janichs Universitätsrede, Janich (1973)

186) Vgl. den Abschnitt 'Kulturdeutung, Kulturkritik, Kulturreform' in Lorenzen/Schwemmer (1973), 2.Aufl. S. 275ff

187) Lorenzen vermag darin eigentlich nur "Chaos" zu sehen, Vgl. etwa Lorenzen (1974) S. 12 und 143

188) Dies ist der Grund dafür, weshalb jede Idealisierung, die ein Ideal über Kriterien definiert, in unüberbrückbarer Distanz zur Wirklichkeit des Argumentierens steht. Und dies wiederum ist die systematische Voraussetzung dafür, daß sich jedes Interessen, auch das niedrigste und grausamste, auf das Ideal berufen kann.
Und man muß sich schon sehr fest die Augen zuhalten, um nicht zu sehen, daß diese Möglichkeit auch tatsächlich ergriffen wird. Alles was menschenfreundliche Argumentationstheoreti er als spezifisch oder mindestens notwendig für das rationale Argumentieren hinstellen, gestattet nur die Unaufmerksamkeit, aber nicht die Willkür des willkürlichen Diskutierens dingfest zu machen.

189) Toulmin (1958)

190) Naess (1975)

191) Perelman/Olbrechts-Tyteca (1958) und Perelman (1970)

192) Vgl. das Heft 2, Jg.27 (1975) der Zeitschrift 'Der Deutschunterricht und den Aufsatz von M.Gatzemeier (1976)

193) Vgl. den Bericht von Leitenberg (1976)

194) Vgl. Deimer (1975) und die dort angegebene Literatur

195) Diese Theorie ist eine zeitgemäße Verarbeitung von Aristoteles' Lehre des praktischen Syllogismos. Ein grundsätzlicher Aufriß des Gedankengangs ist Hempels Aufsatz von 1961 'Rational Action', der übersetzt abgedruckt ist im Reader über Analytische Handlungstheorie, vgl. Hempel (1977a)

196) Die analytische Wissenschaftstheorie enthält seit eh und je auch die Beschäftigung mit Experimentier- und Meßpraxis. Dennoch ist bislang dem, was auf diesem Feld getan wurde, bei weitem nicht die Bedeutung eingeräumt worden, die dem Auf- und Abbau von Theorien beigemessen wurde.

197) In der BRD setzt die breite Rezeption dieser Arbeit erst Anfang der 7oer Jahre ein. Vgl. die beiden Reader 'Analytische Handlungstheorie' Meggle (1977), Beckermann (1977) und die Sammlung Ritsert (1975), in denen die wichtigsten Beiträge übersetzt sind. Dort, besonders im Band von Meggle, auch weitere Literatur.

198) Vgl. Kamlah/Lorenzen (1967), Kap. III §1

199) Aristoteles, Metaphysik, Buch X, Abschnitt 4 (1055a). 'διαφορὰ τέλειος' ist sein Ausdruck

200) Steiner behauptete von Wienand in dessen Zimmer das Geld bekommen zu haben. Wienand behauptete, sein Zimmer zur angegebenen Zeit nicht betreten zu haben. Vgl. die Berichte in der Presse im Juli 1974. Solche offenkundigen Widersprüche sind selten, weil sie aus gutem Grund peinlich vermieden werden: Einer wird lügen, so möchte wohl das Publikum denken. Und der dadurch angerichtete Schade ist viel größer als der, der daraus entsteht, in einer konkreten Affaire zu unterliegen.

201) Kant hatte, wie schon mehrfach erwähnt, in der Notwendigkeit, bei der Erkenntnis ein Allgemeines, einen Begriff oder ein Gesetz, auf ein Besonderes zu beziehen, die Schranke des Verstandes gesehen (der Verstand würde dabei "überschwenglich" sagt Kant, vgl. §76 der Kritik der Urteilskraft, Kant (1968) S. 520).
Seine daraus resultierende Forderung nach einem "Intellectus archetypus" (a.a.O. S. 526), der intuitiv über eine Anschauung des Ganzen verfüge und daher beim Übergang zum Besonderen ohne die Zufälligkeit des diskursiven Verstandes wäre, ist, je nach Standpunkt, ein Rückfall in die Metaphysik oder ein "Programm für die Überwindung der Schranken des metaphysischen Denkens, ein Programm der Dialektik" (Lukács (1967) S. 448).
Fröbel (1974), S. 87, bringt Hinweise auf Kant-Stellen, denen zufolge das konstruktibistische Konzept des Handlungsschemas und der Lehr- und Lernbarkeit die Lücke schließen könnte. Für einen Konstruktivisten (Fröbel ist keiner) wäre das ein konsequenter Gedanke: Intraparadigmatisch haben solche Fragen nach dem Bezug eines Allgemeinen (eines Schemas) auf ein Besonderes die Gestalt der Frage, ob die entsprechenden Schemata (Situations- und Handlungsschemata) richtig gelehrt und gelernt sind. Und die Antwort ist immer weitere "Einübung". Interparadigmatisch betrachtet - also wenn es kontroverse Zugriffe aufs Besondere gibt - dürfte es sich bei diesem Gedanken aber eher um einen Lückenbüßer handeln.

202) Vgl. Whorf (1963), S. 75

203) Das ist eine "abstrakte" Betrachtungsweise in exakt dem Sinne, den Hegel in seinem berühmten Aufsatz 'Wer denkt abstract?' erläutert hat. Vgl. Hegel(1969)

204) Dieses "Aufsuchen des Inhalts" ist nicht dasselbe wie das Suchen eines Kompromisses. Äußerlich besteht u.U. kein Unterschied zwischen beiden. Aber im Bewußtsein dessen, worauf man hinauswill, besteht einer: Der Kompromiß-Suchende will seine Position wahren. Er kann es nicht; der Kompromiß nötigt ihm einen verändernden Schritt ab, doch wenigstens soll dieser dann genau abgeschätzt und als zumutbar erkannt sein. In der Realisierung sieht dann manches anders aus. Beim Aufsuchen des gemeinsamen Inhalts will man nicht die Position wahren, sondern man will bloß das Allgemeine, daß die Positionen verflüssigt und überwunden werden. Und im Hinblick darauf sucht man ein Ziel zu konkretisieren. Durch diese unterschiedliche Absicht hat man wohl viel mehr Freiheit, als man es beim Kompromiß hat, neue Möglichkeiten zu entdecken. Und dadurch ist der Unterschied zur Kompromißsuche u.U. auch äußerlich sichtbar.

205) Diese Unterscheidungen, besonders die erste, werden in der Handlungstheorie hier und da aufgegriffen, doch fehlt, soweit ich sehe, stets der Zusammenhang, in dem sie systematisch stehen und in dem diese Aspekte der Handlung auf das Erkennen des Handlungsziels und -gegenstands bezogen sind. Die gründlichsten (und originellsten) Überlegungen zum Zusammenhang dieser Unterscheidungen enthält m.E. das Buch von Hannah Ahrendt (1960).

206) Die "Überwindung der Widersprüche soll das Ziel des formtranszendenten oder vernünftigen Handelns sein. Nach diesem Handlungsverständnis soll aber 'vernünftiges Handeln' nicht Unterbegriff von 'Handeln' sein, sondern das soll der Oberbegriff für allerlei besonderes Handeln sein. Anders gesagt: Jedes Handeln ist eine Spezifikation des vernünftigen Handelns. Spezifiziert wird hinsichtlich der Bewußtheit, mit der das Ziel "Überwindung der Widersprüche" verfolgt wird. Bei Handlungen, die als gemein oder dumm gelten, wäre dann kein klares Bewußtsein davon vorhanden, wie die Situation ist; wie man mit seinen Neigungen und Wünschen dort hineingepaßt ist und wie man, wenn man so (dito: gemein oder dumm) auf einen Anlaß der Situation reagiert, sich als deren formbestimmter Teil betätigt.
Diese Begriffsbildung impliziert damit eine interpretierende Wiederholung der Sokratischen These, daß jeder, der etwas will, das Gute will und nur deshalb schlecht handelt, weil er nicht genügend erkennt, was das Gute ist (Vgl. Platon, Protagoras 352-58, Platon (1977)). Aristote-

les hat diese These einer ausführlichen Kritik unterzogen (Nikomachische Ethik, Buch VII, 3-5, Vgl. Aristoteles (1969), S. 179-187), deren Pointe darin besteht, daß das im schlechten Handeln Erkannte (die besonderen Wünsche) nicht auf der gleichen Stufe stehe wie das darin Nicht-Erkannte (allgemeine Wünsche). Deshalb könnte man derartiges Nicht-Wissen nicht als Nichtwissen qua Negation des eigentlichen Wissens auffassen. Soweit ich sehe, ist diese Überlegung damit eher eine Explikation als eine Kritik der Sokratischen Auffassung.

207) Stegmüller (1973) S. 24

208) Lorenzen passim, z.B. Lorenzen (1974d) S. 39

209) Vgl. Stegmüller (1973), Abschnitt 1. Über die Ziele und Aufgaben der Wissenschaftstheorie

210) Noack (1976) nimmt diese Frage sehr ernst, diskutiert sie und verneint sie schließlich.

211) Ich erinnere nochmals an die Opponentenkriterien in der Logischen Propädeutik (nicht böswillig und nicht schwachsinnig). Aber auch außerhalb des Konstruktivismus ist die Ansicht geläufig, daß Dinge vorauszusetzen sind, die jeder akzeptiert, der nicht "bad or mad" ist.

212) Jaspers (1913)

213) Vgl. besonders die Schriften von Ludwig Binswanger, etwa Binswanger (1963) und Klaus Conrad, exemplarisch Conrad (1963).

214) Dörner legt sich und seinen psychiatrischen Kollegen in Dörner (1975), Einleitung S. 17, folgende Fragen vor:"Wie handeln die psychiatrisch Tätigen als Menschen mit Menschen? ... Was ist die emotionale oder besser die moralische Basis meines Handelns? Was ist die Legitimation, die Rechtfertigung meines Handelns? ... Wie werde ich ein durch eine akute Krise erzwungenes Besser-Wissen(z.B. bei Zwangseinweisung) je wieder los? Wie kann ich jemanden ernstnehmen und zugleich verantwortlich für ihn sein?" (Hervorhebung im Text)

215) Foudraine (1976), Neue Wege, S. 381

216) Foudraine (1976). Die Originalausgabe dieses Buches erschien 1970 in holländischer Sprache. Deutsche Übersetzung erstmals München 1971. Inzwischen in einer Taschenbuchausgabe vorliegend (1976). Alle Zitate sind dieser Ausgabe entnommen. Ich benutze hinfort als Kürzel für dieses Buch: 'Neue Wege'.

217) Unter den Darstellungen der (Sozial)geschichte der Psychiatrie ragen heraus Dörner (1969) und Foucault (1961)

218) de Freminville (1976)

219) a.a.O. S. 63-115

220) Diese "materialistische" Ansicht hatte sich gegen den erbitterten Widerstand der von der Philosophie des deutschen Idealismus beherrschten Psychiatrie durchzusetzen. Vgl. dazu Dörners ausführliche Darstellung, Dörner (1969) S. 303-335

221) Emil Kraepelin leitete in der 2.Hälfte des 19. Jhdts. jahrzehntelang eine große Irrenanstalt und entwickelte aufgrund seiner Beobachtungen das erste umfassende psychiatrische Diagnose-System. Vgl. Kraepelin (1883).

222) Vgl. Dörners Aufsatz (1975a)

223) Pioniere waren Frieda Fomm-Reichmann, Harry Stuck Sullivan, Marguerite Sechehaye, John N. Rosen. Fleishmann (1969) lokalisiert bei Freud den zweiten revolutionären Umschwung in der Psychiatrie (nach Pinel). Der dritte soll dann bei den Psychopharmaka und ein vierter bei der community-therapy liegen. Ich werde dieser weiteren Einteilung nicht folgen, weil dabei die Paradigma-Entwicklung neuer Methoden in der Therapie reduziert ist. Denn einerseits ist das nicht ganz konsequent, weil die Schocktherapien, die eine Zeitlang enthousiastisch gefeiert wurden und auch heute noch zum Standardrepertoire klassischer Psychiatrie gehören (cf. Bericht über Anwendungen bei Angst/Dinkelskamp (1975), S. 9-13). Andererseits ist aber die Entwicklung der Therapie unter theoretischen Ansätzen vorangetrieben worden, die zu berücksichtigen erst die Entwicklungsrichtung und damit die Dynamik der Paradigmata sichtbar macht.

224) Freuds erste Fälle waren Hysteriker, also Patienten, die körperliche Symptome hatten. Wenn man nachvollziehen möchte, mit welcher Kraft "die Sache", nämlich die Krankheit dieser Menschen den Somatiker Freud geradezu "umdrehte", also ihn dazu brachte, sein Augenmerk auf psychische Faktoren zu richten, dann empfielt sich die Lektüre der 'Studien über Hysterie', Freud(1969a).

225) "Die Neurose sei der Erfolg eines Konflikts zwischen dem Ich und seinem Es, die Psychose aber der analoge Ausgang einer solchen Störung in den Beziehungen zwischen Ich und Außenwelt.", Freud (1969b), S. 387

226) Vgl. Benedetti et al. (1962) S. 342

227) Krüll (1977) spricht von 'biogenetisch', das scheint mir zu weit, Benedetti et al. schreiben (1962), S. 342 "somatisch-physiologischer Gesichtspunkt".

228) Die Psychiater gestehen das unumwunden ein. Vgl. dazu die entsprechenden Bemerkungen in den Standardlehrbüchern, etwa Huber (1974), S. 188, Schulte/Tölle (1974) S. 346, 348 und Weitbrecht (1973), S. 4o4

229) Vgl. dazu z.B. die Darstellungen bei Kolle (1970). Auf S. 87 wird berichtet, daß Meduna aus der Beobachtung, Schizophrenie und Epilepsie träten nur selten am gleichen Fall auf, "ein wenig voreilig" schloß, man sollte bei Schizophrenen künstlich epileptische Anfälle erzeugen, um ihrer Krankheit zu wehren. Das war der Beginn der Cardiazol-Schock-Therapie. Weil Cardiazol nicht gut vertragen wurde, verfielen Bini und Cerletti darauf, einen ähnlichen Krampf durch einen Stromstoß ins Gehirn auszulösen. Auch hier war an Theorie nichts weiter als die erwähnte negative Korrelation vorhanden. Bei de Fréminville (1977) S. 130 wird die (grausliche) Szene der ersten Anwendung des Elektroschocks beschrieben.
Alle Schocktherapien hatten in den Anfangsphasen so bedeutende "Neben"wirkungen, daß es schon erstaunlich ist, bei Kolle, nur 4 Seiten entfernt von der Beschreibung dieser Anfänge der Therapien zu lesen, daß man Menschen durchaus nicht zu Versuchen benutzen dürfe. Und wenn es in der Psychiatrie manchmal so aussehe, dann sei "Voraussetzung ... selbstverständlich, daß dieser Behandlungsversuch mit hoher Wahrscheinlichkeit unschädlich ist" (a.a.O. S. 83).
Diese Therapien waren, als sie erfunden wurden, nicht mit hoher Wahrscheinlichkeit unschädlich. Um so etwas verantwortlich zu sagen, muß man weit mehr haben, als derart schlichte Erwägungen. Es scheint auch bis heute nicht festzustehen, daß sie wirklich mit hoher Wahrscheinlichkeit unschädlich sind. John Rosen jedenfalls richtet an "meine Kollegen, die Psychiater, ... folgende Bitte...: Erstens, wenn Sie dem Patienten nicht helfen können, so schaden Sie ihm wenigstens nicht. Das heißt, unterlassen Sie Schockbehandlung und Lobotomie. Nehmen Sie ein hilfloses Individuum nicht als Objekt für Experimente..", Rosen (1964) S. 231

230) Schmidbauer (1975) S. 244, nennt diese Methode eines "der dunkelsten Kapitel in der Geschichte der modernen Psychiatrie". Bedenkt man, daß hier Menschen, wiederum auf der Grundlage einfachster trial-and-error- Überlegungen zu Hirntraumatikern gemacht werden, dann dürfte

dies Urteil wohl berechtigt erscheinen. Und m.E. ist dies auch unabhängig davon, daß die Methode nicht einmal wirkt: Angst/Dinkelskamp (1975), S. 15 urteilen in wahrhaftig wissenschaftlich-distanzierter Manier: "Häufige Rückfälle und Mißerfolge haben dem Verfahren sehr geschadet" (Man denke: dem Verfahren!). Wer glaubt, daß nun wenigstens aufgrund dieser Ergebnisse der alte ärztliche Grundsatz 'Primum nil nocere'wieder etwas mehr beachtet würde, sieht sich getäuscht. Von den Anhängern des Verfahrens wird weiterer Fortschritt in technischen Verbesserungen gesucht, die sich, wie Schmidbauer sagt, "zur Leukotomie (verhalten, H.W.) wie ein Skalpell zu einer Axt." (Schmidbauer (1975), S. 245)

231) Bürger-Prinz (1971), S. 179. Diese These von der prinzipiellen Uneinfühlbarkeit oder Unverständlichkeit des Psychotikers oder des Schiziphrenen wird durch die immer wieder vorgelegten Berichte über Therapien der Psychogenetiker, bei denen mit den Kranken ernsthaft kommuniziert wurde, aufgeweicht, spielt aber immer noch eine große Rolle. Krüll (1977) S. 64 erwägt den Gedanken, diese Unverständlichkeit sei eigentlich die Deklaration der Unfähigkeit des Psychiaters. Das ist naheliegend: Sprachtheoretisch betrachtet ist der Ausdruck 'unverständlich' ja wohl als ein mindestens zweistelliger Prädikator - Person X ist unverständlich für Person Y - aufzufassen.

232) Eine Übersicht über die Forschung zum Zusammenhang zwischen Schizophrenie und Familie gibt der Reader Bateson et al. (1969)

233) Das klassische Werk zu diesem Ansatz, soweit er für die Psychiatrie relevant wurde, ist Goffmans 'Stigma', vgl. Goffman (1963)

234) Vgl. Goffman (1971)

235) Und weitgehend noch herrscht, Vgl. die Enquête über die Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik, Enquête (1975)

236) Der Ausdruck 'Antipsychiatrie' stammt von Cooper Vgl. Cooper (1967).

237) Hier sind die zahlreichen Publikationen des New Yorker Psychiatrie-Professoers Thomas Szasz einschlägig. Vgl. besonders seine Bücher (1961) und (1970).

238) Vgl. die Vorträge auf dem Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Neurologie, 1974 in München, abgedruckt in Hippius/Lauter (1976)

239) Vgl. von Zerssen (1976)

240) Für das Verständnis von Foudraines Arbeit am wichtigsten sind Adlers Inividualpsychologie, Adler (1974), Rosens "Direkte" Analyse, Rosen (1953) und Jones' Sozialpsychologie, Jones (1962)

241) "Kurzum: ich geriet in Widerspruch zur Psychiatrie, die mir durch Bücher und auch durch einige Lehrer nahegebracht werden war, und verlor schon bald jedes Vertrauen in sie. Ich geriet vor allem in Widerspruch dagegen, daß man die mit ihren Schwierigkeiten nicht fertig werdenden Menschen etikettierte, und bekam einen regelrechten Ekel von dem Botanisieren von 'Geisteskrankheitsbildern'. Ich glaubte, daß Begriffe wie 'neurotisch', 'psychotisch', 'schizophren' ... (und welche Etiketten weiß Gott sonst noch auf Menschen geklebt werden) jedenfalls nichts mit einer geheimnisvollen Krankheit zu tun haben und daß sie ebensowenig erblich sind. Allmählich, mit Hilfe der Literatur, meiner eigenen psychoanalytischen Ausbildung, auf Wegen und Umwegen, entwickelte ich eine gewisse technische Fertigkeit auf dem Gebiet der Psychotherapei und insbesondere der Psychotherapie sogenannter 'schizophrener' Menschen", Neue Wege, S.11f. Die Konsequenz, die sich ihm daraus ergab: "Die Begegnung zweier Menschen und das, was sich im Feld zwischen diesen beiden zu entwickeln beginnt, präsentierte sich mir als die einzige Form sinnvollen Handelns für den Psychiater", Neue Wege S.32

242) a.a.O. S. 149

243) a.a.O. S. 152

244) Ebda.

245) a.a.O. S. 150

246) a.a.O. S. 142

247) a.a.O. S. 141

248) a.a.O. S. 151. Das Merkwürdige darin ist, daß sich hier das physiogenetische Paradigma als unmittelbare Meinung mitten im "Lager" des gegnerischen Paradigmas hält.

249) a.a.O S. 153

250) Allerdings gilt das für die analytisch orientierten Psychiater. Der Begriff 'Ich-Schwäche' ist ja ein Derivat des Freudschen Ich-Begriffs (vgl. Freud 1969c), der besonders durch die Arbeiten von Karl Abraham, vgl. Abraham (1972), und von Paul Federn, vgl. Federn (1952)

in diesen Zusammenhang mit der Psychose gebracht worden ist. Sehr eindrucksvoll arbeitet Laing mit diesem Gesichtspunkt, prägt dafür (vgl. Laing 1960) den Begriff 'ontologische Unsicherheit'.
Natürlich sind weder 'Ich-Schwäche' noch 'schizophren' Ausdrücke einer theoriefreien Beobachtungssprache. Wenn daher schon bei Kraepelin zu lesen ist, der Schizophrene (bei Kraepelin hieß "dieselbe" Krankheit noch 'Dementia praecox') zeichne sich aus durch "Zerfall der se.lischen Persönlichkeit" (Kraepelin (1921), S. 59), so können wir zwar vermuten, daß damit die gleiche Sache gemeint ist. Aber wir wissen es nicht, solange nicht die Begriffe dieser verschiedenen Paradigmata in einer Terminologie auf gehoben sind, in der die Verschiedenheit der Begriffe in einem übergeordneten System von Unterscheidungen aufgehoben ist.

251) Neue Wege S. 162

252) a.a.O S. 167

253) Foudraine schreibt, daß er seinen Antrag für die Renovierung und den Umbau der Station mit dem Personal besprach, "das ihn mit Hohnlachen quittierte"(a.a.O. S. 154). Es stellt sich heraus, daß derartige Vorschläge schon öfter ohne Erfolg gemacht worden waren. Daß nun dieser Antrag erfolgreich ist, gehört zu den "glücklichen" Umständen dieses Handlungsprozesses, denn damit wird die Atmosphäre gleichsam erneuert und es kommt etwas Schwung für Änderungen auf. Weil Foudraine diese Umstände nicht unter Kontrolle hat, könnte man seine Handlungsweise für blind halten. Vgl. dazu die Auseinandersetzung in III.4.7.

254) a.a.O. S. 162

255) Ebda.

256) a.a.O. S. 168

257) Entfällt

258) a.a.O. S. 169

259) Ebda.

260) a.a.O. S. 165

261) Diese und ähnliche Regelungen fielen in den Kompetenzbereich des "Nursing Department" und waren jedenfalls letztlich nicht ohne die Zustimmung der Direktorin dieser Abteilung zu machen. Foudraine hat sich der Zustimmung der Direktiorin nicht, bevor er begann, versichert,

bemerkt aber, daß er ohne diese Zustimmung kaum handlungsfähig gewesen wäre. Hinsichtlich der Frage, ob dadurch dies Handeln nicht zufällig würde, vgl. wieder hier in Abschnitt III.4.7.
Es wäre aber sicherlich ein Mißverständnis, das Wohlwollen jener Direktorin als "Situationbedingung" aufzufassen, die für dies Handeln notwendig war. Denn diese Zustimmung ist kein Ding, das entweder vorhanden oder nicht vorhanden ist und auf das, wenn es einmal vorhanden ist, man sich "verlassen" könnte. Sondern diese Zustimmung bildet und erhält sich (als das, was sie je ist, wenn sie in Anspruch genommen wird) wie alle andern "Eigenschaften" von Menschen in diesem Interaktionsprozeß.

262) Neue Wege S. 172

263) a.a.O. S. 174f

264) a.a.O. S. 179

265) Ebda.

266) a.a. O. S. 190

267) a.a.O. S. 187

268) a.a.O. S. 221

269) a.a.O. S. 296

270) a.a.O. S. 298

271) Ebda.

272) A.a.O. S. 299

273) Wer Foudraines Bericht liest, wird bemerken, daß sich die Einteilung in diese drei Stufen machen läßt, ohne die Sache besonders zu pressen, daß aber sicherlich auch andere Einteilungen machbar wären. Insofern ist die hier folgende Darstellung eine unter einem bestimmten Zweck (nämlich Illustration eines Konzepts von sich im Prozeß begründenden Handeln) systematisierte Zusammenfassung der Foudraine'schen Darstellung. Diese selbst ist, wie Foudraine sehr genau weiß, auch eine "Darstellung" also eine systematisierte Zusammenfassung von Ergebnissen des Forschens, die nicht unbedingt in dieser Reihenfolge und nicht alle mit dieser Deutlichkeit usw. gewonnen wurden. Auf S. 160 seines Buches schreibt er: "Die Beobachtungen kamen übrigens nicht so geordnet zustande, wie sie jetzt mit Hilfe meiner Notizen und Erinnerungen aufgeschrieben werden. Im Gegenteil, vieles

von dem, was ich entdeckte, offenbarte sich während einer Phase, in der ich das Personal ermutigte, einen ganz andern Kurs einzuschlagen. Dabei haben sich dauernd Widerstände ergeben, und auf der Suche nach deren Ursachen häuften sich meine Wahrnehmungen und vergrößerte sich meine Einsicht in die formelle und informelle Struktur der Station."

274) Neue Wege S. 153

275) a.a.O. S. 143

276) Ebda.

277) a.a.O. S. 140

278) Vgl. den Hinweis in a.a.O. S. 140f

279) a.a.O. S. 141

280) a.a.O. S. 154

281) Vgl. Wohlrapp (1975), (1978)

282) Neue Wege S. 152

283) Zur Charakterisierung dieses "substantiellen" Krankheitsbegriffs vgl. Wielands Buch über das Konzept der Diagnose, Wieland (1975)

284) Die Auffassung von Krankheit als Handlung und dieser Handlung als Interaktion, also nicht etwas nur von einer Seite, dem kranken Individuum Getanes, zusammen mit dem Grundsatz, daß bei der psychischen Krankheit die Äußerungen in einer solchen Weise getan und ausgewertet werden, daß sich deren Muster ständig wieder bestätigt und daß derartig verirrtes Interagieren in der Interaktion - wenn sie vom Therapeuten anders gesteuert wird - auch wieder verlernbar ist, ist sozusagen der harte Kern der "Lebensschultehorie". Der bedeutendste Vorläufer dieser Auffassung dürfte Alfred Adler sein. Vgl. etwa sein analytisches Prinzip, in der "Form" die "gestaltende Bewegung" zu erkennen (sic: nicht primär die gestaltete - das wäre auch für die Psychoanalyse reklamierbar -, sondern die gestaltende Bewegung), Adler (1966) S. 67

285) Vgl. für die Jahre 1956-1965 die Sammelreferate Benedetti et alii (1962) und (1967), für die Jahre 1966-1972 ist der Forschungsstand des physiogenetischen Paradigmas im Referat von Angst/Dinkelskamp (1974), der Rest im Referat von Benedetti/Rauchfleisch (1975). Für allgemeine Theorie über die Ursachen der Schizophrenie vgl.

die beiden, von Gerd Huber herausgegebenen Reader (1971) und (1973).

286) Vgl. von Zerssen (1976)

287) Kurt Kolle, zit. nach Krüll (1977), S. 184

288) v.Zerssen (1976) S. 96

289) von Mendelsohn (1974) S. 16

290) Neue Wege S. 152

291) "Sivadon schilderte, wie während der deutschen Invasion in Frankreich das ganze Personal flüchtete und die Patienten sich selbst durchschlagen mußten. Eine Untersuchung nach dem Kriege ergab, daß viele Patienten das ganze nicht nur überlebt, daß sie vielmehr mit großem Erfolg Arbeit organisiert und andere soziale Rollen wirkungsvoll ausgefüllt hatten." Neue Wege S.321, dort auch weitere Beispiele.
Das Phänomen scheint allen erfahrenen Psychiatern bekannt zu sein. Bürger-Prinz (1971), S. 144, schildert, daß er nach der Bombardierung Hamburgs Kranke zu Hilfeleistungen in der Stadt beurlaubt habe und daß sie sich nach einigen Tagen in einem physisch heruntergekommenen, psychisch aber eindrucksvoll gebesserten Zustand zurückgemeldet hätten. Einige habe er sofort aus der Anstalt entlassen können. Selbstverständlich sind auch zu diesem Phänomen die Auswertungen wieder positionsspezifisch verschieden. Bürger-Prinz sieht in diesen Ereignissen die plötzliche Anstrengung, Spannung, die außergewöhnliche körperliche Sensation und bringt das ganze in Verbindung mit den Schocktherapien. Die psycho- und soziogenetische Auffassung dürfte wohl auf die Erfahrung des Ich als mit andern verbundene und darin eigenständige Instanz abheben.

292) Eine andere Sache sind die in den verschiedenen Privilegien und Kompetenzenebenen institutionalisierten Schranken, die Gegenstand der zweiten Stufe sind (vgl. unten). Diese werden nicht deshalb abgebaut, weil Menschen eigentlich gleichberechtigt wären oder sein sollten, sondern weil diese Unterschiede, in unbewußtes Verhalten und in Erwartungen aneinander abgesunken, die Therapie der Patienten behindert.

293) Ein Ärgernis könnte man darin sehen, daß es doch Unterschiede in der Unfreiheit zu geben scheint, insofern dem Arzt Jan Foudraine zugebilligt wird, anzuordnen, zu befehlen usw. Ich bitte zu beachten, daß dies nicht aufgrund eines Prinzips 'Einer muß das Sagen haben'

oder 'Menschen müssen eben einmal geführt werden' o.ä. zugebilligt wird, sondern im Hinblick darauf, daß Foudraine in dieser konkreten Situation durch eine Argumentation als Vertreter einer bewußteren Situationsgestaltung ausgewiesen ist; und insofern diese Argumentation ein Handeln konzipiert, bei dem alle Beteiligten (eingeschlossen Foudraine) lernen können. Und zwar nicht irgendetwas (der Mensch lernt immer und aus allem), sondern gezielt dasjenige zu erkennen lernen, was die Problematik der Situation ausmacht. Man kann natürlich dennoch meinen, prinzipiell sei da jeder gleich urteilsfähig und daher dürfe es in einem Prozeß des Bewußtwerdens (per definitionem) keine Befehle geben. Das ist aber eine Verwechslung von Wunsch (alle seien gleich urteilsfähig) und Wirklichkeit, eingedickt mit antiautoritärer Attitüde.

294) Neue Wege S. 165f

295) a.a.O.S. 164

296) a.a.O. S. 166

297) a.a.O. S. 168

298) Beispiel für solch einen Fall: "Leslie begann ins Bett zu machen, eine Gewohnheit, die sie offensichtlich schon vor einigen Jahren abgelegt hatte." a.a.O. 164

299) Hier verweist Foudraine auf das Ergebnis einer Untersuchung von A. Goldberg und D. Offer über die Wirkung der Uniformen in psychiatrischen Kliniken auf deren Träger und auf die, denen gegenüber damit ein Statusunterschied ständig gegenwärtig gehalten wird, Vgl. Goldberg/Offer (1961)

300) Die Idee, daß die Verwendung der üblichen sprachlichen Ausdrücke für die Unterschiede zwischen Gesunden und Kranken eine Bedeutung für den pathologischen und daher auch für den therapeutischen Prozess habe, ist auch nicht neu. Vgl. als "Vorgänger" dieses Arguments etwa Rosen (1964) S. 18. Aber die Weise, in der Foudraine es für seine konkrete Situation umformt, ist originell.

301) Foudraine schreibt am Ende: "Meine eigene Erfahrung hat mich davon überzeugt, daß unsere heutigen psychiatrischen Anstalten äußerst schwer zu reformieren sind, daß wir vielmehr nach alternativen Institutionen werden suchen müssen. Ein anderer Schluß, zu dem ich zwangsläufig kommen mußte, ist der, daß die Psychiatrie, die Ausbildung von Psychiatern und alles, was damit zu-

sammenhängt, revidiert werden müssen, weil sie von falschen, jedenfalls logisch unhaltbaren traditionellen Ausgangspositionen beherrscht sind." Neue Wege S. 15

302) Ich habe es, bis auf ganz wenige Ausnahmen, vermieden, Hegel zu zitieren, möchte aber mit Nachdruck kundgeben, daß es in dieser Arbeit kaum einen wichtigen Gedanken und insbesondere keinen Teil der gesamten Argumentationsstruktur gibt, den ich ohne ein mittlerweile 10-jähriges Bemühen um Hegels Philosophie (welches nichtsdestoweniger noch zeimlich am Anfang des Verstehens steht) hätte finden können.

VERZEICHNIS DER ZITIERTEN LITERATUR

ABRAHAM, K.	1972	Schriften zur Theorie und Anwendung der Psychoanalyse, Eine Auswahl, ed. von J. Cremerius, Frankfurt/M
ADLER, A.	1966	Menschenkenntnis, Frankfurt/M (1. Aufl. 1927)
ders.	1974	Praxis und Theorie der Individualpsychologie, Frankfurt/M (Neudruck der 4. Aufl. von 1930)
ADORNO, TH. W. ET ALII	1969	Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Neuwied/Berlin
AFHELDT, CH. ET ALII	1972	Durch Kriegsverhütung zum Krieg? Die politischen Aussagen der Weizsäcker-Studie 'Kriegsfolgen und Kriegsverhütung', München
AHRENDT, HANNAH	1960	Vita activa oder Vom tätigen Leben, Stuttgart
ANGST, J./ DINKELKAMP, THILDE	1974	Die somatische Therapie der Schizophrenie, Literatur der Jahre 1966-1972, Stuttgart
ARISTOTELES	1924	Metaphysics, A revised Text with Introduction and Commentary, 2 Vols. by W.D. Ross, Oxford
ders.	1969	Nikomachische Ethik, Ausgabe der Wiss. Buchgesellsch. von F. Dirlmeier Darmstadt
AUSTIN, J.L.	1962	How to Do Things with Words, Oxford
BATESON, G. ET ALII	1969	Schizophrenie und Familie, Frankfurt/M.
BECKER, O.	1937	Das Bild des Weges, Hermes-Einzelschriften IV
BECKERMANN, A. (Ed.)	1977	Analytische Handlungstheorie, Bd.II, Handlungserklärungen, Frankfurt/M

BENEDETTI, G. ET ALII	1962	Forschungen zur Schizophrenielehre 1956-1961, in: Fortschritte der Neurologie, Psychiatrie und ihrer Grenzgebiete, 30 (1962) S. 341-439 und S. 445-505
dies.	1967	Forschungen zur Schizophrenielehre 1961-1965, in: Fortschritte der Neurologie, Psychiatrie und ihrer Grenzgebiete, 35 (1967) S. 1-34 und S. 41-121
BENEDETTI, G./ RAUCHFLEISCH, U.	1975	Die Schizophrenie in unserer Gesellschaft, Forschungen zur Schizophrenielehre 1966-1972, Stuttgart
BERK, U.	1976	Konstruktive Argumentationstheorie, Dissertation, Erlangen
BINSWANGER, L.	1963	Vom anthropologischen Sinn der Verstiegenheit, in: Straus/Zutt (1963) S. 148-154
BLASCHE, S./ Schwemmer, O.	1975	Methode und Dialektik, Vorschläge zu einer methodischen Rekonstruktion Hegelscher Dialektik, in: Mittelstraß (1975), S. 12-42
BOCHÊNSKI, I.M.	1962	Formale Logik, Freiburg/München
BÖHME, G. (Ed.)	1976	Protophysik, Für und wider eine konstruktive Wissenschaftstheorie der Physik, Frankfurt/M
ders.	1976a	Ist die Protophysik eine Reinterpretation des Kantischen Apriori? in: Böhme (1976) S. 219-234
ders.	1976b	Protophysik der Zeit - eine nichtempirische Theorie der Zeitmessung, in: Böhme (1976) S. 276-299
BUBNER, R.	1976	Handlung. Sprache und Vernunft, Grund begriffe praktischer Philosophie, Frankfurt/M
BUCHANAN, J. Mc.	1958	Ceteris paribus. Some Notes on Methodology. in: The Southern Economic Jou nal 24 (1958) S. 259-27o, Übersetzung ins Deutsche in: Knobel, H./Jochimsen R. (Eds.) Gegenstand und Methoden der Nationalökonomie, Köln/Berlin, 285-29

BÜRGER-PRINZ, H.	1971	Ein Psychiater berichtet, Hamburg
CANFIELD, J./ LEHRER, K.	1961	A Note on Prediction and Deduction, in: Philosophy of Science 28 (1961) S. 204-211
CARROLL, L.	1963	Alice im Wunderland, Übersetzt und herausgegeben von Ch. Enzensberger, Frankfurt/M
ders.	1966	What the Tortoise said to Achilles in: Carroll, Complete Works, 1o. Aufl London, S. 1104-1108
CASTANEDA, C.	1972	Die Lehren des Don Juan, Ein Yaqui-Weg des Wissens, Frankfurt/M
CHOMSKY, N.	1957	Syntactic Structures, The Hague
COMTE, A.	1956	Rede über den Geist des Positivismus, Ed. von I. Fetscher, Hamburg (Original: Discours sur l'esprit positif, 1844)
CONRAD, K.	1963	Gestaltanalyse und Daseinsanalytik in: Straus/Zutt (1963) S. 288-301
COOPER, D.	1967	Psychiatry and Antipsychiatry, London (Deutsche Übersetzung Frankfurt/M 1971)
CORCORAN, J.	1972	Conceptual Structure of Classical Logic, in: Philosophy and Phenomenological Research 33 (1972) S. 25-47
DEIMER, G.	1975	Argumentative Dialoge, Ein Versuch zu ihrer sprachwissenschaftlichen Beschreibung, Tübingen
DER DEUTSCH-UNTERRICHT	1975	Beiträge zu seiner Praxis und wissenschaftlichen Grundlegung, Ed. von R. Ulshöfer, Jg. 27(1975) Heft 2: Logik, Rhetorik und Argumentationslehre
DIEDERICH, W.	1974	Theorien der Wissenschaftsgeschichte, Beiträge zur diachronischen Wissenschaftstheorie, Frankfurt/M
DIELS, H./ KRANZ, W.	1974	Die Fragmente der Vorsokratiker, 6.Aufl. Bd. I

DINGLER, H.	1920	Kritische Bemerkungen zu den Grundlagen der Relativitätstheorie, Vortrag auf dem deutschen Physikertag in Bad Nauheim, abgedruckt in: Physikalische Zeitschrift (1920)
ders.	1921	Physik und Hypothese. Versuch einer induktiven Wissenschaftslehre nebst einer kritischen Analyse der Fundamente der Relativitätstheorie, Berlin/Leipzig
ders.	1925	Bilanz der Relativitätstheorie, in: Süddeutsche Monatshefte
ders.	1931	Der Zusammenbruch der Wissenschaft und der Primat der Philosophie, München
ders.	1933	Die Grundlagen der Geometrie, Stuttgart
DÖRNER, K.	1969	Bürger und Irre, Frankfurt/M
ders.	1975	Diagnosen der Psychiatrie, Frankfurt/M./New York
ders.	1975a	Entstehung und Wirkung psychiatrischer Diagnosen, in: Dörner (1975) S. 137-149
ENQUÊTE	1975	Über die Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland, Abschlußbericht, Deutscher Bundestag, Drucksache 7/4200
FACH, W./ HABERMAS, J.	1975	Kontroverse über "Herrschaft und Legitimität", in: Soziale Welt 26 (1975) S. 110 - 121
FEDERN, P.	1956	Ich-Psychologie und die Psychosen Bern
FEILD,R.	1977	Ich ging den Weg des Dervisch Düsseldorf/Köln
FEUERBACH, L.	1966	Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie, in: Kleine Schriften, ed. von K. Löwith, Frankfurt/M

FEYERABEND, P.	1963	How to be a Good Empiricist - a plea for Tolerance in Matters Epistemological, in: Philosophy of Science, The Delaware Seminar, Ed. By B. Baumrin, New York Übersetzte und überarbeitete Fassung in: Krüger, L. (Ed.), Erkenntnisprobleme der Naturwissenschaften, Köln/Berlin 1970, S. 302-335
ders.	1970	Against Method. Outline of an Anarchistic Theory of Knowledge, in: Minnesota Studies for the Philosophy of Science, Vol IV, Minneapolis
ders.	1973	Von der beschränkten Gültigkeit methodologischer Regeln, in: Neue Hefte für Philosophie, Heft 2/3
ders.	1974	Kuhns Struktur wissenschaftlicher Revolutionen - ein Trostbüchlein für Spezialisten? in: Lakatos/Musgrave (1974) S. 191-222
ders.	1975	Über einen neueren Versuch, die Vernunft zu retten, in: Kölner Zeitschri für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 1975, S. 479-514
ders.	1976	Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie, Frankfurt/M
ders.	1976a	Über die Methode. Ein Dialog, in: Unter dem Pflaster liegt der Strand, Anarchismus Heute, Bd. 3, Berlin, S. 99-160
FLECK, L.	1935	Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache, Basel
FLEISHMAN, M.	1969	Will the Real Third Revolution please Stand up? in: American Journal of Psychiatry 124 (1969) S. 1260-1262
FOUCAULT, M.	1969	Wahnsinn und Gesellschaft, Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft, Frankfurt/M (Franz. Origina Paris 1961)

FOUDRAINE, J.	1976	Wer ist aus Holz? Neue Wege der Psychiatrie, München. Holländische Originalfassung 1970. In den Anmerkungen benutze ich für dieses Buch als Kürzel 'Neue Wege'.
de FREMINVILLE,B.	1977	La raison du plus fort. Traiter ou maltraiter les fous? Paris
FREUD, S.	1969	Gesammelte Werke, chronologisch geordnet in 18 Bden. ("Imago-Ausgabe" London 1940, Neudruck) Frankfurt/M
ders.	1969a	Studien über Hysterie (Zuerst mit J. Breuer) gekürzt um die Beiträge von Breuer in: Freud (1969) Bd.I, S. 75 - 312
ders.	1969b	Neurose und Psychose, in: Freud (1969 Bd. XIII, S. 387-391
ders.	1969c	Das Ich und das Es, in: Freud (1969) Bd. XIII, S. 236-289
FRÖBEL, F.	1974	Entwurf der Logik. Das Begründungsproblem der Logik am Leitfaden des Projekts der Objektivierung, München
GATZEMEIER, M.	1976	Argumentationslehre im schulischen Unterricht, in: Diskussion Deutsch, Heft 30, 1976, S. 384-398
GOFFMAN, E.	1963	Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity, Englewood Cliff, NJ
ders.	1973	Die moralische Karriere des Geisteskranken, in ders. Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen, Frankfurt/M S. 125 -167 (Originalausg. dieses Buches 1961)
GOLDBERG, A./ OFFER, D.	1961	The Role of Uniform in a Psychiatric Hospital, in: Comprehensive Psychiatry (11)
HAAS, G.	1975	Zur konstruktiven Begründung der Analysis. Ein Beitrag zur Klärung des Konstruktivitätsbegriffs, Dissertation Aachen

HABERMAS, J.	1971	Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz in: Habermas,J./Luhmann, N. Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, Frankfurt/M S. 101-145
ders.	1973	Wahrheitstheorien, in: Fahrenbach, H. (Ed.) Wirklichkeit und Reflexion, Festschrift für Walter Schulz, Pfullingen
ders.	1978	Zwei Bemerkungen zum praktischen Diskurs, in: Lorenz (1978)
HEGEL, G.W.F.	1969	Wer denkt abstract? (1807), abgedruckt in: Hegel-Studien, Bd. 5, Bonn
ders,	1971	Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, erstmals veröffentlicht von C.L. Michelet, Berlin 1833, Neudruck in drei Bden. Leipzig
HEMPEL, C.G.	1977	Die Wissenschaftstheorie des analytischen Empirismus im Lichte zeitgenössischer Kritik, in: Patzig, G./Scheibe E./Wieland, W. (Eds.) Logik, Ethik, Theorie der Geisteswissenschaften, XI. Deutscher Kongreß für Philosophie Göttingen Okt.1975, Hamburg S.2o-34
ders.	1977a	Rationales Handeln, in: Meggle (1977) S. 388-414
ders. mit OPPENHEIM, P.	1948	Studies in the Logic of Explanation, in: Philosophy of Science 15 (1948) S. 135-175
HIPPIUS, H./ LAUTER, H. (Eds.)	1976	Standorte der Psychiatrie, Zum Selbstverständnis einer angefochtenen Wissenschaft. München/Wien/Baltimore
HUBER, G. (Ed.)	1971	Äthiologie der Schiziphrenien, Stuttgart/New York
ders. (Ed.)	1973	Verlauf und Ausgang schizophrener Erkrankungen, Stuttgart/New York
ders.	1976	Psychiatrie. Systematischer Lehrtext für Studenten und Ärzte, 2. überarb. Aufl. Stuttgart/New York
JANICH, P.	1969	Die Protophysik der Zeit. Mannheim

ders.	1973	Zweck und Methode der Physik aus philosophischer Sicht, Konstanzer Universitätsrede, Konstanz
ders.	1974	Zur Kritik an der Protophysik, in: Böhme (1974) S. 300-350
ders. et alii	1974	Wissenschaftstheorie als Wissenschafts kritik, Frankfurt/M
JASPERS, K.	1913	Allgemeine Psychopathologie, Heidelberg. 7. Aufl. Berlin/Göttingen/ Heidelberg 1959
JONES, M.	1962	Social Psychiatry, Springfield/Ill.
KAMBARTEL, F.	1968	Erfahrung und Struktur. Bausteine zu einer Kritik des Empirismus und Formalismus, Frankfurt/M
ders.	1973	Ethik und Mathematik, in: Kambartel/ Mittelstraß (1973) S. 115-130
ders. (Ed.)	1974	Praktische Philosophie und konstruktive Wissenschaftstheorie, Frankfurt/M
ders.	1974a	Wie ist praktische Philosophie konstr tiv möglich? Über einige Mißverständnisse eines methodischen Verständniss praktischer Diskurse. in: Kambartel (1974) S. 9-33
ders.	1974b	Moralisches Argumentieren. Methodisch Analysen zur Ethik. in: Kambartel (19 S. 54-72
ders.	1976	Was ist Logik? in ders. Theorie und Begründung. Studien zm Philosophie- und Wissenschaftsverständnis, Frankfurt/M S. 95-110
ders. mit MITTELSTRASS,J. (Eds.)	1973	Zum normativen Fundament der Wissenschaft, Frankfurt/M
KAMLAH, W.	1949	Der Mensch in der Profanität. Versuch einer Kritik der profanen durch vernehmende Vernunft, Stuttgart
ders. mit LORENZEN, P.	1967	Logische Propädeutik. Vorschule des Vernünftigen Redens, Mannheim

dies.	1973	Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens. Dritte, verbesserte und erweiterte Neuauflage, Mannheim
KAMLAH, W.	1975	Philosophische Anthropologie. Sprachliche Grundlegung und Ethik, Mannheim
KANT, I.	1918	Briefe von und an Kant. Zitiert nach Bd. XI der Ausgabe von E. Cassirer, Berlin
ders.	1968	Kritik der Urteilskraft. Zitiert nach Bd. 8 der 10-bdgen Ausgabe von W. Weischedel, Darmstadt
KEENAN, E.	1970	A Logical Base for a Transformational Grammar of English. Ph.D. Dissertatio University of Philadelphia
KLEIN, J.	1968	Die griechische Logik und die Entstehung der Algebra, in: Gadamer, H.G. (E Um die Begriffswelt der Vorsokratiker Darmstadt. S. 476-496
KOLLE, K.	1970	Verrückt oder normal? Psychiatrie in Wissenschaft und Praxis, Reinbek
KOPPERSCHMIDT, J.	1973	Rhetorik. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz
KRAEPELIN,E.	1883	Compendium der Psychiatrie, Leipzig. Weitergeführt als Kraepelin (1921)
ders.	1921	Psychiatrische Klinik. 3 Bde, zitiert wird Bd.I, Allgemeine Übersicht, vierte überarbeitete Aufl. Leipzig
KRAFT, V.	1968	Der Wiener Kreis. Der Ursprung des Neopositivismus. Wien/New York
KRÜGER, L.	1974	Die systematische Bedeutung wissenschaftlicher Revolutionen. Pro und Contra Thomas Kuhn, in: Diederich (1974) S. 210-246
KRÜLL, MARIANNE	1977	Schizophrenie und Gesellschaft. Zum Menschenbild in Psychiatrie und Soziologie. München
KUHN, Th.	1967	Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt/M (Original 196

ders.	1972	Postskript - 1969 zur Analyse der Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, in: Weingart, P. (Ed.) Wissen schaftssoziologie, Bd. 1, Frankfurt/M S. 287-319
ders.	1974	Bermerkungen zu meinen Kritikern, in: Lakatos/Musgrave (1974) S. 223-269
ders.	1974a	Anmerkungen zu Lakatos. in: Diederich (1974) S. 120-134
LAING, R.D.	1960	The Devided Self. An existential Stud on Insanity and Madness, Chicago
LAKATOS, I.	1974a	Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramm in: Lakatos/Musgrave (1974) S. 89-189
ders.	1974b	Die Geschichte der Wissenschaft und ihre rationalen Rekonstruktionen, in: Diederich (1974) S. 55-119
ders. mit MUSGRAVE, A.	1974	Kritik und Erkenntnisfortschritt, Braunschweig. (Dies ist die übersetzt und erheblich erweiterte Fassung von Lakatos/Musgrave (eds.) Criticism and the Growth of Knowledge, London 1970)
LEIBNIZ, G.W.	1956	Monadologie (1714) zusammen mit der Abhandlung 'Principes de la Nature et de la Grace fondés en raison' hrsg. von H. Herring, Hamburg
LEITENBERG, M.	1976	Warum sind die Salt II-Grenzen so hoch oder wie stark sind die Sowjets wirklich? in Duwe, F. (Ed.) Technolog und Politik, Bd IV, März 1976, S.49-7
LEONHARDT, R.W.	1974	Argumente. Pro und Contra. München
LOOSER, M. ET ALII	1974	Zur Kritik der praktischen Philosophie der Erlanger Schule, in: Kambartel (1974) S. 96-147
LORENZ, K.	1968	Dialogspiele als semantische Grundlage von Logikkalkülen, in: Archiv für Logik und Grundlagenforschung 11 (1968) S. 32-55 und S. 73-100
ders.	1970	Elemente der Sprachkritik. Eine Alternative zum Dogmatismus und Skeptizism in der analytischen Philosophie, FfM

ders.	1972	Der dialogische Wahrheitsbegriff, in: Neue Hefte für Philosophie, Heft 2/3, S. 111-123
ders. (Ed.)	1978	Konstruktionen versus Positionen. Aufsätze zur Wissenschaftstheorie (Festschrift für Paul Lorenzen), Berlin
LORENZEN, P.	1955	Einführung in die operative Logik und Mathematik. Berlin/Göttingen/Heidelberg , 2. Aufl. 1969
ders.	1961	Das Begründungsproblem der Geometrie als Wissenschaft der räumlichen Ordnung, in: Philosophia Naturalis VI (1961) S. 415-431
ders.	1962	Metamathematik. Mannheim
ders.	1968	Methodisches Denken, in: ders. Methodisches Denken, Frankfurt/M S. 24-59
ders.	1968a	Moralische Argumentationen im Grundlagenstreit der Mathematiker, in: der. Methodisches Denken, Frankfurt/M S. 152-161
ders.	1969	Normative Logic and Ethics, Mannheim
ders.	1970	Formale Logik. Berlin (1. Aufl. 1958)
ders.	1973	Semantisch normierte Orthosprachen in: Kambartel/Mittelstraß (1973) S. 2-249
ders.	1974	Konstruktive Wissenschaftstheorie Frankfurt/M
ders.	1974a	Regeln des vernünftigen Argumentieren in: Lorenzen (1974) S. 47-97
ders.	1974b	Das Problem einer theoretischen Philosophie unter dem Primat der praktisch Vernunft, in: Lorenzen (1974) S.119-1
ders.	1974c	Interdisziplinäre Forschung und infra diskziplinäres Wissen, in:Lorenzen (1974) S. 133-146
ders.	1974d	Szientismus versus Dialiktik, in: Kambartel (1974) S. 34-53

ders.	1975	Wissenschafttheorie und Wissenschaftssysteme. Vortrag auf dem Hegel-Kongreß, Stuttgart
ders.	1975a	Autonomie und empirische Lozialforschung, in: Mittelstraß (1975) S. 244-26
ders. mit SCHWEMMER, O.	1973	Konstruktive Logik, Ethik und Wissenschaftstheorie, Mannheim. 2.Aufl. 197
LUKÁCS, G.	1967	Der Junge Hegel. Über die Beziehungen zwischen Dialektik und Ökonomie, Neuwied/Berlin
MACKENSEN, L.	1977	Deutsche Etymologie, Basel
MADDOX, J.	1973	Unsere Zukunft hat Zukunft, Stuttgart (Original: The Doomsday Syndrome, London 1972)
MASTERMAN, MARGARET	1974	Die Natur eines Paradigmas, in: Lakatos/Musgrave (1974) S. 59-88
MEDINA, M.	1973	Ansätze zu einer normativen Spieltheorie, in: Kambartel/Mittelstraß (1973) S. 200-215
MEGGLE, G. (Ed.)	1977	Analytische Handlungstheorie Bd.I, Handlungsbeschreibungen, Frankfurt/M
von MEDELSSOHN, F.	1974	Psychiatrie am Scheideweg, München
MITTELSTAEDT, P.	1966	Probleme der modernen Physik, Mannhei
MITTELSTRASS, J. (Ed.)	1975	Methodologische Probleme einer normativ-kritischen Gesellschaftstheorie Frankfurt/M
NAESS, A.	1975	Kommunikation und Argumentation, Kronberg/Ts
NELSON, L.	1911	Die Unmöglichkeit der Erkenntnistheorie, Berlin
NIKOLAUS VON KUES	1964f	Philosophisch-theologische Schriften, Ed. und eingel. von L. Gabriel, 3 Bde Wien
NOACK, H.	1976	Allgemeine Einführung in die Philosophie. Probleme ihrer gegenwärtigen Selbstauslegung. Darmstadt

OEHLER, K.	1962	Die Lehre vom noetischen und dianoetischen Denken bei Platon und Aristoteles. Ein Beitrag zur Erforschung d Geschichte des Bewußtseinsproblems in der Antike. München
PERELMAN, Ch./ OLBRECHTS-TYTECA, L.	1958	Traité de l'argumentation. La nouvell rhetorique. Paris
PERELMAN, Ch.	1970	Le champ de l'argumentation, Bruxelle
PLATON	1977	Protagoras in: Bd I der 8 bdgen Plato Ausgabe der Wiss. Buchgesellsch. Ed. von G. Eigler, Darmstadt
PLUTARCH	1960	Große Griechen und Römer. Eingel. und übers. von K. Ziegler, Teil V, Alexandros und Caesar. Zürich/Stuttgart
POPPER, K.R.	1965	Of Clouds and Clocks. An Approach to the Problem of Rationality and the Freedom of Man. The Arthur Holly Compton Memorial Lecture, St. Louis, Missouri
ders.	1966	Logik der Forschung, Tübingen, 2. Auf (1. Aufl. 1935) Als Kürzel verwende ich in den Anmerkungen 'LdF'
ders.	1968	Was ist Dialektik? in: E. Topitsch (E Logik der Sozialwissenschaften, Köln/ Berlin, S. 262-290
ders.	1969	Die Logik der Sozialwissenschaften in: Adorno et al. (1969) S. 103-123
ders.	1972	Objective Knowledge, Oxford
REICHENBACH, H.	1930	Kausalität und Wahrscheinlichkeit, in Erkenntnis 1 (1930) S. 158-188
ders.	o.J.	Der Aufstieg der wissenschaftlichen Philosophie, Berlin (Original Chicago 1938)
RITSERT, J. (Ed.)	1975	Gründe und Ursachen gesellschaftliche Handelns, Frankfurt/M
ROSEN, J.N.	1953	Direct Analysis, New York
ders.	1964	Psychotherapie der Psychosen, Stuttgart (Original: Direct Psychoanalyiti Psychiatry, NY 1962)

SATPREM	1970	Sri Aurobindo oder das Abenteuer des Bewußtseins, Bern/München/Wien
SCHÄFER, L.	1974	Erfahrung und Konvention. Zum Theoriebegriff in den empirischen Wissenschaften, Stuttgart/Bad Cannstatt
ders.	1977	Über den wissenschaftlichen Status der medizinischen Forschung, Vortrag auf dem Kongreß 'Medizin und Philosophie' Hamburg Sept. 1977
SCHMIDBAUER, W.	1975	Psychotherapie. Ihr Weg von der Magie zur Wissenschaft. München
SCHNEIDER, H.J.	1974	Der theoretische und der praktische Begründungsbegriff, in: Kambartel (19 S. 212-222
SCHWEMMER, O.	1971	Philosophie der Praxis. Versuch zur Grundlegung einer Lehre vom moralisch Argumentieren, Frankfurt/M
ders.	1973	Grundlagen einer normativen Ethik, in: Kambartel/Mittelstraß (1973) S. 159-178
ders.	1974	Appell und Argumentation. Aufgaben und Grenzen einer praktischen Philosophie. Versuch einer Antwort auf die "Kritik der praktischen Philosophie der Erlanger Schule", in: Kambartel (1974) S. 148-211
ders.	1975	Begründen und Erklären, in: Mittelstraß (1975) S. 43-87
ders.	1976	Theorie der rationalen Erklärung. Zu den methodischen Grundlagen der Kulturwissenschaften, München
ders.	1977	Verstehen als Methode, Vorüberlegunge zu einer Theorie der Handlungsdeutung. Vortrag in Hamburg, Juli 1977
ders.	1978	Deduktiver und konstruktiver Begründungsbegriff, in: Lorenz (1978)
SCHULTE, W./ TÖLLE, R.	1973	Psychiatrie. 2. überarb. Aufl. Berlin/Heidelberg/ New York

SCHULZ, W.	1972	Philosophie in der veränderten Welt. Pfullingen
SEARLE, J.R.	1971	Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. Frankfurt/M (Eng. Original 196
SPINNER, H.	1974	Pluralismus als Erkenntnismodell, Frankfurt/M
STEGMÜLLER, W.	1969	Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und analytischen Philosophie, Bd. 1, Wissenschaftliche Erklärung und Begründung. Berlin/Heidelberg/New York
ders.	1973	Probleme und Resultate der Wissenschatheorie und analytischen Philosophie Bd. IV, 1. Halbbd. Personelle und statistische Wahrscheinlichkeit, Berlin/Heidelberg/New York
STRAUS, E./ ZUTT, J. (Eds.)	1963	Die Wahnwelten (Endogene Psychosen), Frankfurt/M
TAYLOR, G.R.	1971	Das Selbstmord-Programm, Frankfurt/M (Original: The Doomsdaybook, London 1970)
THIEL, Ch.	1972	Grundlagenkrise und Grundlagenstreit. Studie über das normative Fundament der Wissenschaften am Beispiel von Mathematik und Sozialwissenschaft, Meisenheim am Glan
TOULMIN, St.	1958	The Uses of Argument, Cambridge (Deutsche Übersetzung München 1976)
WEITBRECHT, H.J.	1968	Psychiatrie im Grundriss, 2. überarb. Auflage. Berlin/Heidelberg/New York
WELLMER, A.	1972	Erklärung und Kausalität. Zur Kritik des Hempel-Oppenheim'Modells der Erklärung, Habilitationsschrift, Frankfurt/M, unveröff. Ms
WHORF, B.L.	1963	Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträ zur Metalinguistik und Sprachphilosophie, Reinbek (Eng. Original Cambridg Mass. 1956)
WIELAND, W.	1975	Diagnose. Überlegungen zur Medizintheorie, Berlin/New York

WIEN, W.	1921	Aus der Welt der Wissenschaft, Leipzig
WILLER, J.	1973	Relativität und Eindeutigkeit. Hugo Dinglers Beitrag zur Begründungsproblematik, Meisenheim am Glan
WITTGENSTEIN, L.	1969	Tractatus logico-philosophicus (1921) in: Wittgenstein- Schriften Bd. I Frankfurt/M
von WRIGHT, H.	1974	Erklären und Verstehen, Frankfurt/M
WOHLRAPP, H.R.	1974	Resultate und Probleme im konstruktiven Begründungsbegriff, Vortrag in Erlangen im Dez. 1974, unveröff. Ms
ders.	1975	Konstruktiver versus analytischer Wissenschaftsbegriff, in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie VI (1975) S. 252-275
ders.	1976	Ein allgemeines Konzept der Argumentation. Vortrag an der Universität Konstanz, Juni 1976, unveröff. Ms
ders.	1977	Analytische und konstruktive Wissenschaftstheorie. Zwei Thesen zur Klärung der Fronten, in: Patzig, G./ Scheibe, E./ Wieland, W. (Eds.) Logik Ethik, Theorie der Geisteswissenschaf en, XI Deutscher Kongreß für Ühilosophie, Göttingen im Okt. 1975, Hamburg
ders.	1978	Was ist ein methodischer Zirkel? Erläuterung einer Forderung, welche die konstruktive Wissenschaftstheorie an Begründungen stellt, in: Mittelstraß, J./ Riedel, M. (Eds), Vernünftiges Denken, Gedenkschrift für Wilhelm Kam lah, Berlin
WUNDERLICH, H.G.	1972	Wohin der Stier Europa trug. Kretas Geheimnis und das Erwachen des Abendlandes, Reinbek
ZACHARIAS, G.	1974	Der Kompromiß. Vermittlung zwischen g gensätzlichen Positionen als Ermöglichung des Friedens. München
von ZERSSEN, D.	1976	Psychisches Kranksein - Mythos oder R alität? in: Hippius/Lauter (1976) 79-1